# Almanach

# lustiger Schwänke

für die Bühne,

herausgegeben

von

T. H. Friedrich.

(Verfasser der satyrischen Feldzüge.)

---

Mit trefflichen Kupferstichen,

durch treue Abbildung bekannter Personen doppelt anziehend.

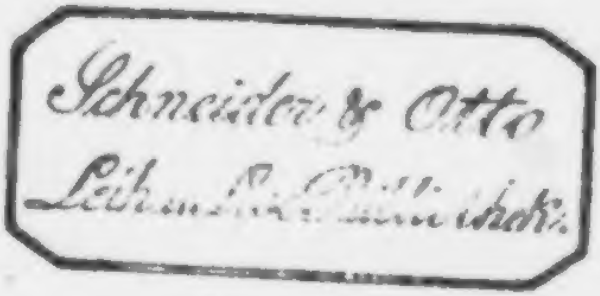
BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Berlin 1816,

in der Maurerschen Buchhandlung.

(Poststraße Nr. 29.)

G · C ·


Schneider & Otto

# Inhalt.


Studentenpfiffe. Ein Luſtſpiel in zwei Aufzügen . . . . Seite 1

Hans Schnauz. Ein Schwank in Einem Aufzuge . . . — 41

Aetſch! Aetſch! oder die Prüfungen. Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge . — 75

Der Geiſt oder die unterbrochene Theaterprobe. Ein Schwank in Einem Aufzuge . . . . — 101

Die Scheintodten. Ein Schwank in zwei Aufzügen . . . Seite 143

Als empfindsame Zugabe:

Die blonden Haarlocken, oder das patriotische Mädchen. Ein Schauspiel in Einem Aufzuge . . — 193

# Vorwort.

Die gestrenge Meisterin Kritik wird diese Erzeugnisse meiner Muse nicht als schulgerechte Lustspiele gelten lassen. Immerhin! so mögen sie als Schwänke in die Welt gehen, welche keinen anderen Zweck als den der Erheiterung und Belustigung haben. Wem hieran genügt, der wird ihnen diesen anspruchslosen Titel nicht versagen.

Das patriotische Mädchen, welches den Reihen schließt,

ist auf die Frage gefaßt: wie bist du in diese lustige Gesellschaft gerathen? — Sie wird der Meisterin ihre blenden Locken vorhalten, und das Richterschwerdt wird sanft auf sie herabfallen.

Der Verfasser.

# Studentenpfiffe.

Ein Lustspiel in zwei Aufzügen.

## Personen.

Josias Krall, ein Wechsler.

Sebaldus Pfeifer, ein Kaufmann.

Philipp, dessen Neffe, ein Student.

Mathilde, dessen Mündel.

Fabian, Philipps Bedienter.

Die Scene ist vor und in Kralls Hause.

# Erſter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Eine Straße. Im Vordergrunde Kralls Haus.

Philipp.

(Kommt, einen Brief leſend, aus dem Hintergrunde hervor.)

Laß ſehen, was der Herr Oheim weiter ſchreibt. — „Auch ſollſt du den Studiis fleißiger obliegen!“ — Curioſer Einfall! als wenn man auf der Univerſität wäre, um den Studiis obzuliegen! — „Dich ernſtlicher als bisher auf die Rechte legen“ — Was? Kann man ſich ernſtlicher auf die Rechte legen als Ich, der ich das Corpus juris als Kopfkiſſen gebrauche? — „Deine Zeit und mein Geld nützlicher anwenden“ — Meine Zeit? Pah! wie kann ich mein nennen, was ſich nicht feſthalten läßt? — Ihr Geld? Meines verſtorbenen Vaters Geld wollen Sie ſagen; und daß ich es nützlich anwende, darüber belieben Sie den Gaſtwirth zum goldnen Faß, den Italiäner Makkaroni und Fräulein Fanny zu vernehmen. —

Nein mein Herr Oheim! wenn man Lanzen brechen will, so muß man beſſer geſattelt ſeyn als Sie.

( Er lauſcht nach einem Fenſter des Krallſchen Hauſes. )

Pſt! Pſt! — Wenn ich ihr doch nur ein Paar Worte zuflüſtern könnte! — Aber der alte Drache hütet ſie wie ſeinen Augapfel. — Ah! da kommt auch ſchon der Fabian. — Nun? Alles ausgerichtet?

## Zweiter Auftritt.

### Philipp und Fabian.

**Fabian.**

Der Wagen ſteht vor Ihrer Wohnung in Bereitſchaft. Und hier iſt die Garderobe, wie ſie ſo eben aus der Trödelbude hervorging.

**Philipp.**

Her damit! ( Er zieht ſich in einen Winkel zurück ) — Dieſer alte Wolfspelz, in welchem die Motten ärger gehauſet haben, als die Advokaten und Juden in meiner Concurs-Maſſe, wird mir nicht übel ſtehen. (Er bekleidet ſich damit)

**Fabian.**

Und dieſe ſtattliche Knotenperücke, in welcher ſich die Mäuſe, wie es ſcheint, ein Rendezvous gegeben haben, giebt Ihnen ein ſo ehrwürdiges antikes Anſehen, daß man faſt in die Verſuchung geräth, Sie für einen Antiquarius oder Archivarius zu halten.

**Philipp.**

Die Pelzſtiefeln! — So! — Ich dächte, jetzt könnte ich allenfalls den Oheim vorſtellen.

Fabian.

Auf Ehre! 'S iſt, als wenn ich den alten Herrn leibhaftig vor mir ſähe, wie wir voriges Jahr Abſchied von ihm nahmen, um die hieſige Univerſität zu beziehen. — Aber mit den weiſen Redensarten wird es hapern, die dem lieben Herrn ſo reichlich und überſchwenglich entſtrömten.

Philipp.

Paß auf, ob ich's recht mache: (mit veränderter Stimme) „Nun ſo gehabe dich dann wohl, mein lieber Neffe! ich verhoffe, daß du deine Zeit und mein Geld gut anwenden, und mir dermaleinſt Freude machen werdeſt.“

Fabian.

Nicht übel. — 'S iſt die zweite Edition des Herrn Sebaldus Pfeifer.

Philipp.

Wohl zu merken, daß Krall ihn ſeit ſeiner Jugend nicht geſehen hat, daß es alſo auf gar zu große Aehnlichkeit nicht ankommt. — Dreißig Jahre! du lieber Gott! die machen ganz andre Menſchen.

Fabian.

Die Kunſt der Geſichtsmalerei muß nun noch das Uebrige thun. — Aber jetzt möchte ich doch auch in der That wiſſen: wozu ſoll dieſe Mummerei?

Philipp.

In dieſer Maske, mein lieber Fabian! will ich Mathilden entführen.

Fabian.

Meine Ahnung! — Aber —

Philipp.

Wiſſe, daß mein Oheim, der zugleich Mathildens Vormund iſt, morgen hier aus Liebsſtädtel ankommen will, um ſie an den Wechsler zu verheirathen.

Fabian.

Was Henker!

Philipp.

Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, dem Herrn Oheim in dieſer Verkleidung zuvor zu kommen, und das liebe Kind aus den Klauen ihres Argus zu befreien.

Fabian.

Aber ich begreife nur nicht, wie dieſer Knauſer ſich entſchließen kann, ein blutarmes Mädchen zu heirathen?

Philipp.

Da liegt eben der Haſe. Die Alten wiſſen recht gut, was ſie Mathilden weislich verhehlen, daß der alte ſteinreiche Vetter in London, der ſchon ſeit Jahr und Tag auf dem Wege zur Unterwelt iſt, ſie in ſeinem Teſtamente zur Univerſalerbin eingeſetzt hat. Verſtehſt du? Eben auf dieſer goldenen Baſis iſt das Heirathsplänchen gegründet, und der Oheim intereſſirt um ſo mehr dabei, als er dem Wechsler ein hübſches Sümmchen ſchuldig iſt, womit dieſer in Geduld ſtehen will, wenn die Heirath zu Stande kommt. Ich weiß das alles aus ſicherer Hand.

Fabian.

Ah! — Nun wird mir's hell vor den Augen.

Philipp.

Und eben deshalb hat der Oheim ſie ſchon ſeit einigen Monaten in des Philiſters Hände gegeben, unter dem Vor-

wande, die Hauptstadt kennen zu lernen, eigentlich aber, um sie an seinen Umgang zu gewöhnen. Verstanden?

Fabian.

Verstehe.

Philipp.

Siehst du? — So sind die Alten. Kalt und engherzig opfern sie uns ihren Spekulationen auf.

Fabian.

Ja ja! so sind sie! so machen sie's!

Philipp.

Kurz! morgen soll die Sache zwischen Mathilden und dem Wechsler in Richtigkeit gebracht werden, und der Oheim wird sein ganzes Ansehen aufbiethen, seinen Plan durchzusetzen.

Fabian.

Oho! da müssen wir doch auch dabei seyn.

Philipp.

So denke ich. Und glückt mir's mit der Entführung, so reise ich mit ihr nach London, und bringe sie bei dem alten Vetter, der sie wie sein eignes Kind liebt, in Sicherheit. — Also merk' auf! — Wir fahren von meiner Wohnung ab, und bei dem Wechsler vor, gleichsam als ob wir geradeswegs von Liebesstädtel kämen. — Du bist mein Kutscher Sebastian. — Richte dein Costum darnach ein!

Fabian.

Auf der Stelle! —

Philipp.

Halt! — Noch Eins! — Es ist durchaus nothwendig, daß Mathilde vorher von meinem Vorhaben unterrichtet werde. — Schleiche dich also in des Wechslers Haus hinein, und versuche

es, ihr unbemerkt dieſen Brief zuzuſtecken. — Ich werde derweile hier auf dem Anſtande bleiben.

Fabian.

Unterthänigſter! — Ja ja! ſo iſt's in der Welt. Die Diener müſſen ihre Haut zu Markte tragen, und die Herren bleiben derweile auf dem Anſtand. — Na! nur her damit! — Aber der rückſtändige Sold —?

Philipp.

Wird bezahlt, ſobald der Streich ausgeführt iſt. —

(Fabian ab in Krulls Haus.)

## Dritter Auftritt.

Philipp (allein).

(Er horcht an der Hausthür.)

Wenn ihn der Philiſter nur nicht über dem Briefstragen ertappt! — — Pſt! — Es erhebt ſich ein kleines Donnerwetter im Hauſe! — Verflucht! — Flugs in den Hinterhalt!

(Er zieht ſich zurück.)

## Vierter Auftritt.

(Fabian kommt aus dem Hauſe gelaufen. Krull verfolgt ihn bis an die Thür mit einer Ofengabel.)

Fabian.

Bemühen Sie ſich nicht weiter! ich finde ſchon ſelbſt zurecht.

Krull (zurückrufend).

Cartouche! Soldan! Cerberus!

(Er pfeift.)

Fabian.

Merrrrrr! — ſelbſt Cartouche! ſelbſt Cerberus!

Krall (mit der Ofengabel drehend).

Nehm' er ſich in Acht!

Fabian.

Wie Sie ſehen. Mein Rückzug war ein Meiſterſtück der Kriegskunſt. Stets in Schlachtordnung. Ich hoffe, Sie haben's empfunden. Hahaha!

Krall.

Man wird ihm das Briefträgen anſtreichen!

Fabian.

Man wird in Zukunft vorſichtiger ſeyn.

Krall.

Unterſtehe er ſich noch Einmal, mir über die Schwelle zu kommen! — Meine Leute haben Befehl —

Fabian (an die Taſchen klopfend).

Wir haben Münzen; es gilt ein Trinkgeld.

Krall.

Cerberus bewacht fortan die Hausthür, ich rathe euch —

Fabian.

Durchs Fenſter zu ſteigen? — Sehr verbunden.

Krall.

Mamſell wird das zweite Stockwerk beziehen.

Fabian.

Man bedient ſich einer Leiter —

Krall.

Und wird mit Maulſchellen und Stockprügeln empfangen.

Fabian.

Welche man mit Zinſen zurückgiebt.

Krall.

Stößt auf eiſerne Gitter —

Fabian.

Durch welche man ſich mit Gewalt den Weg bahnt —

Krall (geifernd).

Ins Zuchthaus! — Recht! dahin gehört Ihr.

Fabian.

Belieben Sie nur voran zu ſpatzieren.

Krall.

Ein für Allemal: was will ſein Herr von dem Mädchen? Merkt der junge Laffe denn nicht, daß ſie einen Ekel an ſeinen albernen Liebesbriefchen hat? — O er bildet ſich wohl gar ein, daß ſie ſo einen milchbärtigen Knaben — ja post festum! — hahaha! ſag' er ihm, dieſe Perle ſey zu koſtbar, um —

Fabian (einfallend).

Einem alten Filz vorgeworfen zu werden. Sehr wahr mein würdiger Herr Joſias Krall!

Krall (mit dem Fuß ſtampfend).

Ihr Otternbrut! — Aber laßt nur erſt den Oheim kommen!

Fabian.

Ja apropos! — Iſt es denn wahr, daß des jungen Herrn Oheim morgen hier ankommt?

Krall.

Zu dienen. Und ihr habt eben keine Urſache, euch auf ſeine Ankunft zu freuen. Meine Berichte über des jungen Herren Aufführung werden wahrhaftig keine Lobgedichte ſeyn. Was ſoll ich auch als gewiſſenhafter Freund ſeines Oheims von

ihm rühmen? Anſtatt ſeinen Curſum zu abſolviren, treibt er ſich bis in die ſpäte Nacht in Weinhäuſern herum, und ſtört noch obendrein den Hausfrieden arbeitſamer Staatsbürger. Er hat eine tüchtige Lektion für ſeine unzähligen dummen Streiche zu erwarten.

Fabian.

Der junge Herr rechnet ganz auf die zärtliche Fürſprache des würdigen Herrn Joſias Krall.

Krall.

Er wird ſich verrechnen.

## Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde zeigt ſich am Fenſter und ſingt.

Es wird mir hier zu eng im Schloß,
Ich muß, ich muß ins Weite.

(Fabian giebt ihr durch verſtohlne Winke zu verſtehen, daß er einen) Brief für ſie habe. — Philipp wirft ihr Kußhände zu.

Fabian.

Geſtehen Sie's nur Herr Krall! Ihr Mund iſt im Grunde ſchlimmer, als Ihr Herz, und ich wette, die Guthmüthigkeit gewinnt doch am Ende die Oberhand über Sie. Zum Beiſpiel: wenn ich Sie bäte, dieſe Muſikalien an Fräulein Mathilde abzugeben. — He?

Krall (begierig).

Muſikalien? — Ey warum nicht? Geb er her!

Fabian.

Aber Sie möchten ſie unterſchlagen.

Krall.

Nicht doch Monſieur Fabian!

Fabian.

Beſorgen Sie nicht etwa, daß ein Liebesbrief darin ſtecke — nein! auf Ehre nicht. -

Krall.

Ach! wer glaubt denn an ſo etwas? Her damit!

Fabian.

Ja Sie kleiner Schelm! wer Ihnen trauen könnte! — Schwören Sie!

Krall.

Pah! er iſt ein Narr.

Fabian.

Nun ich will einmal auf Ihr ehrliches Geſicht bauen. — Da! (er giebt ihm eine Notenrolle) Mit Erlaubniß, Sie verlieren Ihren Haarbeutel — Halten Sie her! (Unter dem Vorwande, ihm den Haarbeutel feſtzubinden, praktiſirt er den Brief in denſelben, indem er Mathilden auf dieſen Handgriff aufmerkſam macht) So mein Herr! — jetzt ſitzt er feſt. — Aber wieder auf die Noten zu kommen, ich verlaſſe mich auf Ihre Zuſage.

Krall.

Ja doch! — (bei Seite) O du Eſel!

Fabian. (eben ſo)

O du Eſel! — Und jetzt empfehle ich mich mein ſüßer postillon d'amour! — Hahaha! vergeſſen Sie bei Leibe nicht die eiſernen Gitter! Hahaha! (ab mit Philipp.)

## Sechſter Auftritt.

Krall (allein).

Der Kerl! — es überläuft mich eiskalt bei ſeinem verfluchten Gelächter. — War mir's doch juſt, als ob ich den Schmuel

David lachen hörte, der mir einſt die Papiere anſchwatzte, die den Augenblick darauf 10 Prozent verloren. — Postillon d'amour! Was er nur damit ſagen will? (Er öffnet die Notenrolle) Muß doch die Schreiberei unterſuchen. — Noten! Ja, wer ſie ſo ohne Argwohn betrachtet, der denkt weiter nichts, als: es ſind Noten! — Aber wer ſteht mir dafür, daß aus dieſen Köpfchen und Schwänzchen, aus dieſen cis, fis und gis kein Stelldichein heraus zu leſen ſey? — Hohl's der Kukuk!

(Er zerreißt die Papierrolle, und geht ins Haus zurück.)

## Siebenter Auftritt.

Ein Zimmer in Kralls Hauſe.

Mathilde.

Hahaha! — ein verwünſchter Einfall: ſeinen Haarbeutel zur Briefta ſche zu machen! — Und daß er den Betrug nicht merkte! — Ich bin doch neugierig, was Philipp mir ſchreibt. — St! der Alte kommt. (Sie ſingt:)

„Ich muß, ich muß in's Weite."

## Achter Auftritt.

Mathilde und Krall.

Krall.

Ei! ſehnt ſich's Nachtigällchen ins Weite?

Mathilde.

Wär's ihm wohl zu verdenken?

Krall.

Nicht doch! — So wenig wie ſeinem Hüter, wenn er den Käfig verſchließt. Ach! es giebt der Hahichte ſo viele: das Philomelchen iſt weggeſchnappt, eh' man ſich's verſieht.

Mathilde.

Sagen Sie mir doch: kommt etwa der Vormund, um mich wieder abzuholen?

Krall.

Wie denn? Will's Püppchen schon wieder nach dem lieben Krähwinkel zurück?

Mathilde.

Was wäre dabei zu verwundern? — Weiß ich doch in der That nicht, wozu mein längerer Aufenthalt hier dienen soll. Unter dem Vorwande, die Hauptstadt und ihre Herrlichkeiten zu sehen, hat der Vormund mich zu Ihnen in die Kost gegeben. Aber wollte Gott, daß ich auch nur Einmal im Schauspiel gewesen wäre. Halten Sie mich nicht unter Schloß und Riegel wie eine Gefangene?

Krall.

Nur Geduld mein Aeffchen! sollst nächstens über Land mit mir, sollst alle Mittwochen an meiner Seite spatzieren gehen: du kennst die anmuthige Ebereschen-Allee nach dem Galgen zu. Man hat allda eine köstliche Aussicht. He?

Mathilde.

Nach den Galgen? Ach! um diese Aussicht beneide ich keinen.

Krall (ihr die Wangen streichelnd).

Spitzköpfchen! - Sollst auch ins Thiergärtchen, ins Theaterchen. Künftigen Sonntag wird der Geizige gegeben — Hahaha! sollst ihn sehen — Hahaha! sollst dich recht satt lachen — Hahaha!

Mathilde.

Ach! um den zu sehen und auszulachen brauch' ich nicht

erſt ins Theater zu gehen. — Aber was iſt das? — Ihr Haarbeutel ſitzt ja ganz ſchief. — Erlauben Sie! (Sie macht ſich über ſeinen Haarbeutel her, und zieht das Briefchen heraus, welches ſie unbemerkt zu ſich ſteckt.)

Krall.

Dacht ich's doch gleich, daß der Spitzbube mir einen Schabernack angethan hätte.

Mathilde.

So! nun ſitzt er wieder gerade.

Krall.

Apropos! Hat mein Liebchen ſchon die Stube in Bereitſchaft geſetzt?

Mathilde.

Für den Vormund? — Sorgen Sie nicht. 'S iſt alles zu ſeinem Empfange vorbereitet?

Krall.

Schön! ſchön! — Will auch ein Uebriges thun. 'S Täubchen kann heute den ganzen Abend in dem Gärtchen luſtwandeln.

Mathilde.

Bin von Ihrer Güte entzückt. — Das nenn' ich ein Luſtwandeln! Der ganze Garten iſt 5 Fuß lang und 3 Fuß breit, und mit thurmhohen Mauern umgeben.

Krall.

Auf Wiederſehn mein Aeffchen! Laß dir die Zeit nicht lang werden, will nur einen Augenblick in's Comptoir.

(ab.)

Mathilde.

Uebereilen Sie ſich nicht.

## Neunter Auftritt.

Mathilde (allein).

Unausſtehlicher alter Geck! — Nun laß ſehen, was Philipp mir ſchreibt —

„Theuerſte Mathilde!“ — „Dein Vormund, mein hochgeſchätzter Herr Oheim, hat den ſauberen Plan ausgeheckt, dich mit dem Wechsler zu verheirathen.“ — Wie? — „Die Alten wollen dir ſo lange zuſetzen, bis du dich ihrem Willen fügſt.“ — Abſcheulich! — „Das Nähere mündlich. Ich komme heute Abend in der Maske des Oheims, um ſeinen Plan zu vereiteln. Sey auf meine Ankunft gefaßt! Glückt es mir, deinen Argus zu täuſchen, ſo entgehen wir ihm unter dem Schutze der Nacht, und ich bringe dich in ein ſichres Aſyl bei deinem alten Vetter in London, der dich mit liebevollen Armen empfangen wird.“ — Hilf Himmel! ſo hat mich mein Argwohn nicht betrogen? — Liebloſer Vormund! der mich verhandeln will — und an wen? — Mir grauſet bei dieſem Gedanken. — Ja, ich folge dir Philipp! die Liebe macht mich kühn. Geſchwind! geſchwind! daß ich reiſefertig bin, wenn er kommt. (Sie trägt mehrere Kleidungsſtücke zuſammen) O weh! der Alte! —

## Zehnter Auftritt.

Mathilde. Krall.

Krall.

Da bin ich wieder mein Täubchen! Siehſt du? Dein Täuber weicht dir nie von der Seite. - Aber wie iſt's denn? Räumſt ja auf, als ob's auf's Reiſen ginge.

Mathilde.

Je nu! es wäre doch möglich, daß der Vormund mich wieder mitnehmen will.

Krall.

O nicht doch!

Mathilde.

Man muß auf jeden Fall gefaßt seyn.

Krall (sie in die Backen kneipend).

Sag mir doch, was fehlt dir denn eigentlich bei mir? Hast nicht Futter genug für's Schnäbelchen? Kannst nicht singen und girren vom hellen Morgen bis in die sinkende Nacht? Sorge ich nicht für dein Vergnügen auf alle ersinnliche Art? Laß ich dir nicht alle Abend einen Walzer und eine Aria auf dem Leierkasten dudeln? — Bin ich nicht vor 14 Tagen mit dir um die Stadtmauer spatzieren gegangen? — Und bist doch nicht zufrieden? Hängst doch das Köpfchen? — Hm? — (Er klopft ihr leichtfertig auf die Hand) O geh mir doch! — Ein Küßchen? (Er reicht ihr den gespitzten Mund hin)

Mathilde (Ihn von sich stoßend).

Sie sind widerlich! — Gehen Sie!

Krall.

Wa — wa — was?

Mathilde (ans Fenster laufend).

Da kommt ein Wagen die Straße herunter. — Was gilt's: er ist's!

Krall.

Wer? Wer?

Mathilde.

Philipp — der Vormund wollt ich sagen.

Krall.

Der Vormund? — Biſt nicht geſcheut.

Mathilde.

Im vollen Trabe. — Ich wette, er iſt's. — Sehen Sie doch den alten Herrn da in dem Wolfpelz!

Krall.

Aber er wollte ja erſt morgen kommen.

Mathilde.

Nun er wird ſich eines andern beſonnen haben — Bei Gott! er iſt's.

Krall.

J! was du ſagſt! Flugs ihm entgegen!

(Er ſtürzt hinaus.)

## Eilfter Auftritt.

Mathilde (allein).

Es iſt Philipp! — Geſchwind meine Baarſchaften und Koſtbarkeiten zuſammengepackt! — (Sie trägt mehrere Sachen in einen kleinen Koffer zuſammen, und verſchließt ihn) So! — Jetzt bis an's Ende der Welt, wenn der Geliebte und das Schickſal es gebieten!

## Zwölfter Auftritt.

Mathilde. Philipp in ſeiner Verkleidung, von Krall hereingeführt.

Philipp (in Mathildens Arme eilend).

Sieh da! — Herzlich, herzlich willkommen geliebtes Mündelchen!

Mathilde.

Mein theuerſter Herr Vormund!

(Sie will ihm die Hand küſſen.)

Krall.

Aber wie iſt's denn? Du wollteſt ja erſt morgen kommen.

Philipp.

Ja, Ja! der Menſch denkt, und Gott lenkt. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll: ich konnte die Zeit nicht erwarten, und bin mir ſo zu ſagen ſelbſt vorausgeeilet, weil ich ſchmachtete, meine geliebte Mathildis ſchon vor meiner Ankunft in meine Arme zu ſchließen.

Krall.

Schon vor meiner Ankunft! — Toller Schnack! — Biſt noch immer der wunderliche Heilige, der du vor 30 Jahren warſt.

Philipp.

Meinſt du? — Hahaha! (Er küßt Mathilden)

Krall.

Und immer noch derſelbe lockre Zeiſig — Hahaha!

Philipp.

Nosce te ipsum Herr Mädchenjäger!

Krall.

Eh!

Philipp (zu Mathilden).

Es gab eine Zeit, wo die Frauenzimmer ihn den unwiderſtehlichen nannten.

Mathilde (bei Seite).

Den unausſtehlichen vielleicht.

Krall (seufzend).

Tempi passati.

Philipp.

Gelt! du warst der Dämon aller Ehemänner, ein zweiter Cäsar im Felde der Liebe: veni, vidi, vici! Aber jetzt! Hahaha! wo bist du Sonne von Austerlitz geblieben? Bist ja schier zusammengeschrumpft wie eine Mumie.

Krall (mit den Füßen schlurrend).

St! — Je nu! wer kann auch immer liebenswürdig bleiben? Jedes Ding hat seine Blütezeit.

Philipp (zum Fenster hinausrufend).

Sebastian! Sebastian! Sorge dafür, daß mein Reisekoffer in Sicherheit gebracht werde. Denn du mußt wissen Alter! es sind bedeutende Papiere darinnen. Dazu 10,000 Thaler in eitel vollwichtigen Randdukaten.

Krall (schmunzelnd).

Ey! du hast gut geladen.

Philipp.

Wie wir Alten nun einmal sind. Es macht uns Sorge, von unserm Mammon zu scheiden, drum führen wir ihn lieber stets bei uns. — Aber was treibst du denn altes Haus? Besuchst du noch fleißig die Synagoge — die Kirche wollt' ich sagen? — Wie gehen die Prozente? Wie ist der Cours auf London und Amsterdam? Wie steht die Bank und die Seehandlung? — (Er zwickt ihm in die Ohren) — Ey! ich denke einen feinen Rebbes mit dir zu machen.

Krall.

Au! — schon gut! — lege nur nicht einen so scharfen Akzent auf deine Reden.

Philipp (zu Mathilden).

Laß dich nochmals in meine vormundschaftlichen Arme schließen, geliebte Mathildis! — Wie freuet es mich, daß du nun Gottes Hülfe zu einer so feinen Jungfrau herangewachsen bist. — Ach könnte ich doch eben so viele Freude an meinem ungerathenen Neffen erleben, der vielleicht in diesem Augenblick auf neue gottlose Streiche sinnt.

Krall.

Ja das ist dir ein saubres Früchtchen, der Monsieur Philipp, ein rechter Galgenstrick.

Philipp.

Du stößest mir einen Dolch ins Herz.

Mathilde.

Nicht doch Herr Vormund! Halten Sie ihn nicht für schlimmer als er ist. Wirklich! sein Herz ist gut wie Gold. Nur sein Leichtsinn, ein unzertrennlicher Gefährte der raschen Jugend, läßt ihn zuweilen Handlungen begehen, die —

Philipp.

Wie?

Mathilde.

Die ihm und andern Gefahr bringen können.

Philipp.

Sieh da! Du bist ja eine eifrige Lobrednerin des unnützen Buben.

Krall.

Das liebe, mitleidige Herz! — (ihm ins Ohr raunend) Du kannst mir's glauben, ich habe dir nicht den zehnten Theil von seinen Bubenstreichen geschrieben.

Philipp (ihm die Haare zerzausend).

Ich weiß dir Dank für deine Prokura.

Krall.

Pfui! — Thu mir nur die Liebe, und sprich nicht so viel mit den Händen.

Philipp.

Wieder auf dich zu kommen geliebtes Mündelchen! Ich hege das Vertrauen, daß du dich in frommer Ergebung meinen vormundschaftlichen Anordnungen fügen werdest.

Mathilde.

Ich unterwerfe mich freudig Ihren Wünschen.

Krall.

Gutgesprochen mein Täubchen!

Philipp.

Wenn daher ein junger Mann so in meinem Alter, von soliden Gemüths- und andern Eigenschaften, item mit einem Herzen voll feuriger Liebe, dich in Deh- und Wehmuth als Braut heimzuführen gesonnen wäre —?

Krall (sich in die Brust werfend).

Nicht zu vergessen: ein Männchen von schlankem Wuchs und feinem Ansehen, der so etwas — wie soll ich sagen? — nüchternes, schüchternes, verschämtes und süßmelancholisches hat; dabei so sanft wie ein Lamm, so zärtlich wie ein Täuber —

Philipp.

Nun?

Mathilde.

Wer es auch sey, den mein Herr Vormund für mich ausersehen hat, ich werde ihm in allem folgsam seyn.

Philipp.

(sich vergessend und sie feurig küssend)

Mein englisches Mädchen! so gefällst du mir.

Krall (bei Seite).

Der alte Sünder! — wie verbuhlt er ist!

## Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Fabian als Kutscher mit dem Koffer.

Fabian.

Herr Pfeifer! wo soll ich den Koffer hinbringen?

Krall.

Weise ihm sein Zimmer an, mein Engel!

Philipp.

Warte Mündelchen! ich muß dabei seyn.

(Mathilde, Philipp und Fabian ab.)

## Vierzehnter Auftritt.

Krall (allein).

Ich weiß nicht, wie der Alte mir vorkommt. Das ist ein Geschnäbel mit dem Mädchen, daß mir die Haare zu Berge stehen. — Sollte er etwa — ? Nein zum Henker! er ist ja ihr Vormund. Aber auch nichts mehr und nichts weniger. — Traue der Kukuk den Vormündern! Ich möchte rasend werden vor Eifersucht. Warte! Euch will ich belauschen. (ab)

(Der Vorhang fällt.)

## Zweiter Aufzug.

Die Bühne ist durch eine durchlaufende Wand dergestalt getheilt, daß sie, wie in dem Lustspiele: die gefährliche Nachbarschaft, zwei Zimmer bildet, die mittelst einer Thür in Verbindung stehen.

### Erster Auftritt.

Philipp und Mathilde in dem einen Zimmer. Krall in dem andern, an der Thür lauschend.

**Krall.**

Sie sprechen verdammt leise.

**Philipp** (mit gewöhnlicher Stimme).

Du siehst selbst ein, theuerstes Mädchen! daß es keinen andern Ausweg giebt. Der Vetter in London wird uns mit offnen Armen empfangen, und dich mit Vergnügen in seinen Schutz nehmen.

**Mathilde.**

Ach! welch ein leichtgewonnenes Spiel habt ihr mit den Bedenklichkeiten eines liebenden Mädchens! — Wohlan Philipp! ich folge dir.

Phi-

Philipp.

Sobald wir also überzeugt sind, daß er schläft: dann auf und davon!

## Zweiter Auftritt.

Die vorigen und Fabian, welcher in das Zimmer tritt, worin Krall lauscht. Krall zieht sich bei seinem Anblick von der Thür zurück, durch welche Fabian zu Philipp und Mathilden hineingeht.

Fabian.

Sachte! sachte! Der Alte lauschte hier so eben an der Thür.

Philipp.

Was Kukuk! — Halt! Da fällt mir ein köstlicher Gedanke ein. Diese Thür soll uns gute Dienste leisten. Geh zu ihm, Fabian! und sage ihm, der junge Herr sey so eben mit dem Alten zusammengerathen, der ihm tüchtig die Epistel lese. — Was gilt's? — Die Neugierde wird ihn plagen, zu horchen. Dann aber werde ich als Neffe und als Oheim so täuschend mit mir selbst sprechen, daß er darauf schwören soll, eine Unterredung zwischen zwei Personen zu hören. — Und dabei soll er zugleich Dinge erfahren, die ihn auf ganz andere Gedanken bringen werden.

Fabian.

Nun das wäre lustig. — Gut! ich gehe. (Er geht durch die gemeinschaftliche Thür zu Krall zurück, und giebt diesem heimlich zu verstehen, was Philipp ihm aufgetragen hat.)

Mathilde.

Aber wozu soll das führen?

Philipp.

Gieb Acht! ich bringe ihn dahin, daß er freiwillig von dir abſteht, und froh iſt, wenn ich auf der Stelle mit dir von dannen reiſe, indem ich ihm weiß mache, daß aus der Erbſchaft des Londner Vetters nichts geworden ſey.

Mathilde.

Wie wirſt du im Stande ſeyn, die doppelte Rolle täuſchend zu ſpielen?

Philipp.

Ich habe die Sprache in meiner Gewalt. — Gieb Acht!

Mathilde.

Ich höre ein Geräuſch an der Thür. Er horcht ſo eben. —

(Philipp ſpielt hierauf den folgenden verſtellten Dialog, in welchem er mit jedesmal veränderter Stimme und Stellung bald ſeinen Oheim bald ſich ſelbſt ſo täuſchend ſprechen läßt, daß Krall, der an der Thür lauſcht, ſich von der Unterredung zweier verſchiedenen Perſonen überzeugt, und dieſe Ueberzeugung durch ſein Geberdenſpiel zu erkennen giebt.)

Philipp (als Oheim).

Nun ſo rede du ungerathener Bube! vertheidige dich, wenn du kannſt.

(als Neffe.)

Mein Herr Oheim!

(als Oheim.)

Iſt das die Frucht meiner vielfältigen Ermahnungen? Habe ich darum ſo viel an dich gewendet, daß du dein Pfund vergraben, und anſtatt die Collegia zu repetiren, renommiren und commerſchiren ſollſt?

Krall.

Er iſt im guten Zuge. — Immer drauf, immer drauf!

Philipp (als Oheim).

O du Taugenichts! — was muß ich alles von dir hören? Die Spielkarten sind dein Corpus juris, die Weinhäuser deine Hörsäle, und die Pfandinden deine Professores. — Summa Summarum: deine Studia reduziren sich auf Schuldenmachen und lüderliche Streiche.

Krall.

Bravo! bravo!

Philipp (als Neffe).

Sehr verbunden für Ihre gütige Meinung. — O ich errathe den dienstfertigen Philister, der mich bei Ihnen angeschwärzt hat. Ich kenne den Verräther.

Krall.

Aha! das bin Ich.

Philipp (als Oheim).

Schweig Unsinniger! unterstehe dich nicht, diesen Ehrenmann, an welchen mich die innigsten Bande der Sympathie ketten, in meinem, ja vielleicht in seinem Beiseyn zu blasphemiren. — O wenn du wüßtest, welch ein redlicher, uneigennütziger Freund er mir ist, und was er absonderlich für Mathilden zu thun gedenkt, sintemal er sie durch das Band der Ehe —

Mathilde.

Ja lieber Philipp! Sie verkennen diesen braven Mann.

Krall

Das liebe Kind!

Philipp (als Neffe).

Ey das nenne ich mir eine uneigennützige Freundschaft:

ein hübſches Mädchen zu heirathen, das im Begriff ſteht, 2000 Pfund Sterling zu erben.

(als Oheim)

Halt den Mund ſag' ich. Du Einfaltspinſel! biſt du denn ſo vernagelt, daß du die eigentliche Bewandniß der Sache nicht begreifſt? — Da ſchau her! überzeuge dich aus dieſen Briefſchaften, daß es mit der Londner Erbſchaft nur ein blauer Dunſt iſt.

Krall.

Was?

Philipp (als Oheim).

Daß der alte nunmehr verſtorbene Vetter ſie in ſeinem Teſtamente rein übergangen, und einen Danziger Handlungsfreund zum Erben eingeſetzt hat.

Krall.

Alle Teufel!

Mathilde.

Ich armes Mädchen! alle meine Hoffnungen ſind vereitelt.

Philipp (als Neffe).

Dem ſey wie ihm wolle: ſoviel bleibt gewiß, daß Sie Mathilden ihrem Eigennutze opfern wollen.

(als Oheim.)

(indem er ſich ſelbſt eine ſchallende Ohrfeige giebt.)

Dá! — da haſt du was für deine reſpektwidrigen Reden. — Und nun geh mir aus den Augen! Packe dich! Ich ziehe meine Hand von dir ab, ich verſtoße dich

Mathilde.

Mäßigen Sie ſich lieber Vormund!

Philipp (als Oheim).

Fort mit dir du Böſewicht!

(als Neffe.)

Gut! ich gehe. Aber ich werde es ihm eintränken, dem Philiſter; mit einem Eſelskinnbacken will ich ihn zerbläuen wie ein zweiter Simſon, daß ihm der Heirathskitzel vergehen ſoll.

(als Oheim.)

(indem er mit dem Stock auf einen Polſterſtuhl ſchlägt.)

Da! Da! das nimm zum Abſchiede! Und nun hebe dich weg von mir!

Mathilde.

Lieber Vormund! bitte, bitte.

Krall.

Hau zu! hau zu! — Schade um den Schlag der vorbei fällt.

Philipp (als Neffe)

O dieſe Schläge ſollen mit 100 Prozent auf des Wucherers Buckel zurückfallen. — Leben Sie wohl Mathilde! (Er öffnet die entgegengeſetzte Thür, und wirft ſie heftig wieder zu, als ob er hinausgegangen wäre.)

(als Oheim.)

Der Schurke! — Gut daß er endlich hinaus iſt. — Wie hat er mein Blut in Wallung geſetzt! — Ich bin ganz erſchöpft — Ah! (Er wirft ſich in einen Armſeſſel)

(Krall tritt jetzt durch die Thür der durchlaufenden Wand herein.)

Krall.

Ey ey! ſo in Eifer Herr Bruder?

Philipp.

O hätteſt du nur gehöret, wie ich ihn herunter geriſſen habe!

Krall.

Ja wohl, ja wohl! — Und auch andre Dinge hat man gehört, die eben nicht sehr erfreulich waren — hahaha! — Aber gehorsamer Diener! so prellt man keinen Fuchs.

Philipp.

Du sprichst wunderlich.

Krall.

„Londner Erbschaft!“ „Blauer Dunst!“ „Briefschaften“ — O wir verstehen, wir sind nicht auf den Kopf gefallen — hähähä!

Philipp (bei Seite zu Mathilden).

Bravo! er geht in die Falle.

Krall (vor sich).

Das bringt ihn aus dem Conzept.

Philipp.

Verräther! Du hast gehorcht?

Krall.

Gehorcht? — Mit nichten. Nur gehört hab' ich. — Oder sollte ich etwa die Ohren verstopfen? Ihr spracht ja laut genug, daß man's im ganzen Hause hören konnte.

Philipp (halblaut).

Verwünscht!

Krall.

Hahaha! — Man weiß jetzt, woran man ist.

Philipp.

Aber du wirst doch nicht etwa —?

Krall.

Zurücktreten? — Werde mir die Freiheit nehmen.

Philipp und Mathilde.

Wie?

Krall.

Kann keinen Gebrauch von dergleichen Artikeln machen.

Philipp.

Elender!

Mathilde.

Treuloſer!

Krall.

Immerhin! Lieber elend und treulos als dumm. — Sebt doch! ein armes Mädchen heirathen, und dann noch zum Gratial mit einem Eſelskinnbacken Philiſtermäßigerweiſe zerbläuet werden. Bedanke mich.

Philipp.

O du Pöbelſeele!

Mathilde (ſchluchzend).

O Sie Verräther! — Alſo wollen Sie mich ſitzen laſſen? — Ich armes Mädchen!

Krall.

Was iſt da zu verwundern? Ich habe ſie nur cum Clausula nehmen wollen, das heißt: inclusive der Londner Erbſchaft. Sintemal nun der alte Vetter einen Queerſtrich gemacht hat, ſo entſchlage ich mich ihrer und ziehe mich in guter Ordnung aus der Falle.

Philipp.

Wohlan liebe Mathilde! ſo haben wir hier nichts weiter zu ſchaffen. Laß uns die Gemeinſchaft dieſes Beſenwichts wie die Peſt fliehen, laß uns ſogleich von hinnen fahren, und ihn

ſeinen Gewiſſensbiſſen und den Furien überlaſſen, die ihn von jetzt an foltern werden.

Krall.

Schon gut. Mit den Furien will ich ſchon fertig werden. Wünſche glückliche Reiſe, behalte mir jedoch meine jura wegen dreimonatlicher Beköſtigung vor. —

Philipp.

Hat gute Wege. — Komm Mathilde! Hol dich der Kukuk du Verräther!

## Dritter Auftritt.

Die vorigen und Fabian, welcher in dem Augenblick, wo Philipp Mathilden abführen will, dazukommt.

Fabian (heimlich zu Philipp).

Da haben wir's. Der Oheim iſt angekommen. Den Augenblick wird er hier ſeyn. Ich kann ihn nicht länger aufhalten.

Philipp.

Verwünſchter Zufall! — Wohlan! ich ſpiele meine Rolle durch. Laß ihn nur kommen.

## Vierter Auftritt.

Die vorigen. Sebaldus Pfeifer.

Pfeifer.

Diener von Ihnen meine Herrſchaften! Finde ich hier den Herrn Joſias Krall? — Ah ſieh da! — Grüß dich Gott, alter, lange entbehrter, herzlich und ſchmerzlich erſehnter Freund! (Er verfolgt den zurückweichenden Krall mit offenen Armen) Nun ſo laß dich doch umarmen! — Erkennſt du mich denn nicht? —

Freilich 30 Jahre machen andre Menschen. Willkommen Mathildchen! (Er schließt Mathilden, welche sehr verlegen ist, in seine Arme)

Krall.

Was Teufel hat denn das zu bedeuten?

Philipp.

Sie sehen mein Herr! welch ein Erstaunen ihre unerwartete Erscheinung hier veranlaßt. — Ehe man die Ausdrücke Ihrer Herzlichkeit erwiedern kann, nimmt man sich die Freiheit zu fragen, wen man eigentlich vor sich zu sehen die Ehre hat?

Pfeifer.

Wie? Ist denn der alte Sebaldus Pfeifer aus Liebesstädtl eine so unerwartete Erscheinung in diesem Hause?

Krall.

Na da haben wirs!

Philipp (bei Seite zu Krall).

Der Kerl scheint mir ein abgefeimter Gauner.

Krall.

Gott verdamme mich! wärst du nach ihm gekommen, ich hätte dich für den Spitzbuben gehalten, so natürlich ahmt er dir nach.

Philipp.

Sieh Acht, wie ich ihn abführen werde. — Also wir hätten wirklich die Ehre, den Herrn Sebaldus Pfeifer vor uns zu sehen?

Pfeifer.

Angesessenen Kauf- und Handelsmann aus Liebesstädtel — zu dienen.

Philipp.

So so! — Mein Herr Pseudo-Pfeifer! Sie pfeifen aus einem falschen Ton.

Pfeifer.

Was?

Philipp.

Sie belieben zu scherzen.

Pfeifer.

Scherzen? Wie so?

Philipp.

Beim ersten Anblick zwar möchte man Sie für einen Glücksritter halten, der unter der Maske eines ehrlichen Mannes irgend eine gewinnsüchtige Absicht zu erreichen gedenkt. — Da Sie jedoch die Verwegenheit so weit treiben, sogar in meiner Gegenwart meine Person spielen zu wollen, so muß man Sie schon für einen Spaßvogel nehmen, der Comödie mit uns spielen will.

Pfeifer.

(Ihm nachsprechend, indem er seine Brille aufsetzt, und ihn von Kopf bis zu Fuß mustert.)

„Da Sie jedoch die Verwegenheit so weit treiben, sogar in meiner Gegenwart meine Person spielen zu wollen" —

Philipp.

(gleichfalls eine Brille aufsetzend, und ihn fixirend)

Frage daher nochmals: wer sind Sie, und was veranlaßt Sie zu diesem seltsamen Gaukelspiele?

Wenn ich nicht Ich selbst bin, wer wär ich denn sonst?

Pfeifer (sich die Augen reibend).

Gott! erhalte mir meinen gesunden Verstand um deiner Gnade willen!

Krall.

Mir auch, wenn ich bitten darf.

Philipp.

Widrigenfalls ich mich genöthiget sehen würde, Sie durch obrigkeitliche Zwangsmittel zu dem Bekenntnisse zu bringen, daß sie nicht der Herr Sebaldus Pfeifer sind, für den Sie sich ausgeben.

Pfeifer.

Aber du mein himmlischer Vater! Wenn ich nicht Ich selbst bin, wer wollen Sie denn, daß ich seyn soll?

Philipp.

Seyn Sie wer Sie wollen, nur wollen Sie nicht der seyn, der Ich seyn zu wollen, die größte Veranlassung habe.

Pfeifer.

Und wer sind Sie denn eigentlich Herr? Das möchte ich doch in der That wissen.

Philipp.

Hier mein Freund Krall und mein Mündelchen, die werden Ihnen sagen, daß ich eben derjenige Kaufmann Sebaldus Pfeifer aus Liebesstädtel bin, für den Sie sich ausgeben.

Mathilde.

Ja ja, so ist's.

Krall.

So iſts Herr! — Und Sie — Sie mögen ſich nur in Zeiten packen, ſonſt erleben Sie noch, daß ich mich meines Hausrechts bediene.

Philipp.

Sachte! ſachte! — Sie werden ſich alſo überzeugen mein Schatz! —

Pfeifer.

Daß ich nicht Ich ſelbſt bin. — Ich möchte raſend werden. Doch mein Neffe wird mich beſſer kennen. O bis an die Decke wird er ſpringen, wenn ich ihm die frohe Botſchaft mittheilen werde.

Philipp und Mathilde.

Frohe Botſchaft?

Pfeifer.

Sogleich will ich zu ihm. — Hol euch der Kukuk!

Philipp (ihn aufhaltend).

Mit Erlaubniß mein Herr! darf ich fragen, welche frohe Botſchaft Sie meinem Neffen mitzutheilen haben?

Pfeifer.

Was kümmert Sie das Herr?

Philipp.

Sehr viel. Als Oheim muß ich doch wiſſen. —

Pfeifer.

Eben daß Sie's nicht wiſſen beweiſet, daß Sie nicht ſein

Oheim, ſondern — ein Betrüger oder Hanswurſt ſind. — Laſſen Sie mich Herr!

Philipp (ihn am Rockſchooß feſthaltend).

Aber haben Sie doch die Gewogenheit. — Verſichre Sie auf Ehre, Sie finden ihn jetzt nirgend. Ich allein weiß, wo er in dieſem Augenblick ſteckt. Theilen Sie mir nur die angenehme Nachricht mit. Ich verſpreche Ihnen, daß er ſogleich hier ſeyn, und Ihre Kniee umfaſſen ſoll.

Mathilde.

Ich ſtehe auf glühenden Kohlen.

Krall (vor ſich).

Was Teufel! Allmählig wird mir die Geſchichte zu bunt. Am Ende iſt jener da wirklich der rechte Pfeifer.

Pfeifer.

Nun ſo eilen Sie denn zu ihm, und ſagen Sie ihm, ich hätte Briefe aus London erhalten. Der alte, nunmehr ſelig entſchlafene, Vetter habe Mathilden, wie es vorauszuſehen war, als Univerſalerbin ſeines großen Vermögens eingeſetzt.

Krall.

Was?

Pfeifer.

Jedoch — (bei Seite zu Krall) Leider iſt unſer Projektchen dadurch vereitelt worden, mein Freund! — Jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie es nur mit einem jungen Manne theilen ſolle, der in dem großen Freiheitskriege ein Ehrenzeichen erworben hat, und nebenbei die Kunſt verſteht, ein ſo ſchönes Vermögen auf eine anſtändige und ſplendide Art —

Philipp (ſich vergeſſend).

Durchzubringen? — Das paßt ganz auf Mich — auf meinen Neffen wollt' ich ſagen. —

Pfeifer.

Auf eine anſtändige Art zu benutzen. — Da dieſe Erforderniſſe nun glücklicherweiſe in meinem Neffen zuſammentreffen, und mir die Zuneigung nicht unbekannt iſt, welche du, meine liebe Mathildis! zu dem jungen Manne hegſt, ſo ſehe ich ſein Glück als begründet an.

Mathilde (bei Seite).

Gütiger Himmel! — Philipp!

Philipp.

Mathilde!

Krall.

Aber zum Teufel! Wer von beiden iſt denn nun eigentlich der wahre Pfeifer? Denn bald reißt mir die Geduld.

Pfeifer.

Das wird ſich ſogleich zeigen. — Eilen Sie jetzt mein Herr! mich mit meinem Neffen —

Philipp.

(indem er ſeine Maske abwirft, und Pfeifers Kniee umfaßt.)

Verzeihung lieber Oheim! hier iſt er ſchon.

Pfeifer.

Wie mein Herr?

Krall.

Alle Teufel! — Dacht ich's doch.

Philipp.

Verzeihung lieber Oheim!—

Pfeifer.

Iſt's möglich? — Philipp!

Philipp.

Ja lieber Oheim! Ich war's, der ſich dieſer Mummerei bediente, um eine Liſt auszuführen, die durch ihre Weigerung veranlaßt wurde.

Mathilde (ſeine Hand küſſend).

Verzeihung lieber Vormund!

Pfeifer.

Du alſo warſt der Spitzbube? — Hahaha! Na ſteh nur auf! komm an mein Herz! es iſt ſchon vergeben.

Mathilde.

Ihren Segen lieber Vormund!

Pfeifer,

Seyd glücklich!

(Umarmung.)

Fabian.

(zu Krall, der ſeitwärts in ſich gekehrt daſteht, und vor Unmuth an den Nageln kauert.)

Ey! ganz und gar verſtummt mein ſüßer postillon d'amour? — So erlauben Sie, daß ich die Mühe übernehme, Ihre Gefühle in einen zierlichen Monolog einzukleiden. (Er ſtellt ſich hinter Krall, und indem er mit deſſen Armen geſtikulirt, ſpricht er mit nachgeahmter Stimme:) Was thu' ich? — Erſchieß ich

mich? Pfui Teufel nein! ich bin blutſcheu. — Erſäuf ich mich? — Hurr! ich bin waſſerſcheu. — Erhäng ich mich? — Erhängen! ja! Vielleicht reißt der Strick. Man behält Zeit, ſich eines Beſſeren zu beſinnen, und ſich wieder abzuſchneiden. Topp! ich erhänge mich. (ihn gegen das Publikum kehrend) Iſt jemand, der Luſt hat, die Parthie mitzumachen? — Tiefes Stillſchweigen! — Sonderbar! keiner will der Gerechtigkeit vorgreifen.

( Der Vorhang fällt. )

# Hans Schnauz.

## Ein Schwank in Einem Aufzuge.

## Perſonen.

Coriander, ein Kaufmann aus Bremen.

Roſe, } deſſen Nichten.
Luiſe, }

Hein, ein Arzt.

Eduard } deſſen Neffen.
Paul }

Hans Schnauz, Pachtersſohn.

Chriſtian, deſſen Reitknecht.

Die Handlung geht in einem Gaſthofe in Hamburg vor ſich.

## Erſter Auftritt.

(Ein Zimmer mit einer gewöhnlichen Thüre und einer verſteckten Tapetenthüre.)

Coriander. Roſe und Luiſe.

Coriander.

Gottlob! da ſehn wir ja Hamburgs Paläſte,
Und ſitzen im Gaſthof zum warmen Neſte.
(Hut und Stock ergreifend.)
Jetzt Kinder! hab' ich noch — eins, zwei, drei —
Ein Geſchäft bei Saul David et Compagnei:
Auch glückt mir's vielleicht, zwei Fliegen zu ſchlagen,
Und meinen Freund Hein, den Arzt, zu erfragen:
Der befreit mich gewiß von des Steines Plagen.
Bleibt fein zu Hauſe! bin ſtracks wieder hier;
Seid mäuschenſtill, und verriegelt die Thür!
Denn gegen Verführer, Horcher und Diebe
Thut's Noth, daß man zehnfache Riegel vorſchiebe.
(ab.)

## Zweiter Auftritt.

Roſe und Luiſe.

Roſe (die Thüre verriegelnd).

Nun Schweſter? Was gilt's? Du zweifelſt noch immer.

Luiſe.

O ſchweig! Du albernes Frauenzimmer!

Roſe.

Mit dieſen Augen, die niemals trügen,
Sah ich ſie, wie ſie den Pferden entſtiegen.

Luiſe.

Verliebte Täuſchung! Du ſahſt — wer weiß wen:
Du ſahſt, wie alle Verliebten ſehn.

Roſe.

Ungläubiges Mädchen! ich ſchwör es dir,
Und ſterbe darauf: ſie beide ſind hier.

(an der Wand lauſchend)

Und wenn ſie nicht neben uns eingekehrt ſind,
So ſprich immerhin, ich ſey taub und blind.

(Ein Geräuſch an der Tapetenthür.)

Luiſe.

Was pocht da? — Horch! horch! es raſſelt!

Roſe.

Aha!

Luiſe.

Wer iſt da?

Roſe.

Sie ſind's!

Eduard und Paul!

(durch die geöffnete Tapetenthür lauſchend)

Ja ja! Sie ſind da!

## Dritter Auftritt.

Die vorigen. Eduard und Paul.

(Sie fliegen einander in die Arme.)

Eduard (zu Luisen).

Mein holdes Mädchen!

Luise.

Mein holder Freund!

Paul (zu Rosen).

Jetzt trennt uns kein Schicksal —

Rose.

Jetzt sind wir vereint.

Luise.

Ist's möglich? —

Rose.

So hab' ich mich doch nicht betrogen

Paul.

Auf der Ferse sind wir euch nachgeflogen,
Und haben das Zimmer lieneben bezogen.

Eduard.

Entdeckten sogleich die Tapetenthür,

Paul.

Und kurz und gut: Wir sind nun hier.

Luise.

Gott! unsertwegen so weit zu reisen!

Paul.

Von Bremen nach Hamburg, das will auch was heißen.

Eduard.

Und zöget ihr bis an der Newa Strand,
Wir folgten euch nach.

Roſe.

Ey ey! wie galant!

Luiſe.

Ach! zehnfach iſt unſer Loos zu beklagen:
Wir ſehn uns, um ewig Valet zu ſagen.

Eduard.

Luiſe! —

Paul.

Wie ernſthaft die Kleine das ſpricht!

Luiſe.

Ihr kennt den Zweck unſerer Reiſe noch nicht?

Roſe.

So wiſſen Sie denn meine ſchönen Herren!
Da hilft kein Sträuben, da hilft kein Sperren:]
Wir geben uns heut, Ihnen beiden zum Hohne,
Mit Monſieur Hans Schnauz, dem Pachtersſohne,
Ein Rendezvous hier, und welche von beiden
Der liebenswürdige Jüngling erwählt,
Die wird ihm als Gattin verpaſcht und vermählt:
So will es der Oheim — man muß ſich beſcheiden.

Eduard.

Der Oheim!

Paul.

Daß ihn der Henker hole!

Roſe.

Er iſt ein Kaufmann vom Kopf bis zur Sohle;

Seit länger denn fünf und funfzig Jahren
Betrachtet er alle Dinge als Waaren.
So sind ihm nun auch der Mädchen Herzen
Nur Handelsartikel wie wächserne Kerzen. —
Jüngst lernt' er den Vater des Monsieur Schnauz
Auf einer Reise nach Braunschweig kennen;
Sogleich begann unser alter Kauz
Vom Spekulationsgeist zu entbrennen.
Sie verstanden sich bald, und schlossen beide
Einen Kauf über Schlachtvieh, Holz und Getraide;
Als geheimer Traktat ward ein Heirathsplänchen
Projektirt zwischen uns und des Pachters Söhnchen.

Luise.

Und wir armen Geschöpfe, wir wurden daneben
So gleichsam mit in den Kauf gegeben.

Eduard.

Das edelste selbst ist dem Geize nicht heilig,
Die kostbare Perle der Schönheit nicht;
Er wägt und verschachert sie — pfui wie abscheulich!
Und schätzt sie nach Maaß und nach Krämergewicht.

Paul.

Aber bei Gott! es soll ihm nicht glücken.
Gebt Acht! wir wollen sein Spiel vereiteln.

Eduard.

Wir entreißen euch schnell des Barbaren Klauen

Rose.

Ey! Ey!

Paul.

Wir entführen euch —

Eduard.

Ja! ihr dürft uns vertrauen.

Roſe.

Entführen? — Gut! überlegen wir es!
Die Idee hat etwas Romantiſches.
Was meinſt du Luiſe? biſt du bereit?

Luiſe.

Bei Gott! ich meine, du biſt nicht geſchenk.

Roſe.

Wohlan! ſo gilt's eine andre Liſt.

Paul.

Wie wenn —?

Eduard.

Man müßte —

Roſe.

Ich hab' es — Wißt! —
Ja wahrlich! Der Einfall iſt ſonder gleichen.

Paul.

Heraus damit!

Roſe.

Recht! — ſo läßt ſich's erreichen,
Daß der Oheim ſelber dem Pachtersſohne
Die Thüre weißt mit Spott und mit Hohne.

Die andern.

Ey!

Roſe.

Notabene! — er kennt den Patron
Bis jetzo noch gar nicht einmal von Perſon — —
'S wird alſo ein Brief zu Papiere gebracht,

Ueber

Ueberſtrömend von zärtlichen Liebesgefühlen,
Worin mir ein Liebhaber den Vorſchlag macht,
Vor der Ankunft des Schnauz deſſen Rolle zu ſpielen,
Dem Oheim ein Näschen anzudrehn,
Und mit mir zur Nachtzeit von dannen zu gehn.
Dieſen Brief —

Paul.

Spielt man dem Oheim in die Hände.

Roſe.

Recht! und ſo geſchieht es am Ende,
Daß Schnauz für den vermeinten Liebhaber gilt,
Und vom Oheim ſelbſt wird hinausgetrillt.

Paul.

Vortrefflich! Das iſt eine herrliche Finte.
Ich ſchreibe den Brief, wo iſt Feder und Dinte?
(Er ſetzt ſich und ſchreibt.)
„Mein Engel! mein Leben!“ — ſo lautet der Brief,
„Ich liebe mit Schmerzen — die Wunde iſt tief!
„O wenn deine funkelnden — Augen nicht lügen —
„Und haſt du kein Herzchen — von Marmelſtein,
„So laß uns — den alten Knaben betrügen,
„So ſchleich' ich als Schnauz — mich bei dir ein. —“

Roſe.

Wie wird dieſe Wendung dem Oheim ſchmeicheln?
Wie wird er dafür die Wangen ihm ſtreicheln?

Paul.

„Der Oheim — wird für den Gimpel mich halten,
„Was gilt es? Wir prellen den närriſchen Alten;
„Und wenn wir ihn dann — ſo recht ſicher gemacht —

„Entführ ich dich — engliſches Mädchen bei Nacht.
„Auf ewig dein Damon!“

(Er ſchließt den Brief und verſiegelt ihn.)

Nun laßt euch ſagen:
Sobald der Rival aus dem Felde geſchlagen,
Erſcheinen wir beide auf unſern Roſſen,
Ich ſpiele den Schnauz, Du meinen Genoſſen.

Roſe.

Vortrefflich! ſo laßt ihn denn kommen — den Alten!
Mein Genie ſoll ſich heute recht glänzend entfalten.

Paul.

Was mag er noch ſonſt für Geſchäfte hier haben?

Luiſe.

Er ſucht einen Arzt, einen alten Knaben,
Freund Hein genannt; der ſoll ihn befrei'n
Von einem eingewurzelten Stein.

Paul.

Freund Hein?

Eduard.

Ein Arzt?

Paul.

Auf meine Ehre!
Das iſt unſer Oheim

Roſe und Luiſe.

Euer Oheim? — das wäre!

Paul.

Das iſt unſer Oheim — was ich euch ſage.

Roſe.

Sehr ſeltſam! — und jetzt erſt kommt das zu Tage?

(aus dem Fenſter ſehend)

Doch halt! — ſchon ſeh' ich den Oheim kommen.

Luiſe.

Ja wahrlich! er iſt's!

Roſe.

Nur klug ſich benommen!

(Eduard und Paul entſchlüpfen durch die Tapetenthüre.)

## Vierter Auftritt.

Roſe und Luiſe.

Roſe.

Wie ſpielt man ihm nun den Brief in die Hände?

Luiſe.

Wie wenn er ihn dort auf dem Schreibtiſch fände?

Roſe.

Das wäre zu merklich. Halt! — ja das iſt klug:
Ich ſteck ihn ganz leicht in mein Buſentuch.
So muß er ihn ſehn — dann thu ich verlegen,
Ueberraſcht und beſtürzt —

Luiſe.

Nun meinetwegen!

## Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Coriander.

Coriander.

(in heftiger Bewegung auf und abgehend)

Es iſt aus, 's iſt aus mit dem Handelsſtande,
Nichts, gar nichts zu machen — 's iſt eine Schande

Hier Achſelzucken und Naſenrümpfen,
Dort Klagen, Verwünſchungen, Fluchen und Schimpfen;
Kein ſolides Geſchäft, kein Geld, kein Credit,
Wer einem begegnet ſieht aus wie'n Fallit,
Als wenn's an der Stirn ihm geſchrieben ſtände.
'S iſt aus mit Allem, 's iſt der Welt Ende:
Die ſolideſten Häuſer ſtürzen zuſammen,
Ein totaler Schiffbruch — Gott ſoll mich verdammen!
Der beſte Schelm iſt der beſte Schwimmer,
Er haſcht nach dem Wrack, ſpekulirt auf die Trümmer.

Roſe.

Mein beſter Herr Oheim! Sie ſcheinen entzückt,
Nicht wahr? Die Spekulation iſt geglückt.

Coriander.

Schweig! willſt du noch mehr mich aufbringen? He?

Luiſe.

Sie erlitten doch nicht einen Schaden zur See?

Coriander.

O ſchweigt! und erkennt es mit dankbarem Herzen,
Wenn ihr mit Ehren unter die Haube kommt.

Roſe (ſeufzend und die Hände faltend).

Ach ja! mein Herr Oheim! wir erkennen mit Schmerzen,
Was zum Heil unſrer armen Seelen frommt.

Coriander.

Wie? Hat ſo ein Ding nicht von Glücke zu ſagen,
Wenn ein ehrlicher Junge ſich ſeiner erbarmt?
Wer denkt nicht daran, ſich mit Kindern zu plagen,
Wenn man als lediger Mann ſchon verarmt?

Ein Fußblock iſt heut zu Tage der Ehſtand,
Ein Dornenlager, und wahrer Wehſtand.

Roſe.

Um ſo größer der Dank, den wir Ihnen zollen,
Daß Sie dieſen Fußblock uns anlegen wollen.

Coriander.

(bemerkt den Brief in Roſens Buſentuche)

Erlaube mein Engel! was ſteckt da? — Zeig her!
Was iſt das für'n Briefchen?

Roſe.

Ich bitte recht ſehr.
'S iſt nichts Herr Oheim! — es iſt nur — es iſt —

Coriander.

Sieh da, wie verwirrt du geworden biſt.
Na mach keine Umſtände! ich muß ihn ſehn.

Roſe (halblaut).

O weh mir Armen! was wird mir geſchehn?

Coriander (den Brief leſend).

„Mein Engel! mein Herze!" — das lautet ja fein!
Es ſcheint gar ein Liebesbriefchen zu ſeyn. —
„So ſchleich' ich als Schnauz mich bei dir ein"
„Der Oheim wird für den Gimpel mich halten,"
„Was gilt es? Wir prellen den närriſchen Alten!"
— Allerliebſt! — „Auf ewig dein Damon!" — Ey ey!
Ein ſauberes Plänchen! bei meiner Treu!

Luiſe.

Ach liebſter Herr Oheim! ſeyn Sie nicht böſe!

Coriander.

Nicht doch! Gestehen Sie nur Mamsell Röse!
Gestehn Sie den Augenblick: wer ist der Patron?

Rose.

Ich kenn' ihn führwahr nicht —

Coriander.

Ha warte Spion!
Dich will ich fassen! — Sag' an Jungfer Nichte!
Wie verhält sich's mit dieser saubern Geschichte?

Rose.

Will alles gestehn. — Ein lockerer Page,
Ein Bürschchen — Gott weiß, wer der Freche mag seyn,
Der warf mir das Briefchen als Emballage
Von diesen Bonbons durch's Fenster herein. —
Da sehn Sie — dort stand er, der Böſewicht!

Coriander.

Ey ey! das ist mir ein feines Gedicht!
Warum warst du denn gleich so bestürzt und verlegen,
Und entdecktest mir nicht sogleich den Brief?

Rose.

Ich fürchtete mich, Ihren Zorn zu erregen,
Ich dachte: der Oheim nimmts vielleicht schief.

Coriander.

Wart' Bürschchen warte! dich will ich kuranzen!
Wir wollen doch sehn, ob er kommen wird,
Und kommt er, dann werde ich eins mit ihm tanzen,
Daß ihm noch lange der Kopf davon schwirrt. —
Doch halt! da kommen zwei Reiter herbei:
Was gilt's? Er ist es mit seinem Gesellen.

Roſe.

Auch mir ſcheint's, als ob es derſelbe ſey.

Coriander.

Wart! Dich will ich lehren die Alten prellen.

(Sie ziehen ſich in einen Winkel zurück, ſo daß ſie von den Eintretenden nicht bemerkt werden.)

## Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Hans Schnauz und Chriſtian, der einen Mantelſack nachträgt.

Schnauz (über die Schwelle hereinſtolpernd).

Holla! —

(die Schwelle betrachtend)

Ich glaube, 's iſt Gottes Will',
Daß ich mir heute den Schädel zerfalle.
Kein Menſch zu Hauſe? — Ganz mäuschenſtill.
Na Kriſchan! bring mir die Pferde zu Stalle!

Chriſtian.

All gut Mußie Schnauz!

(geht ab)

Roſe (heimlich zu Coriander)

Das iſt der Patron.

Coriander.

Nur ſachte mein Kind! O ich merke ſchon.
Verfluchter Kerl! wie ſpielt er natürlich!
Wie ſprechend bäuriſch und unmanierlich!
Aber warte Hallunke! Ich will dich — —

Schnauz.

(Indem er pfeifend, die Hände auf dem Rücken haltend, und die Decke des Zimmers betrachtend, auf und abgeht, ſtößt er auf Coriandern.)

— — — — Gotts Schlag!
Iſt Er Herr Coriander? — Guten Tag!
(er bemerkt die Mädchen)
Element! was für ſchmucke Mamſells! bon jour!
(Er macht einen Kratzfuß, und ſtößt einen hinter ihm ſtehenden Theetiſch mit Zubehör um.)
O Je, Hans Schnutz! wat biſt du vör'n Buer!
(die Scherben aufleſend)
Was ſtellen ſie auch die zerbrechlichen Waaren
Einem juſt vor die Füß', die vertrakten Narren!

Coriander (bei Seite)

Der Kerl iſt ein Schauſpieler comme il faut.

Schnauz.

Na ſey er nicht unwirſch! ich bin nun mal ſo;
Aber er braucht ſich darum nicht zu grämen,
Will alles auf meine Kappe nehmen.

Coriander.

In der That! dieſe Großmuth entzückt mich, Ihr Gnaden!

Schnauz.

Gotts Donner! — das iſt nicht der erſte Schaden,
Den ich heute ſchon angerichtet mein Schatz!
Hier links um die Ecke, da iſt doch ein Platz:
Und als wir nun beide ſo reiten die Queer,
Da kommen zwei Maulaffen mit Brillen daher,
Und mit 'ner Mamſell, hatt' ein Kleidchen am Leibe,
So durchſichtig wie eine Fenſterſcheibe.

Was geſchah? — Mein Gaul, der wird ſcheu,
Und rennt in die Töpfe, und eins, zwei, drei
Liegt der ganze Topfmarkt in tauſend Stücken:
Poz Element! da gab's [illegible] zu flicken!

Coriander (bei Seite).

Verſchmitzter Kerl! — Ha! der iſt gewandt!

Roſe.

O dieſer Naturmenſch iſt intereſſant,
Faſt dauert es mich, ihn ſo zu betrüben.

Luiſe.

Ja, bände mich nicht ein anderes Band,
Gewiß! ich könnte mich in ihn verlieben.

Schnauz.

Aber kaum war das Ungewitter vorüber,
Da zog ſchon ein neues heran, mein Lieber!
Ich weiß nicht, was für ein Teufel mich plagte,
Daß ich eine Bude mit Puppen umjagte.
War auch ein Judenſchulmeiſter darunter,
Und eine ganze Judenſchule dabei:
Die nickten mit Köpfen und Händen — Gottswunder!
(Er macht die Bewegung einer Pagode)
Da lag nun der ganze Kram! — o way! —
Na! ich war froh, daß ich auf gute Art
All meine kleine Münze los ward.

Coriander (bei Seite).

Der Spitzbube lügt wie gedruckt. (laut) Ich geſteh':
Ihre Schickſale rühren mich in der That.
Doch wünſcht' ich nun auch zu erfahren, Monsieur!
Mit wem man die Ehre zu ſprechen hat.

Schnauz.

Meint er Mich?

Coriander.

Ja freilich! wer ſind Sie mein Herr?
Was ſuchen Sie hier? Was iſt Ihr Begehr?

Schnauz.

Ich bin ja Hans Schnauz

Coriander.

Sie wären?

Schnauz.

Nun ja!
Dem Pachter ſein Sohn —

Coriander (bei Seite).

Ich verſtehe — aha! —
Ey was Sie ſagen! — und darf man es wagen,
Nach der Abſicht Ihres Beſuches zu fragen?

Schnauz.

I da muß ja der Donner drein ſchlagen!
Ich bin ja der Schnauz, der ſeine Nichten
Heirathen ſoll — was ſind das für Geſchichten?

Coriander.

Sie wollten mir wirklich die Ehre geben?

Schnauz.

Ja ja Herr Coriander! das will ich eben.

Coriander.

Was bin ich doch für ein glücklicher Mann!
Wohlan! ſo belieben Sie zuzulangen.

Schnauz.

Alle beide zu Hauf? — Nein! das geht nicht an,

Zwei auf Einmal ist nicht mein Verlangen;
Mit Einer hat man schon seine Noth,
Und vollends zwei — das ist gar der Tod.

Coriander.

Der Kerl! — je nun! Sie haben ja die Wahl

Schnauz.

Ja ja Herr Coriander! und auch die Quaal.
Blitzhagel! das sind ein paar schmucke Frölen!
Und wenn ich sie so beantlitzen thu,
So frag' ich mich: Hans! welche sollst du nun wählen?

Coriander.

Ihr Beifall entzückt mich. — (bei Seite) Du Schurke du!

Schnauz.

Nun so möcht' ich doch wissen — Hehe!
Welches ist denn die Röse?

Coriander.

Aha! ich versteh —
Nun rathen Sie mal!

Schnauz (zu Rosen).

Ich rathe auf diese:
Nicht wahr mein Schatz? Oder ist sie die Lise?

Rose.

(Streckt die Arme gegen ihn aus, und singt mit den Geberden einer Wahnsinnigen aus der Oper: l'Arbore di Diana)

Occhietto furbetto!
Che cosa m'hai detto,
Bacciando mi qui?

Schnauz.

(Mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens)

Ey ſag' er mir doch, mein lieber Mann!
Was ficht denn die Jungfer mit Einemmal an?

Coriander (die Achſeln zuckend).

Ach! merken Sie denn nichts, mein Lieber?

Schnauz.

Nun was denn?

Coriander.

Es ſchnappt ja bei ihr über.

Schnauz.

Ey was der Kukuk!" dann wär' ſie wohl gar —?

Coriander.

Nicht recht bei Sinnen — 's iſt offenbar.

Schnauz.

Was man ſo nennt —

Coriander.

Verrückt, mon cher!

Schnauz.

Aber wie kam ſie denn zu dem Mallör?

Roſe (wie oben).

Capisco si si! —
Ah tace mio bene!
Ah basta cosi!
Fa presto mia vita!
Che voglio guardar.

Schnauz.

(Mit aufgesperrtem Maule bald sie, bald die andern anstarrend.)

Mein herzenster Engel! wie thut Sie mich dauern!
So jung noch, und schon — 's ist recht zu betrauern.

Rose.

Che caldo!
Sta saldo!
e lascia mi far!

Schnauz.

O komm Sie nach Lanzenheide mit mir!
Was meint Sie? Die Erntezeit ist vor der Thür!
Bei der Feldarbeit, bei dem Garbenbinden,
Da wird Sie die Narrheit gar bald verwinden.

Coriander.

In der That! Ihre Theilnahme rührt mich, mein Lieber!

(bei Seite)

Wahrhaftig! bald läuft mir die Galle über.

Schnauz (zu Luisen).

Wie ist's denn mit Ihr? — Hat Sie auch Ihre Nicken?
Fast sieht man's an Ihren irren Blicken.

Luise (schwermüthig umhergehend).

Mich fliehen alle Freuden,
Ich sterb' für Ungeduld,
An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe schuld.

Schnauz.

O Je! Was ist das für eine Raserei!
Gott weiß es, mir wird ganz weichmüthig dabei.

(Pulsen und Rosen zugleich die Wangen streichelnd)

Na laß Sie's nur gut seyn, mein Herze, mein Leben.
Bet' Sie nur fleißig, dann wird sich's schon geben.

(Er zieht Coriandern auf die Seite)

Herr Coriander! wie muß er sich grämen!
Will er denn nicht einen Doktor annehmen?

Coriander.

Man wird sich dazu schon müssen bequemen.

(bei Seite)

Der Kerl ist so zähe wie Bockleder, wahrlich!
In Argliſt und Frechheit gleich beharrlich.
Doch warte! jetzt werd' ich dich mores lehren;
Dein eigner Brief soll dich Schurken bekehren.

(Er stellt sich dicht vor ihn, und indem er den Brief emporhält, redet er ihn auf folgende Weise an:)

„O wenn deine schelmischen Augen nicht lügen,
„Und hast du kein Herze von Marmelstein,
„So laß uns den alten Knaben betrügen,
„So schleich' ich als Schnauz mich bei dir ein."

Schnauz (sich vor ihm zurückziehend).

Was Teufel! nun fängt auch der Alte an.

Coriander (bei Seite).

Jetzt zieht er die letzten Reserven heran.

Schnauz (bei Seite).

Gotts Blitz! Nun hab' ich's! nun riech ich den Braten:
Ich bin hier mein Seel' in ein Tollhaus gerathen.

Coriander (bei Seite).

Das wirkt!

Hans Schnauz

„Und wenn wir den Alten recht sicher gemacht,
„Entführ ich dich englisches Mädchen bey Nacht.

Schnauz.

Hu! wie er die Augen verdreht!
Er geräth in die Hitze, wie ein Poet.

Coriander (wie oben).

„Der Oheim wird für den Gimpel mich halten,
„Was gilt es, wir prellen den närrischen Alten,
„Und wenn wir ihn dann so recht sicher gemacht,
„Entführ ich dich, englisches Mädchen! bei Nacht."

Schnauz (bei Seite).

Da hört man's: er sieht mich für'n Mädchen an.
(zu Coriander)
Na laß er's nur gut seyn mein lieber Mann!

Coriander.

„Auf ewig dein Damon."

Schnauz (ihn von sich abwehrend).

Ja ja! es ist gut.

Coriander.

„Auf ewig dein Damon."

Schnauz.

Jetzt geräth er in Wuth.

Coriander (mit ausbrechendem Zorne).

Nun pack er sich flugs, sonst setzt es Maulschellen,
Und zieh er aus diesem Vorfall die Lehr':
Einen alten Fuchs, wie Ich bin, zu prellen,
Muß man früher aufgestanden seyn, als Er.

Schnauz (von Coriandern gedrängt, entschlüpft durch die Thür).

Ich seh wohl: ich muß mich bei Zeiten drücken,
Sonst kriege ich auch noch die tollen Nicken.

(ab. Coriander verfolgt ihn.)

## Siebenter Auftritt.

Coriander. Roſe und Luiſe.

Roſe.

Hahahaha! das gelang zum Entzücken.

Coriander (zurückkommend).

Wart Bürſchchen! dir will ich den Hochzeittanz geigen!
Du wirſt mir nicht mehr in den Taubenſchlag ſteigen. —
Ein Spaß wär's geweſen, wenn Schnauz ihn noch fand,
Beſonders wenn der keinen Spaß verſtand.

(Man klopft.)

Roſe (heimlich zu Luiſen).

Gieb Acht; ſie kommen.

Coriander.

Herein! nur herein!
Was gilt's? Das wird der Erwartete ſeyn!

## Achter Auftritt.

Die vorigen. Eduard und Paul, etwas ländlich gekleidet.

Paul.

Helf Gott!

Coriander.

Ich grüß' Sie! nur näher mit Ihnen!
Sie ſind ohne Zweifel — ?

Paul.

Hans Schnauz, zu dienen,
Des Pachters Sohn aus Langenheide.

Coriander (ihn umarmend).

So ſeyn Sie mir herzlich willkommen.

Paul.

Der andre da iſt der Jacob Freude,
Mein Vetter. Ich hab' ihn ſo mitgenommen.
Ich dachte, du kannſt ſie doch beide nicht heirathen,
Drum willſt du noch einen Freier aufladen.

Coriander.

Da thaten Sie gar nicht übel daran.
(zu Eduard).
Laſſen Sie ſich umarmen junger Mann!
Als meines Freundes Schnauz Verwandter,
Paſſiren Sie hier wie ein alter Bekannter.

Eduard.

O möchten die liebenswürdigen Nichten
Dieſer ſchmeichelhaften Verſicherung beipflichten!

Coriander (bei Seite).

Der wird ihm am Ende den Rang ablaufen,
Sein Blick wirft alles über den Haufen.

Eduard (zu Luiſen).

Sie ſenken die holden Augen nieder?
Wie? Wäre mein Anblick Ihnen zuwider?

Paul (zu Rosen).

Ein Seufzer? — Poz Elem·nt noch einmal!
Der fahrt mir durchs Herz wie ein Wetterſtral.

Coriander (vor ſich).

Das geht ja vortrefflich, bei meiner Treu!
Wer glaubt's, daß die Liebe von heute ſey?

## Neunter Auftritt.

Die vorigen. Schnauz und der Doktor Hein.

Schnauz.

Na komm er nur dreist, und beseh er den Schaden!
Hier sind sie Herr Doktor!

Rose und Luise.

Wir sind verrathen.

Paul.

Was Kukuk! der Oheim! — was will denn Der?

Eduard.

Eine saubre Geschichte!

Coriander.

Sie wagen es Herr!
Noch Einmal meine Schwelle zu berühren?

Schnauz (bei Seite zum Doktor).

Kehr er sich nicht an all das Gesperr!
Sie sind närrisch, er wird es gar bald verspüren,
Geh er dreist heran! 's ist Christenpflicht,
Ich sag' ihm Herr Doktor! sie beißen nicht.
(zu Coriander)
Laß er sich rathen, mein lieber Mann!
Vertrau er sich willig dem Doktor an.
'S war Gottes Schickung, daß ich ihn just
Hier dicht vor der Thür attrapiren mußt'.
Er ist unser Hausdoktor in Langenheide,
So superklug wie der ist kein andrer;
Mein Seel!' er curirt sie alle beide,
Und ihn obendrein Herr Coriander!

Coriander.

In's Teufels Namen! was wollen Sie hier?
Gleich packen Sie sich! da ist die Thür.

Schnauz (zum Doktor).

Will Er's denn noch nicht inne werden?
Betracht er doch mal die wilden Geberden!
Faß er ihm mal an den Puls mein Lieber!
Der muß ganz contrair gehn, als hätt' er das Fieber.

Coriander.

Herr! wenn Sie mich aufs Aeußerste bringen,
So werd' ich mir Ruhe von Ihnen erzwingen.

Hein (der ihn bis jetzt aufmerksam betrachtet hat).

Coriander! (er breitet die Arme gegen ihn aus)

Coriander.

Was seh' ich? — Beim Himmel! es ist —
Mein alter Freund Hein —

Hein.

Sey mir herzlich gegrüßt!
Willkommen zu Lande!

Coriander.

Hab' ich dich nicht
Wie 'ne Stecknadel gesucht du altes Gesicht?
Den ganzen Vormittag spürt' ich umher,
Warst überall gewesen, und nirgend mehr.

Hein (lachend).

Und welch ein Zufall — daß Gott sich erbarme!
Führt mich in meines Freundes Arme! —
Der junge Herr Schnauz hat den seltsamen Glauben,
Es spuke hier unter den Perücken und Hauben.

Beruhigen Sie ſich, mein guter Freund!
Sie haben's gewiß recht ehrlich gemeint.

Schnauz.

All gut, all gut! ich that meine Pflicht,
Ich bin kein Doktor, ich verſteh es nicht.

Coriander (heimlich zum Dokter).

Erlaube mein Freund! du nanntest ihn Schnauz?

Hein.

Ganz recht! er iſt ein grundehrlicher Kanz.
Sein Vater iſt Pachter in Langenbeide;
Als Hausarzt kenn' ich ſeit Jahren ſie beide.

Luiſe.

O weh! ſchon flüſtern ſie ſich in die Ohren.

Paul.

Still! ſtill! nur nicht die Faſſung verloren!

Coriander.

Wär's möglich? — Du irreſt, mein lieber Hein!
(auf Paul deutend, der ihnen den Rücken zukehrt)
Jener dort muß der Hans Schnauze ſeyn.

Hein.

Mit nichten! mit nichten, ich ſage dir — nein!

Coriander.

So! ſo! (zu Paul)
Ich hab' alſo wirklich das große Vergnügen,
Den Mußje Hans Schnauze vor mir zu ſehn?

Paul.

Ja ja, Herr Coriander! ſo will es ſich fügen.

Schnauz.

Was? — J! das ſind ja infame Lügen

Coriander.

Ey ey! das entzückt mich — ich muß es geſtehn.

(in Zorn ausbrechend)

Wer ſind Sie? — Was denken Sie hier zu erreichen
Mit dieſen albernen Poſſenſtreichen?

Paul.

Der feindliche Zufall iſt uns entgegen,
Und zwingt uns die Masken abzulegen.
Wir ſind — — belieben Sie den Herrn dort zu fragen!

(auf Hein deutend)

Hein (ſie jetzt erſt erkennend).

Was? — Trügt mich mein Auge? — Paul! Eduard!

Paul und Eduard.

Herr Oheim!

Coriander (ſehr verwundert).

Der Oheim? — Das muß ich ſagen!

Schnauz (eben ſo).

J! da muß ja der Donner drein ſchlagen!

Hein.

Wußt ich doch nichts von eurer Gegenwart.

Coriander.

Närriſcher Casus! bei meiner Treu!

Hein.

Aber was ſoll dieſe Mummerei?
Was führt euch hieher?

Paul.

Die Liebe!

Schnauz.

Ja ja!

Hein.

Die Liebe? — ſo ſo!

Coriander.

Die Liebe — aha!

(bei Seite)

Nun geht mir ein Licht auf — o welche Verblendung!
Wie giebt man der Sache eine gute Wendung? —
Hier gilt es, ſich in die Umſtände zu finden
Der Dokter hat den Vorzug aus tauſend Gründen.
Durch goldne Praxis in Süden und Norden
Iſt er ein ſteinreicher Mann geworden.
Und willigt er ein, nun in Gottes Namen,
So ſchlag' ich ſie los, und ſage: Amen!

Hein.

Wie wird ſich denn endlich das Räthſel erhellen?

Coriander.

Laß gut ſeyn Alter! die jungen Geſellen —
Sie legten's drauf an, mich ein wenig zu prellen.

Schnaus.

Aha! — Gebt Acht! nun regnet's Maulſchellen.

Hein.

Zu prellen?

Roſe.

Theuerſter Oheim!

Coriander.

Nu nu!
Ihr ſeht ja, ich drücke ein Auge zu:

Luiſe und Roſe.

Dieſe Güte —

Hein.

Aber —

Coriander.

Laſſen wir jetzt
Die Wenn und die Aber bei Seite geſetzt!
Komm her Alter! ſchau dieſe beiden Geſichtchen!
Wie gefallen ſie dir? Es ſind meine Nichtchen.

Hein.

Niedliche Mädchen! bei meiner Ehre!
Ey wer doch um 30 Jahr jünger wäre!

Coriander.

Meinſt du? — Wohlan! dieſe Burſchen hier
Sind juſt um 30 Jahr jünger als wir:
Wie, wenn wir die Leutchen —?

Hein.

Zuſammenthäten?
Ein Vorſchlag zur Güte. — Doch Eins iſt vonnöthen:
Was wiegen ſie denn ſo circa — die Dinger?

Coriander.

Vierzig —

Hein.

Hm! hm! — und ſechzig dazu

Schnaus.

Macht Hundert!

Coriander.

Schlag ein!

Hein.

Hier iſt ein Finger.

Coriander.

Nicht doch! die Hand her! die Hand!

Hein.

Je nu!

So ſey's denn! — ich kenn' dich ja wie einen Daus;
Du biſt ja ein altes ſolides Haus.

Coriander.

Topp!

Hein.

(die Söhne mit den Mädchen zuſammenführend.)

Da nehmt ſie, und baut euch das Himmelreich!

Coriander.

Seid fruchtbar Kinder! und mehret euch!

Hein.

Und füllet die Erde mit eurem Namen.

Coriander.

In saecula saeculorum!

Schnaus.

(ſich die Augen wiſchend.)

Amen!

Paul.

Wie iſt das?

Roſe und Luiſe.

Herr Oheim!

Eduard.

Was muß ich hören?

Paul.

Wie ſollen wir uns dieſe Wendung erklären?

Coriander.

Seid glücklich, und fragt nicht nach dem warum.

Paul (Roſen umarmend).

Von Herzen gern! wir ſind ſelig und ſtumm.

Roſe.

Mein Paul!

Luiſe.

Mein Eduard!

Eduard.

O meine Luiſe!

Hein.

Ja ja! nun ſind ſie im Paradieſe.

Schnauf.

Helf Gott in Gnaden! der Kelch war vorüber,
Und ich bin geheilt von dem Heirathsfieber.
Nee, eine Frau mit ſolchen Nicken
Die will ſich bei uns zu Lande nicht ſchicken.
Gottsblih! die wäre mir juſt die rechte!
Wie, wenn ich ihr ſagte: Sieh auf die Knechte!
Und ſie gäbe zur Antwort: O taco mio bene!
Ja proſt, Herr Coriander! bedanke mich ſchöne.
Bleib er mit ſeinen Nichten zu Haus:
Aus der Heirath wird im Leben nichts draus.
Helf Gott! —

(Er will hinaus.)

Die andern.

Helf Gott!

Coriander.

Noch ein Wörtchen!

Schnauz (im Abgehen).

Nichts da!

Coriander.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Papa.

( Der Vorhang fällt. )

# Aetſch! Aetſch!

oder

# die Prüfungen.

Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

## Personen.

Frau von Immenſtein, eine junge Wittwe.

Major von Sturzbach.

Hauptmann v. Wettern.

Juſtizrath Schliferius.

Wilhelm von Mayenthal.

Ein Bedienter.

Die Handlung geht in einem Zimmer bei der Frau v. Immenſtein vor.

## Erſter Auftritt.

Frau v. Immenſtein und Wilhelm v. Mayenthal.

Wilhelm.

Wann, gnädige Frau! werden ſich endlich dieſe Roſenlippen öffnen, um durch ein einziges Wörtchen mich in den Himmel zu zaubern? O blicken Sie hinaus in die ſchöne Natur, wo dem milden Hauche des Lenzes ſich jede Blume erſchließt. Nur Ihr Herz bleibt dem ſüßen Mitgefühl verſchloſſen, nur Sie allein ſind kalt und grauſam.

Frau v. J.

Sie wiſſen, daß mein Trauerjahr noch nicht vorüber iſt. Man darf die Geſetze des Anſtandes nicht verletzen.

Wilhelm.

Aber wann iſt denn dieſes endloſe Trauerjahr endlich zu Ende?

Frau v. J.

Heute Abend mit dem Glockenſchlage zehn.

Wilhelm.

Nun ſo ſey dem Himmel gedankt! Kein Gefangener ſchmachtet heißer nach der Stunde ſeiner Befreiung, als Ich

nach diesem Glockenschlage, der mich zu dem glücklichsten Gefangenen unter dem Monde machen soll.

Frau v. J.

Und woher kommt Ihnen denn diese große Zuversicht? Sie wissen ja, daß Sie Nebenbuhler haben, gefährliche Nebenbuhler.

Wilhelm.

Die alten Herren? — Ach! diese Gefahr ist es nicht, die mir unruhige Nächte macht. Der Frühling wird sich ja nicht mit dem Winter vermählen.

Frau v. J.

Ey seht doch, wie eitel der junge Herr auf sein bischen Jugend ist! Ernsthaft von der Sache zu sprechen: diese alten Herren sind Ihnen in der That gefährlicher als Sie glauben. Es ist nicht Laune oder Muthwille, warum ich ihren Anträgen Gehör gebe, es ist ein ganz anderer Bewegungsgrund.

Wilhelm.

Das wäre.

Frau v. J.

Sie wissen, lieber Mayenthal! daß Ihre Nebenbuhler vertraute Freunde meines verstorbenen Mannes waren, daß er mir's in seinem Testamente zur Pflicht machte, einen derselben nach seinem Tode zu heirathen. Lachen Sie nicht! Ich sehe ein, daß mich kein Gesetz verbindet, der Grille des alten Mannes mein Glück zu opfern: aber wenn Sie wüßten, was dieser alte Mann mir war, dann würden Sie mir zugeben, daß sein Wille mir gewissermaßen ein Gesetz ist.

Wilhelm.

Ey, wie moralisch!

Frau v. J.

Gleichwohl habe ich Eigenschaften an Ihren Nebenbuhlern entdeckt, die mich bestimmen, sie erst auf eine Probe zu stellen, ehe ich mich entschließen kann, unter ihnen zu wählen. — Denjenigen nun, welcher diese Probe besteht, werde ich —

Wilhelm.

Heirathen?

Frau v. J.

Ganz bestimmt. Aber lassen Sie sich nicht zu bange seyn. Die Probe ist von der Art, daß ich mit ziemlicher Gewißheit voraussagen kann, es wird sie keiner bestehen.

Wilhelm.

Nun! dann bin ich schon zufrieden.

Frau v. J.

Sachte sachte! nur nicht zu früh geiubelt. Auch Ihnen, mein junger Herr! wird man erst eine Prüfung auflegen, ehe man thörigt genug ist, sich Ihnen mit Herz und Hand zu übergeben.

Wilhelm.

Auch mir? — Nun so möchte ich doch in der That wissen: was haben Sie denn an mir auszusetzen, meine Gnädige?

Frau v. J.

O viel, sehr viel. Außer Ihrer Eitelkeit zum Beispiel Ihre Eifersucht.

Wilhelm.

Eifersucht? — Nein gnädige Frau! Alle Fehler gebe ich Ihnen zu, nur nicht diesen. — Pfui! wer wird eifersüchtig seyn!

Frau v. J.

Das wird ſich zeigen. — Aber das ſage ich Ihnen: ſcheitern Sie an der Probe, dann ſind wir geſchiedene Leute. Denn Eiferſucht iſt ein wahres Dornenbett im Eheſtande — Doch halt! Da ſehe ich ſchon zwei Ihrer Nebenbuhler kommen. Gehen Sie unterdeß in den Garten, es könnte ſonſt ein Blutvergießen geben. Die Herren ſind entſetzlich jähzornig. Um eine halbe Stunde finden Sie ſich wieder ein. — Fort fort! (Wilhelm ab)

## Zweiter Auftritt.

Frau von Immenſtein. Hierauf der Major und der Hauptmann.

Major (im Hereintreten).

Wer hat den Vortritt, der Hauptmann oder der Major? — Donnerwetter!

Hauptmann (ſich verdrängend).

Im Herrendienſt der Major, im Frauendienſt der Hauptmann.

Major (an den Degen faſſend).

Zurück, Milchbart!

Hauptmann (aufbrauſend).

Milchbart? — (den Degen ziehend) — Ha! das ſchreit um Blut.

Frau v. J.

Aber meine Herren! vergeſſen Sie ſich nicht. Wollen Sie mein Zimmer zum Schlachtfelde machen?

Major.

Ah! meine Gnädige!

Hauptmann.

Sie entschuldigen: wir hatten einen kleinen Rangstreit. Doch bei Ihrem Anblick fahren die Schwerdter in die Scheide zurück.

Frau v. J.

Ey ey, meine Herren! Sie haben mir so eben — erlauben Sie mir offenherzig zu seyn — eine Schattenseite Ihres Gemüths aufgedeckt, die seine Lichtseite sehr verdunkelt, und mir traurige Aussichten in die Zukunft eröffnet.

Hauptmann.

Eine Schattenseite?

Major.

Lassen Sie hören meine Gnädige!

Frau v. J.

Ihr Jähzorn macht mich zittern.

Hauptmann.

Jähzorn? — Versündre Sie auf Ehre! ich habe eine wahre Lammsnatur, so lange man meine Wolfsnatur nicht herausfordert.

Major.

Und Ich ein so sanftes taubenfrommes Gemüth, daß ich jedesmal wie ein Kind weinen muß, wenn ich das Unglück habe, jemanden im Zweikampf über den Haufen zu rennen. — Da fragen Sie den Hauptmann.

Frau v. J.

Hilf Himmel! — Da könnte ich ja leicht selbst das Glück haben, von Ihnen beweint zu werden.

Major.

Bewahre der Himmel! Fürchten Sie nichts, meine Gnädige! Die Brauſezeit iſt vorüber. Seit drei Jahren iſt mir nichts vor die Klinge gekommen, und mein bevorſtehendes Duell mit dem Hauptmann wird ja, will's Gott, das lezte in dieſem Leben ſeyn.

Frau v. J.

Wie? Wollen Sie ſich duelliren?

Hauptmann.

So iſt's, meine Angebetete! wir ſind übereingekommen, brüderlich und ritterlich um Ihre Hand zu kämpfen.

Major.

Auf Ehre! — Und wer im Duell bleibt —

Hauptmann.

Der ſteht freiwillig von Ihnen ab —

Major.

Und begiebt ſich ſtillſchweigend ſeiner Anſprüche.

Frau v. J.

Nun das iſt wahr, faſt könnten Sie mich ſtolz machen. — Aber nein! nichts von Blutvergießen! Ich verlange einen ganz andern Wettſtreit von Ihnen.

Hauptmann.

Laſſen Sie hören!

Frau v. J.

Wer mich haben will, muß eine Probe beſtehen.

Major.

Je nun! — Wenn nicht gerade ein zwanzigjähriger Jüngling dazu erforderlich iſt: ich beſtehe ſie.

Frau v. J.

Kurz: ich muß Gewißheit haben, ob Sie im Stande sind, über Ihren Jähzorn Meister zu werden. Dies zu beweisen werde ich Ihnen sogleich Gelegenheit geben. Wer nun die Probe nicht besteht, der begiebt sich seiner Ansprüche auf meine Hand. Denn sagen Sie selbst: wie könnte ich einen Mann heirathen, der mich vielleicht bei der ersten Veranlassung seiner Heftigkeit opferte?

Hauptmann.

O was fürchten Sie? — Wohlan! Stellen Sie uns auf die Probe, meine Gnädige!

Major.

Immerhin! (vor sich, indem er den Degen ablegt) Will doch zur Vorsicht den Degen von mir thun.

Frau v. J.

So gehen Sie unterdessen in den Saal. Nach Verlauf einer halben Viertelstunde wird man Sie abrufen, um die Probe zu bestehen.

(Major und Hauptmann ab.)

## Dritter Auftritt.

Frau v. J. (allein).

Wo nur der Justizrath bleibt! — Mit dem könnte ich sogleich den Anfang machen. — Ah! da kommt er ja wie gerufen.

## Vierter Auftritt.

Frau v. J, der Justizrath Schlikarius.

Justizrath.

Ich habe mich auf einen Augenblick aus dem Aktenstaube

hervorgezogen, meine Verehrte! um die Huldigungen eines von tiefster Submission durchdrungenen Herzens zu Ihren aphroditischen Füßen zu legen. Heute, wenn ich nicht irre, ist ja der entscheidende Termin, wo Sie das Endurtheil über Ihren unterthänigsten Knecht —

Frau v. J.

Wenn Sie mein Benehmen gegen Sie aufmerksam beobachtet haben, Herr Justizrath! so werden Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich nicht blind gegen Ihre Verdienste bin.

Justizrath.

Diese Corallenlippen haben mir ja öfter als Einmal sub sigillo eröffnet, daß Dero Herz bereits in den beiden ersten Instanzen für mich entschieden habe.

Frau v. J.

Aber auch Ihre Nebenbuhler, Herr Justizrath! haben Vorzüge, die ich nicht übersehen darf, ohne ungerecht zu seyn. — Ich bin daher entschlossen, meine Wahl von dem Ausfall einer Prüfung abhängen zu lassen.

Justizrath

Prüfen Sie Ihren unterthänigsten Knecht, meine Verehrte! stellen Sie sein liebezerknirschtes Herz auf jede Probe.

Frau v. J.

Unter allen Eigenschaften, die man von dem Manne fordern darf, ist der Muth die unerläßlichste.

Justizrath.

Muth? Muth? — Da finden Sie an mir Ihren Mann. Haben Sie Prozesse: ich fechte sie gegen den Großmogul aus; sind Sie verläumdet, ich trete öffentlich gegen den Calumnian-

ten auf, ich reiße ihn herunter, und wenn es Beelzebub selbst wäre.

Frau v. J.

Sie entzücken mich. Also Sie unterwerfen sich der Muthprobe?

Justizrath.

Humillime.

Frau v. J.

So wissen Sie denn, daß Ihre Nebenbuhler, der Major und der Hauptmann, so eben bei mir waren.

Justizrath.

Ey!

Frau v. J.

Sie kennen ihren Jähzorn.

Justizrath.

Es sind, so zu sagen, ein Paar Wüthriche.

Frau v. J.

Sie stießen fürchterliche Drohungen gegen Sie aus.

Justizrath.

Fürchterliche Drohungen! Sollte vielleicht — Eifersucht —?

Frau v. J.

Sprachen von erstechen, erschießen, und Gott weiß was.

Justizrath.

Erstechen — erschießen! — Hurr!

Frau v. J.

Denken Sie sich nun meinen Schreck, als ich Sie ankommen sahe. Wäre es mir nicht gelungen, die Rachedürstigen unter einem erdichteten Vorwande zu entfernen, und in ein

anderes Zimmer zu führen, ehe Sie hereintraten: gewiß es hätte einen schauderhaften Auftritt gegeben.

Justizrath.

Wie, meine Verehrte? — Also sind sie noch hier im Hause?

Frau v. J.

Allerdings. Da liegen ja ihre Hüte. — Still! — ich höre jemand kommen. — Hilf Himmel! wenn sie es wären! — Geschwind setzen Sie sich in Vertheidigungsstand! — Hier ist ein zurückgelassener Degen. — Da! nehmen Sie! nehmen Sie!

Justizrath.

Aber meine Gnädigste! — ich verstehe mich nicht auf den Gebrauch der Mordinstrumente.

Frau v. J.

Nun so verbergen Sie sich wenigstens, sonst sind Sie ein Kind des Todes.

Justizrath.

Wo? Wo? — O Gott! wer doch eine Maus wäre!

Frau v. J.

Schlüpfen Sie in dieses Cabinet! — so!

(Er entschlüpft durch eine Seitenthüre. Sie verschließt sie, und steckt den Schlüssel zu sich.)

## Fünfter Auftritt.

Frau von Immenstein (allein).

Hahaha! Der ist an der Probe gescheitert. — Nun kommt die Reihe an die andern. — (Sie klingelt. Ein Bedienter tritt ein) Ich lasse den Herrn Major bitten, unverzüglich herzukommen. (Bedienter ab) Angstschweiß wird er schwitzen, der gute Justizrath! aber ich kann ihm nicht helfen. So ein

alter Herr verdient auch wirklich eine kleine Züchtigung für die Verwegenheit, ſich um eine junge, hübſche Wittwe zu bewerben.

## Sechſter Auftritt.

Frau v. Immenſtein und der Major.

Major.

Da bin ich, meine Gnädige! — Nun? Soll die Probe ihren Anfang nehmen?

Frau v. J. (eine heftige Gemüthsbewegung heuchelnd).

Schweigen wir davon! Sie finden mich in einer Stimmung, Herr Major! die dazu nicht taugt.

Major.

Ey, woher dieſe plötzliche Veränderung? — Doch bei den Frauenzimmern ſteht ja immer April im Calender.

Frau v. J.

Ich bin an meiner Ehre gekränkt, Herr Major!

Major.

Was ſagen Sie? — Wer könnte es wagen —?

Frau v. J.

Während der wenigen Minuten Ihrer Abweſenheit hat ſich hier eine Scene zugetragen, an die ich nur mit Abſcheu, Aerger und Schaam zurückdenken kann.

Major.

Ich bitte Sie: erzählen Sie, gnädige Frau!

Frau v. J.

Sie kennen ihren Nebenbuhler, den Juſtizrath.

Major.

Wer sollte das Corpus juris in dem bocksledernen Einbande nicht kennen?

Frau v. J.

Kaum hatten Sie sich aus diesem Zimmer entfernt, so trat er herein mit einem Gesichte, worin sein leichtfertiges Vorhaben deutlich zu lesen war.

Major.

Leichtfertiges Vorhaben? — I das wäre der Teufel!

Frau v. J.

Er war so zudringlich zärtlich, daß ich in Schrecken gerieth. Er machte mir Anträge — o lassen Sie mich davon schweigen!

Major.

Da seh' mir einer den Parian!

Frau v. J.

Kurz ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihm drohte, Sie als Rächer dieses Frevels aufzurufen.

Major.

Disponiren Sie über meine Faust und meinen Degen.

Frau v. J.

„Zittern Sie" — rief ich — „zittern Sie vor dem Zorn des Majors„ — Da nannte er Sie — doch ich bitte, mäßigen Sie sich! da nannte er Sie —

Major.

Wie, Was gnädige Frau?

Frau v. J.

Einen Hasenfuß.

Major.

Einen Hasenfuß! — Was? Mich einen Hasenfuß? — I du Aktenwurm! mit deinem Blute sollst du mir für den Hasenfuß büßen. — Mein Degen! mein Degen!

(Er steckt den Degen an, und will hinaus.)

Frau v. J.

Wohin? Wohin? er ist ja noch hier.

Major.

Noch hier? — Wo ist er? — Spießen will ich ihn wie einen Frosch, spalten will ich ihn wie einen Meerrettig. Wo ist er, gnädige Frau?

Frau v. J.

Dort in dem Cabinet.

Major.

Den Schlüssel her! den Schlüssel!

Frau v. J. (ihm ein Nübchen schabend).

Ketsch! Ketsch! — Sie haben die Probe nicht bestanden, Herr Major! Hahaha!

Major.

Was ist das?

Frau v. J.

Ein Pröbchen meiner List und ihrer Mäßigung, woran Sie so eben gescheitert sind. — Die ganze Geschichte war nichts weiter als eine Fabel. Der Justizrath ist überall, nur nicht in diesem Cabinet. — Hahaha!

Major.

Ey Sie Schlange! — Donnerwetter! da lief einmal wieder das tolle Blut mit dem Verstande davon.

Frau v. J.

Sie geben mir also zu, Herr Major! daß ich jetzt schon das Recht hätte, Ihnen den Abschied zu geben. Aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen, und nicht eher das Urtheil über Sie aussprechen, bis auch die andern Nebenbuhler ihre Proben überstanden haben. — Bis dahin haben Sie die Gewogenheit, in jenem Nebenzimmer zu verweilen, und ihr Urtheil abzuwarten.

Major.

Sie werden sehen, meine Gnädige! Der Hauptmann läuft auch in die Falle! der ist ein weit ärgerer Tollkopf als Ich.

(ab in das Nebenzimmer)

## Siebenter Auftritt.

Frau v. J. (allein).

(Sie klingelt. Der Bediente kommt herein)

Der Herr Hauptmann wird schnell herzukommen gebeten. (Bedienter ab. Sie öffnet die Thür des Cabinets, und ruft hinein:) Nur noch ein Paar Augenblicke Geduld, Herr Justizrath! Ich hoffe Sie bald erlösen zu können. (Sie verschließt die Thür wieder.)

## Achter Auftritt.

Frau v. J. Der Hauptmann.

Hauptmann.

Da bin ich, meine Gnädige! und erwarte Ihre Dispositionen. — Aber wo haben Sie den Major gelassen?

Frau v. J.

Seine Anwesenheit ist hier nicht nöthig. Ich habe Ihnen

Dinge zu eröffnen, Herr Hauptmann! wobei wir keines Zeugen bedürfen.

Hauptmann.

Wirklich? — Sie entzücken mich.

Frau v. J.

O hier iſt nicht von entzücken, hier iſt von gewiſſen geheimen Entdeckungen in Hinſicht Ihrer die Rede, von Entdeckungen, die mich ſchaudern machen, und Licht über das Schickſal verbreiten, welches mir an Ihrer Hand bevorſtände.

Hauptmann.

Aber ſagen Sie mir um des Himmels willen, gnädige Frau! —

Frau v. J.

Iſt es denn wahr, Herr Hauptmann! Sind Sie denn wirklich der böſe, hartherzige Mann, der Sie ſeyn ſollen?

Hauptmann.

Mord Element! wer ſagt das?

Frau v. J.

Sie waren verheirathet, nicht wahr?

Hauptmann.

Das war ich, und auf Ehre! meine Selige kann mir nichts Böſes nachſagen. Gott verdamme mich! wir lebten ſo fromm und friedlich wie die Lämmlein auf der Weide. — O könnte ſie nur den Mund aufthun!

Frau v. J.

Gratuliren Sie ſich doch, daß ſie's nicht kann.

Hauptmann.

Wie? Was? Warum?

Frau v. J.

Daß ſie nicht erzählen kann, welch einen Plagegeiſt ſie an Ihnen hatte, wie Sie ſie zuweilen Wochenlang bei Waſſer und Brod einſperrten, und ihr das Licht des Tages entzogen; welche ausgeſuchte Kränkungen ſie ihr zufügten, kurz! welch ein grauſamer, barbariſcher Ehemann und wahrer türkiſcher Paſcha Sie waren.

Hauptmann.

Was? Ich ein barbariſcher Ehemann? Ich ein türkiſcher Paſcha? Tauſend Element! Wer ſpricht das? Nennen Sie mir den Böſewicht! daß ich ihn auf der Stelle —

Frau v. J.

O ich habe es aus dem Munde eines Mannes, der über jeden Vorwurf der Lüge erhaben iſt, aus dem Munde ihres beſten Freundes.

Hauptmann.

Was ſagen Sie, gnädige Frau?

Frau v. J.

Mit Einem Worte: der Major iſt's, der mir ein Licht über Ihren Charakter angezündet hat.

Hauptmann.

Der Major? I! dem ſoll ja ein Wetter auf den Kopf fahren, daß ihm die Perücke wackelt — Wie, gnädige Frau! Der Major hätte das geſagt? Da ſehe mir einer den Judas Iſcharioth! Das alſo iſt die Freundſchaft, die er mir 40 Jahre lang geheuchelt hat? Das iſt der Lohn für vieljährige Treue und Cameradſchaft? — Warte! warte Camerad! — Glauben Sie ihm nicht, gnädige Frau! er iſt ein Verläumder, ſchwärzer als ein Rabe, und daß Sie es wiſſen — denn Eine

Ehre ist der andern werth — er ist der ärgste Schürzenjäger im ganzen Königreiche.

Frau v. J.

Nun das ist doch sonderbar. Dasselbe sagte er auch von Ihnen, mit dem Zusatz, daß Sie in der ganzen Armee dafür verschrieen wären.

Hauptmann.

Wer? Ich?

Frau v. J.

Daß er sogar genöthigt gewesen sey, Ihnen deshalb als Vorgesetzter öffentliche Verweise zu geben.

Hauptmann.

Er? Mir? Ha! das schreit um Rache. Wo sind ich den Verräther? Ich bitte Sie: sagen Sie mir, wo er ist, daß ich mich in seinem Blute bade.

Frau v. J.

Ja wenn Sie mir versprechen, sich zu mäßigen.

Hauptmann.

Gewiß, gewiß!

Frau v. J.

Nun gut — Der in [illegible] Kleiderschrank hat er sich versteckt, um Sie zu behorchen, und unbemerkt auszulachen.

Hauptmann.

Alle Teufel! — Mich zu behorchen und auszulachen! — O du heimtückische Seele! (er reißt den Schrank auf) Heraus mit dir! Heraus, du Verräther! daß ich dein verläumderisches Herz durchbohre — Heraus, sage ich! (Er packt einen in dem Schrank stehenden Haubenstock.)

Frau v. J.

O pfui doch! — Was hat Ihnen denn mein Haubenſtock zu Leide gethan?

Hauptmann.

Was iſt das?

Frau v. J.

Ein Haubenſtock, wie Sie ſehen.

Hauptmann.

Wo iſt der Major?

Frau v. J.

Ueberall, nur nicht in dem Kleiderſchrank. — Sie ſehen, lieber Hauptmann! daß Sie die Probe nicht beſtanden haben.

Hauptmann.

Was für eine Probe? zum Kukuk!

Frau v. J. (ihm ein Mäbchen ſchabend).

Aetſch! Aetſch! — Haben Sie ſchon vergeſſen, daß ich eine Probe von Ihnen forderte, ob Sie im Stande wären, Ihren Jähzorn zu bezähmen?

Hauptmann.

Alle Wetter! das iſt wahr! O ich Tollkopf! Alſo Sie haben nur Comödie mit mir geſpielt?

Frau v. J.

Nicht anders. Wie konnten Sie nur denken, daß der gute Major ſeinen beſten Freund ſo verläumden würde?

Hauptmann.

Sie haben Recht. Pfui! das war angeführt. Aber da mag der Teufel nicht in Harniſch gerathen. Bei allem dem freut mich's des Majors wegen, daß es nicht wahr iſt. Element, gnädige Frau! was ſind Sie für eine Comödiantin!

Ätsch! Ätsch!

Frau v. J.

Vor der Hand belieben Sie dem Maior in dem Nebenzimmer Gesellschaft zu leisten, und dort Ihr Schicksal zu erwarten. — Sie können sich mit ihm trösten, er hat die Probe so wenig bestanden als Sie.

Hauptmann.

Hat er? — Ja freilich! das war vorauszusehen. Gegen den bin ich eine wahre Taube, was die Sanftmuth betrifft.

(ab)

## Neunter Auftritt.

Frau v. J. (allein).

Das geht nach Wunsch. — Aber nun kommt die Reihe an Wilhelm. Wie wird Er seine Probe bestehen? Ich fürchte, nicht besser als diese. (Sie sieht nach der Uhr) Nach Verlauf einer halben Stunde sollte er wieder hier seyn. Da fehlen noch 10 Minuten. Die will ich benutzen, seiner Eifersucht eine Falle zu bereiten. (Sie nimmt Wilhelms zurückgelassenen Hut) Sein Hut, sein eigener Hut soll ihn in Versuchung führen. Diese Cokarde abgeschnitten, und eine von andrer Farbe draufgesetzt! Aber wo gleich eine andre hernehmen? Wo anders als von meines verstorbenen Mannes Hut? — (Sie holt einen dreieckigen Hut aus dem Schrank, trennt die Cokarde davon ab, und befestigt sie an Wilhelms Hut) — Nun einen andern Namen hineingeschrieben, und den Hut so auf den Tisch gelegt, daß er ihm ins Gesicht fallen muß. — Und nun die Thür verschlossen! — So — Jetzt mag er kommen. Wenn hier nicht Futter für die Eifersucht ist, so ist es nirgend. (Wilhelm klopft an die Thür) Da ist er schon. — Sogleich! sogleich! (Sie öffnet nach einer Weile die

Thür und thut sehr bestürzt) Ah! Wilhelm! —! Verzeihen Sie! — ich habe — (Sie thut, als geriethe sie bei dem Anblick des Huts in Schrecken, und suche ihn zu verbergen)

Wilhelm.

Besuch, wie ich sehe.

Frau v. J.

Besuch? Wie kommen Sie auf diese Vermuthung?

Wilhelm (den Hut erfassend).

Hier ist der Verräther. — Erlauben Sie, meine Gnädige! — roth und weiß! ey seht doch! ein junger liebenswürdiger Hanseat, wie es scheint! Verstehe. (Er liest den hineingeschriebenen Namen) Herrmann! Herrmann! wo mag er nur seyn, der glückliche Herrmann? Hahaha!

Frau v. J.

Sie kränken mich, Herr v. Mayenthal!

Wilhelm.

Nicht doch! nicht doch! ich räume dem glücklicheren Nebenbuhler mit Resignation das Feld. — Aber beim Teufel! seine Bekanntschaft möchte ich vorher doch machen. (Er geht auf die Thür zu, durch welche der Major und der Hauptmann abgegangen sind)

Frau v. J.

(läuft ihm voraus, verschließt die Thür und steckt den Schlüssel zu sich)

Was wollen Sie in dem Zimmer? Es ist so eben geschäuert. Sie könnten den Schnupfen bekommen.

Wilhelm.

Den Schnupfen! Ey wie zärtlich Sie doch für meine Gesundheit besorgt sind! — Hahaha! den Schnupfen! das ist lustig, bei meiner Ehre!

Frau

Frau v. J.

Herr von Mayenthal! ich muß gestehen — dieses Betragen —

Wilhelm.

Ist nicht nach Ihrem Geschmack! — Sie haben Recht, meine Gnädige! es war auch wohl recht unanständig, so zur Unzeit zurückzukommen. Aber ich eile, diesen Fehler zu verbessern, (er sucht seinen Hut) nur vermisse ich meinen Hut, er wird in dem Nebenzimmer seyn.

Frau v. J.

O Gott! so erlauben Sie, daß ich —

Wilhelm.

Bei Leibe nicht. Wie könnt' ich das zugeben. Bedenken Sie doch! der Schnupfen! Sie laufen ja Gefahr, den Schnupfen zu bekommen — Hahaha! — Haben Sie die Gewogenheit, mir den Schlüssel zu geben.

Frau v. J.

Nun denn in Gottes Namen! — Hier ist der Schlüssel! aber ich beschwöre Sie: unterdrücken Sie Ihre Heftigkeit! der junge Mann ist nicht weniger aufbrausend als Sie.

Wilhelm.

Verstehe, verstehe. — O ich bin ja ein Mann, der zu leben weiß. — (Er läuft nach der Thür des Zimmers, öffnet sie mit Hast, und prallt bei dem Anblick des Majors und des Hauptmanns zurück.) Ha! — was ist das?

## Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Major und der Hauptmann.

Frau v. J.

Ja so fragen Sie alle. Was ist es anders, als eine Probe

Ihrer Eiferſucht, die Sie ſo ſchlecht beſtanden haben, wie dieſe Herren die ihrige. — Nun, was ſtehen Sie denn ſo angedonnert da, junger Herr? Suchen Sie den jungen liebenswürdigen Hanſeaten? Hier ſind ja ihrer zwei auf einmal. — Aetſch! Aetſch!

Major.

Bravo! alſo iſt der junge Herr auch in die Falle gegangen?

Hauptmann.

Glück zu, Major! nun fängt unſer Weizen wieder an zu blühen.

Wilhelm.

Aber der Hut, gnädige Frau! der Hut mit der rothen und weißen Cokarde und dem Namen Herrmann?

Frau v. J.

Hat denn die Eiferſucht Sie ſo blind gemacht, daß Sie Ihren eigenen Hut nicht wiedererkennen? Oder iſt es etwa Ihr Hut nicht mehr, ſobald eine andre Cokarde daran geheftet und ein andrer Namen hineingeſchrieben iſt? Hier haben Sie Ihre Cokarde wieder!

Wilhelm.

O ich eiferſüchtiger Narr! — o ich Dummkopf! Können Sie mir verzeihen gnädige Frau?

Frau v. J.

Unter der Bedingung, daß Sie auch mir verzeihen.

Wilhelm.

Ihnen? — Ach, was hätte ich Ihnen zu verzeihen?

Frau v. J.

Daß ich Sie betrog.

Wilhelm.

Betrog? — Nun das brachte ja die Probe ſo mit ſich.

Frau v. J.

Ach nein! hier iſt von einem ganz anderen Betruge die Rede, — Denn indem Sie glauben, daß kein junger Mann bei mir verſteckt ſey —

Wilhelm, der Major und der Hauptmann.

Wie?

Frau v. J.

Wartet dort im Cabinet einer auf ſeine Erlöſung.

Major.

Ey! das wär der Teufel!

Wilhelm.

Sie ſcherzen, gnädige Frau! Denken Sie etwa, mich zum zweiten Mal in die Falle zu locken? — Nein, ſo ſind wir nicht.

Frau v. J.

Der Augenſchein wird Sie überführen. (Sie öffnet die Thür des Cabinets.) Kommen Sie nur an's Licht, junger Mann! Sie haben nichts mehr zu fürchten. Das Feld iſt jetzt ſicher.

## Eilfter Auftritt.

Die vorigen. Der Juſtizrath.

Major.

Was Kukuk, der Juſtizrath!

Die Andern.

Hahaha!

Major.

So hat er doch in dem Cabinet geſteckt? Ein Glück für ihn, daß ich das nicht gewußt habe, als ich vorher ſo in Harniſch war: hätt' ihn, hol's der Teufel! geſpießt wie einen Maikäfer.

Frau v. J. (dem Juſtizrath die Stirn wiſchend)

Angſtſchweiß! — Aetſch! Aetſch! — — Sie ſehen alſo,

meine Herren! daß keiner von Ihnen die Probe beſtanden hat. Was bleibt mir unter ſolchen Umſtänden zu thun übrig, als Ihnen allen den Korb zu geben? — — Doch ich will Gnade für Recht ergehen laſſen, und Einem wenigſtens Pardon geben. — Aber wem? — Auf der einen Seite Rang und Verdienſt, auf der andern nichts weiter als ein Bißchen Jugend und Larve. Ach meine Herren! Sie wiſſen wohl, daß die Liebe blind iſt, und dieſen Vorwurf wird Sie hier von neuem verdienen, indem ſie Rang und Verdienſt fahren läßt, und nach der leidigen Jugend greift. — Und geſtehen Sie nur aufrichtig: finden Sie es nicht ganz natürlich, daß Ich, eine junge Wittwe von 24 Jahren — dem Milchbart hier die Hand reiche?

Wilhelm.

O Amalie! Sie machen mich zu dem glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Hauptmann.

Major! wie iſt Euch?

Major.

Wie einem, dem der Staar geſtochen iſt.

Hauptmann.

Gott verdamme mich! Sie hat recht. — Unſere 60 hätten doch nicht gleichen Schritt mit ihren 24 gehalten.

Major.

Und bald genug als Marodeurs hinterherhinken müſſen. Ja wohl, Herr Bruder!

Juſtizrath.

Ich ſukkumbire.

( Der Vorhang fällt. )

# Der Geist

oder

# die unterbrochene Theaterprobe.

Ein Schwank in Einem Aufzuge.

# Personen.

Graf Stillensee.
Emilie, dessen Tochter.
Kammerherr von Storch.
Herr v. Zimper.
Heinrich v. Holm.
Frau v. Hohenthurm.
Commissionsrath Gemsbock.
Schauspieler Kraft.
Gottlieb, Holms Bedienter.
Mehrere Schauspieldilettanten und Hausfreunde des Grafen.
Ein Bedienter des Grafen.

Die Scene ist auf einem Landsitze desselben.

## Erſter Auftritt.

Ein Luſtwäldchen bei dem gräflichen Schloſſe. Heinrich v. Holm und Gottlieb von verſchiedenen Seiten.

**Gottlieb.**

Da bin ich wieder.

**Holm.**

Nun, was haſt du ausgekundſchaftet?

**Gottlieb.**

So eben iſt in dem gräflichen Schloſſe ein Brief angekommen, der große Beſtürzung verbreitet hat.

**Holm.**

Ein Brief? Von wem?

**Gottlieb.**

Von dem Geiſt des alten Hamlet.

**Holm.**

Faſſe nicht!

**Gottlieb.**

Sie wiſſen, gnädiger Herr! daß morgen das Gedächtnißfeſt iſt, welches der Graf jährlich zu Ehren Shakespeares feiert. Der ganze benachbarte Adel und viele Honoratioren der Stadt ſind dazu eingeladen. Nach der Idee des Grafen ſollte Hamlet gegeben werden. Er ſelbſt hat die Rolle des Königs Claudius

einſtudirt. Frau v. Hohenthurm ſollte als Königin Mutter, Herr v. Zimmer als Hamlet, Gräfin Emilie als Fräulein Ophelia, und der dicke Kammerherr v. Storch als Oberkämmerer Polonius auftreten. Die Sache konnte nicht beſſer eingeleitet werden, und alles verhieß ein Schauſpiel, wie es auf dieſer Hemiſphäre des Erdballs noch nie geſehen wurde. — Nun aber macht der Geiſt des alten Hamlet ganz unerwartet einen Queerſtrich.

Holm.

Das wäre!

Gottlieb.

Da der Graf auf dieſe Rolle ein ganz beſonderes Gewicht legt, ſo hatte er den Schauſpieler Kraft, welcher ſeit einigen Tagen das Publikum in der Reſidenz durch ſeine Gaſtrollen bezaubert, um Uebernahme derſelben erſucht, und ſeine Zuſicherung erhalten. In dieſem Augenblick aber erhält der Graf einen Expreſſen, mit der Nachricht, daß Herr Kraft durch einen widerwärtigen Catharr gehindert werde, ſein Verſprechen zu erfüllen?

Holm.

Wer zweifelt nun noch, daß ein tückiſcher Dämon allen großen Unternehmungen Verderben droht, und nur auf den Moment ihrer Ausführung lauert, um ſie mit Einem Schlage zu vereiteln.

Gottlieb.

In den erſten Ausbrüchen der Verzweiflung wollte der Graf den alten Dorfküſter, der ſo eben anweſend war, in einen Geiſt verwandeln. Der iſt aber dergeſtalt von Geſpenſterfurcht befangen, daß ſchon der Gedanke, einen Geiſt vorzuſtellen, ihm

Schauder erregt. — Mit einem Worte: der Hamlet kann nicht gegeben werden.

Holm.

Das ist ja ein wahrer Unglückstag für den armen Grafen. Doch er kann sich damit trösten, daß es nicht das erste Trauerspiel ist, welches an Geisteskrankheit stirbt.

Gottlieb.

Sie können sich kaum eine Vorstellung von der Verlegenheit des Grafen machen. Heut Vormittag sollte die Generalprobe seyn. Die mitspielenden Personen spuken schon seit 6 Uhr Morgens im vollen Theatercostum im Schlosse herum, und in diesem Aufzuge haben sie endlich aus Ungeduld über das lange Ausbleiben des Herrn Kraft einen Spaziergang durch die Umgebungen des Dorfs gemacht. Der Graf harret ihrer mit Sehnsucht, um ihnen die Trauerpost zu verkündigen.

Holm (nachdenkend).

Wenn man nur wüßte, ob der Graf den Schauspieler Kraft schon von Person kennt. Nun das ließe sich ja bald erfahren. — Höre Gottlieb! glaubst du wohl, daß ich einen Geist vorstellen könnte?

Gottlieb.

Sie? — Nein bei meiner Treue gnädiger Herr! Sie sehen viel zu weltlich, viel zu rosenroth für einen Geist aus.

Holm.

Laß das gut seyn. Der Kunst ist es ein Leichtes, Furchen in ein glattes Gesicht zu ziehen, und rothe Wangen mit Geisterblässe zu übertünchen.

Gottlieb.

Nun, dann ſind die jungen Greiſe unſrer eleganten Welt Künſtler vom erſten Range.

Holm.

Kurz, ich bin entſchloſſen, mich dem Grafen als Schauſpieler Kraft vorzuſtellen, und morgen als Geiſt im Hamlet aufzutreten.

Gottlieb.

Nun immerhin! — Aber wenn ich fragen darf: was haben Sie denn eigentlich für eine Abſicht dabei?

Holm.

Du weißt Gottlieb! daß ich einſt bei dem Grafen viel galt, daß ich ſein liebſter Hausfreund war, daß es zu ſeinen ſüßeſten Hoffnungen gehörte, mich einſt ſeinen Sohn nennen zu können, mit Einem Worte: daß meiner Verbindung mit Emilien nichts, gar nichts im Wege ſtand. — Aber welch ein unglücklicher Vorfall dieſes ſchöne Verhältniß zerriß, das iſt dir noch ein Geheimniß.

Gottlieb.

Haben Sie doch immer das tiefſte Stillſchweigen darüber beobachtet.

Holm.

Der Vorfall iſt von ſo tragikomiſcher Art, daß ich noch immer nicht weiß, ob ich darüber weinen oder lachen ſoll. Voriges Jahr wurde hier Don Juan gegeben. Ich ſpielte den Juan, der Graf den Comthur. Als er nun als ſteinerne Bildſäule zu Pferde ſaß, wurde er plötzlich von einem ſo unwiderſtehlichen Naſenkitzel befallen, daß er zur höchſten Belu-

ſtigung der erſtaunten Zuhörer 5 bis 6 mal hinter einander nieſen mußte.

Gottlieb.

Ey!

Holm.

Dieſes Intermezzo — ich muß es geſtehen — erregte eine ſolche Lachluſt in mir, daß ich ganz und gar aus der Rolle fiel. Der Graf, darüber ergrimmt, ſtieg vom Pferde, die Vorſtellung wurde unterbrochen, und der Vorhang fiel. — Jetzt aber überhäufte mich der Graf mit ſo bitteren Vorwürfen, daß ich Urſach hatte, mein unzeitiges Lachen zu bereuen. — Ja, was das ſchlimmſte war, er kam auf den Verdacht, daß ich ihm den boßhaften Streich geſpielt hätte, Nieſewurz in ſeine Tobacksdoſe zu ſchütten, um dieſe lächerliche Cataſtrophe herbeizuführen.

Gottlieb.

Nu nu! ſollte dieſer Verdacht ſo ganz grundlos geweſen ſeyn?

Holm.

All mein Betheuren half zu nichts. — Der Graf blieb unverſöhnlich, und das Feſt hatte für mich den traurigen Ausgang, daß er das bisherige Verhältniß für aufgehoben erklärte, und mir nicht undeutlich zu verſtehen gab, ich möge ſein Haus meiden. — Ich Unglückſeliger!

Gottlieb.

Ey der Geier! — Nun begreife ich erſt, warum Sie ſeit Jahr und Tag ſo ernſthaft geworden ſind.

Holm.

Und begreifſt du nun auch, was ich mit dieſem kleinen Betruge beabſichtige?

Gottlieb.

Sie wollen der Gräfin Emilie als Geist ein Rendezvous geben.

Holm.

Mehr als das. — Siehst du, ich kenne den Grafen. Gelingt es mir, die Rolle, die ich glücklicherweise schon auswendig weiß, zu seiner und seiner Gäste Zufriedenheit zu spielen, so entdecke ich mich ihm, er verzeiht mir den unschuldigen Betrug, er ist entzückt über meine Darstellung, über die gute Art, wie ich ihn aus der Verlegenheit gerissen habe, die alte Liebe gewinnt wieder die Oberhand, das Geschehene ist vergessen, und Ich Kerlchen! ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Gottlieb.

Glück zu! — und ich erlange einen gemächlichen Souffleurdienst bei dem Grafen, wonach ich mich, als ein verunglückter Literatus schon längst gesehnt habe.

Holm.

Nun aber geh und suche zu erfahren, ob der Graf oder eine der mitspielenden Personen den Schauspieler Kraft etwa schon kennen. Denn das wäre ein fataler Streich. Ich habe jedoch Ursache, es nicht zu fürchten.

Gottlieb.

Gut, gnädiger Herr! Auch soll mir der Garderobemeister alles verabreichen, was erforderlich ist, Sie in den Schauspieler Kraft zu verwandeln, und Ihnen das Ansehen eines großen Tragikers zu geben, der nur Könige und große Geister darzustellen gewohnt ist.

Holm.

So geh! ich erwarte dich im Forſthauſe.

(beide ab zu verſchiedenen Seiten)

## Zweiter Auftritt.

Der Kammerherr von Storch im Coſtum des Poloniuſ, mit einer Handvoll Blumen und Kräuter.

Puh! — ich finde, daß die liebe Sonne hier auf dem Lande weit mörderiſcher ſticht, als bei uns in der Residence. — Kein Wunder. Das Landvolk iſt dickhäutiger als wir zärtlichen Städter: drum müſſen die Sonnenſtrahlen hier ſchärfer zugeſpitzt ſeyn, wenn ſie durchdringen ſollen. — Armer Kammerherr! da ſuche du nur, ſuche, daß dir der Schweiß von den Backen trieft, du wirſt doch keinen Fenchel, keine Agley und Maaßlieb finden, wie es der eigenſinnige Poet zum Haarſchmuck der Fräulein Ophelia verlangt. — Eh voila! da kommt ja unſre erlauchte Theatergeſellſchaft von ihrem Spaziergange zurück. Herr v. Zimper als Prinz Hamlet, und Frau v. Hohenthurm als Königin Mutter vorauf. — Willkommen im Grünen, meine Herrſchaften! — Mon Prince! Sie kommen wie gerufen, um mir botaniſiren zu helfen.

## Dritter Auftritt.

Der Vorige. Frau v. Hohenthurm als Königin, Herr v. Zimper als Hamlet und noch einige andere mitſpielende Perſonen in dem Coſtum ihrer Rollen.

Herr v. Zimper.

Que diable! Unſer Kammerherr v. Storch als Ober-

kämmerer Polonius. — Was ſuchen Sie denn hier im Schweiße Ihres Angeſichts, mon ami?

Kammerherr.

Ah mon prince! — Wozu muß ſich ein Kammerherr nicht gebrauchen laſſen? — Da ſchleppe ich meinen Leichnam ſchon ſeit anderthalb Stunden in der Wildniß herum, für die Comteß Emilie diverſe Feldblumen und Kräuter zu ſuchen, die ſie als Ophelia zu ihrem Putz gebraucht, par exemple: Vergißmeinnicht, Veilchen und Rosmarin. Nun die kenne ich allenfalls. Aber wer Teufel kennt Raute, Fenchel, Agley und Maaßlieb? — Ma foi! ich weiß eher zu ſagen, wie Schwefelblumen und Zinkblumen ausſehen. — Doch was ſeh' ich? — Euer Majeſtät ſcheinen ſich alterirt zu haben. Iſt Ihnen etwas zugeſtoßen Frau v. Hohenthurm?

Frau v. Hohenthurm.

O ciel! — Schützt denn ſelbſt das Diadem nicht vor dem Hohne der Populace? — Ecoutez mon ami! — Wir kommen auf den Einfall, in unſerm Theateraufzuge einen Spaziergang durch das Dorf zu machen. Ein ſolches Unternehmen ſchien uns ſo neu und originell, daß wir uns ſchon im voraus auf die Wirkung freuten, die unſer Erſcheinen auf das Landvolk machen würde. — Unſeliger Einfall! — Kaum ſind wir ein Paar Bauernhäuſer vorbei, ſo rottet ſich das ganze Dorf zuſammen, ein ſchallendes Gelächter ſchlägt an unſre Ohren, alle Hunde bellen uns an, et enfin — o erſparen Sie mir die Erzählung der Cataſtrophe!

Herr v. Zimpel.

Enfin — Hahaha! — kommt am Ausgange des Dorfes der Schulz mit zwei Gerichtsmännern auf uns zu. Die rufen:

halt! muſtern uns vom Kopf bis zu den Füßen, ſo — sans comparaison — als wenn wir Vagabonden wären, fragen nach unſern Päſſen, und machen Miene, uns feſtzunehmen, parole d'honneur!

Kammerherr.

Hahaha! — dieſe Herren halten ſo ſtrenge auf ihre Polizeiordnungen, daß man kaum glauben ſollte, daß ſie zur Polizei gehören.

Herr v. Zimper.

Vergebens bot Frau v. Hohenthurm ihre ganze mimiſche Gewalt auf, vergebens ſchleuderte ſie die Blitze der Majeſtät auf dieſe Elenden herab: ſie beſtanden darauf, unſre Päſſe zu ſehen, oder uns als Landſtreicher feſtzunehmen. — Je vous assure mon ami! — Ja, ſie drohten ſogar, den Landſturm gegen uns aufzubieten.

Kammerherr.

Hahaha! — Kein Wunder! — Man hielt Sie für Espions, weil Sie franzöſiſche Brocken fallen ließen. Wir Leute von bon-ton kommen bei der Populace ſehr leicht in dieſen Soupçon.

Frau v. Hohenthurm.

Ja wäre nicht zum Glück des Grafen Wirthſchaftsſchreiber in dem kritiſchen Moment herzukommen — ma foi! unſre Majeſtät wäre in ein Gedränge gerathen, in eine debandade ohne Beiſpiel.

Herr v. Zimper.

„Wenn das iſt" — ſagte der Schulze, als er hörte, daß wir des Grafen Freunde wären — „dann haben wir allen Reſpekt. Der Herr Graf kann ſo viel Narren halten, als ihm

beliebt, wir können dazu nichts sagen. — Wir thaten hier bloß was unsers Amts ist" — ce paysan!

Kammerherr.

Verdammter prosaischer Kerl!

Herr v. Zimper.

Hahaha! —

Frau v. Hohenthurm.

Ich begreife nicht, wo Sie noch die Laune hernehmen zu lachen, Herr v. Zimper!

Herr v. Zimper.

Mais comment votre Majesté? — Sollen wir deshalb unsern precieusen Humeur fahren lassen? — point du tout! — Das sind so kleine Dornen auf dem Rosenpfade der Kunst, die ein Philosoph nicht achten muß.

Kammerherr.

Nehmen Sie mir's nicht übel, mon Prince! Ihr Lachen klingt so wenig nach humeur, wie eine zersprungene Quinte nach Musik. — Aha! da kommt ja auch der Graf. Nun, ist der Geist endlich angekommen, lieber Graf?

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf in gewöhnlicher Kleidung.

Graf.

Ach, Sie wissen noch nicht. Aus unserm Hamlet wird nichts. Die ganze Sache ist zerrissen, der Geist hat uns einen bösen Streich gespielt.

Die Andern.

Wie? — Was? — Comment?

Graf.

Kraft kommt nicht. So eben hat er mir's abgeschrieben, schützt Catharr, Husten und Gott weiß was vor. Kurz: das ganze Fest ist verdorben, meine Gäste sind grausam getäuscht, und Ich — bin in Verzweiflung.

Die Andern.

O weh! — Schade! — Que diable!

Graf.

Was soll ich Aermster nun anfangen? Rathen Sie mir meine Freunde?

Kammerherr.

Sollte denn unter Ihren Dorfeingesessenen kein Geist aufzutreiben seyn? — Der Küster z. B., der ist ja ohnedies von der Geistlichkeit und hat dabei so etwas Gespensteraehnliches.

Graf.

Das dachte ich auch. — Aber nein nein! der taugt nicht dazu aus tausend Gründen.

Kammerherr.

Nun denn Ihr Hausbofmeister.

Graf.

Hat ein lahmes Bein.

Kammerherr.

Aber lassen Sie den Geist einmal hinken. Das wird den Effekt erstaunlich vermehren. Ma foi! er wäre nicht der erste große Geist, der hinkend von der Bühne abtritt.

Graf.

O scherzen Sie mir nicht mit ernsthaften Dingen!

Herr v. Zimper.

Verdammte Geſchichte! — Sollte es denn hier in der ganzen Gegend keinen vernünftigen Mann geben, der zu dieſer Rolle taugt?

Graf.

Nein! ſag' ich Ihnen. Sie finden hier zehn Meilen in der Runde keinen vernünftigen Geiſt.

Frau v. Hohenthurm.

Eh bien! — So laſſen Sie uns einen aus der Stadt verſchreiben.

Kammerherr.

Ach, meine Gnädige! — Da ſind ſie auch knapp, zumal ſeitdem die romantiſche Staupe und das myſtiſche Lazarethfieber dort graſſiren.

Graf.

Wie wär's meine Freunde! wenn einer von uns zwei Rollen übernähme?

Kammerherr.

A la bonne heure! Ich biete Ihnen gleich meine Dienſte an, lieber Graf!

Graf.

Sie? — Nein das geht nicht. Sie haben zuviel Körper. Sie ſind viel zu plaſtiſch für einen Geiſt.

Kammerherr.

Plaſtiſch hin, plaſtiſch her! — Sie müſſen mir zugeben, daß ich ein geiſtreicher Mann bin, beſonders wenn ich ein Paar Flaſchen Champagner geleert habe, und ein ſchöner Geiſt dazu — Comment?

Graf.

Das geht nicht, sag' ich. — Laertes! wie wär's? — Aber nein! Sie sind wieder zu jung. Horatio! — Doch nein! Sie kommen ja mit dem Geist zusammen. — O Himmel! giebt es wohl einen geschlagneren Mann, als Mich? — Eine einzige Hoffnung bleibt mir noch übrig: der Commissionsrath Gemsbock. Ich habe sogleich eine Staffette an ihn abgeschickt. Das ist ein Mann, der aus jeder Verlegenheit zu helfen weiß. In einem ähnlichen dringenden Falle schickte er mir einst einen mürrischen Alten, einen zärtlichen Vater und einen Tyrannen, alle drei wohlembalirt auf einem Butterwagen. — Geben Sie Acht! er läßt mich auch diesmal nicht im Stich, er schickt mir einen Geist, und sollte es auch mit Courierpferden seyn.

## Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich v. Holm (möglichst unkenntlich) von einem Bedienten herbeigeführt).

Bedienter.

Herr Graf! hier ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.

(ab).

Holm.

Ich schätze mich glücklich, Herr Graf —!

Graf.

Darf ich fragen —?

Holm.

Ich bin der Schauspieler Kraft.

Graf.

Wie?

Die andern.

Herr Kraft?

Graf.

Sie wären —?

Holm.

Der Schauspieler Kraft, Ihnen aufzuwarten.

Graf.

Derselbe, der mir versprach —?

Holm.

Die Rolle des Geistes im Hamlet zu übernehmen, und jetzt sein Versprechen zu erfüllen bereit ist.

Graf.

Sie entzücken mich. Lassen Sie sich umarmen, mein Liebster, Bester! — O Sie machen mich sehr glücklich. — Aber wie ist's denn? Sie haben ja den Catharr, wie Sie mir schrieben.

Holm.

Ein kleiner Anstoß, Herr Graf! zu unbedeutend, mir das Glück zu versagen, Theilnehmer eines so schönen Festes zu seyn. Bald nach Abfertigung des Boten bereute ich meine Wortbrüchigkeit, fühlte mich vollkommen gesund, und eilte, die Probe nicht zu versäumen.

Graf.

Ich bin Ihr dankbarer Schuldner. Ihr Erscheinen ist mir wirklich wie das eines Geistes, so unerwartet und doch so erwünscht. — O ich habe so viel zu Ihrem Ruhme gehört, Sie sollen dergleichen Rollen so anziehend schauerlich darstellen, daß ich vor Verlangen brenne — Meine Freunde! lassen Sie mich einen Augenblick mit dem lieben Gast allein. Gehen Sie ins Schloß voraus, und bereiten Sie sich zur Probe.

Kammerherr.

Bon. — (zu Holm) Im Vertrauen, schöner Geist! Wenn Sie Hunger und Durst empfinden wie unser eiper, dann bedaure ich Sie. Denn dem Grafen fällt es gar nicht ein, daß Sie als Geist Eingeweide haben. — Euer Majestät? —

(Er reicht der Frau von Hohenthurm seinen Arm.)

Frau v. Hohenthurm.

So glänz' ich morgen doch als Königin?

Kammerherr.

Wie immer, meine Gnädige!

(Alle ab bis auf Holm und den Grafen.)

## Sechster Auftritt.

Der Graf und Holm.

Graf.

Ihre Gestalt und Ihr Organ lassen viel erwarten, lieber Kraft! Aber ich muß gestehen, so jung hätte ich mir den Mann nicht gedacht, der den Geist des alten Dänenkönigs so meisterhaft darstellen soll.

Holm.

Die Kunst der Täuschung ist unerschöpflich, Herr Graf!

Graf.

Seltsam! Ihr Aeußeres und der Ton Ihrer Stimme erinnern mich an einen jungen Mann von ausgezeichneten Talenten. Nur sein gränzenloser Muthwille —: doch das gehört ja nicht hieher — Gewiß, mein Freund! ich weiß nicht etwas damit, daß Sie mein Fest durch Ihr Talent verschonen werden.

Holm.

Meine Anstrengungen werden um so größer seyn, je mehr ich erwarten darf, vor einem ausgesuchten Kreise von Zuschauern aufzutreten.

Graf.

Daß ich kein Kaiser bin! daß der Ausdruck meiner Dankbarkeit so weit hinter meinen Wünschen zurückbleiben muß! — Kann man den Künstler wohl kaiserlich genug belohnen? Ist Er's nicht, der uns über das prosaische Werkeltagsleben erhebt? — Wäre ich Herr über Land und Leute: in meinen Staaten müßte mir ein jeder Künstler von Beruf wenigstens Baron seyn.

## Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Emilie.

Graf.

Sieh da Emilie! — Du kommst wie gerufen. In diesem Herrn verehren wir einen sehr werthen Gast, den Schauspieler Kraft. — — Nun? hast du deine Rolle auch gut einstudirt?

Emilie.

Wenigstens auswendig gelernt, lieber Vater!

Graf.

Hast du? — Es giebt Schauspieler, von denen man nicht viel mehr rühmen kann.

Holm.

Manche sogar, von denen man nicht einmal so viel rühmen kann.

Graf.

Sie hat die schwere Rolle der Ophelia. Thun Sie mir die Liebe, sie ein wenig zu unterhören. — Benutze die kurze An-

wesenheit dieses Mannes, Camille! — Glaube mir, du kannst viel von ihm lernen. — Nehmen Sie sie nur tüchtig ins Gebet, besonders was die zärtlichen Stellen in ihrer Rolle betrifft. — Ich werde unterdessen bei Seite gehen und meine Rolle noch ein wenig memoriren.

(Er entfernt sich in den Hintergrund.)

Emilie.

Wenn Ihnen gefällig ist, so nehmen wir die erste Szene des dritten Aufzugs: die Unterredung zwischen Hamlet und Ophelia

„Mein Prinz! wie geht es euch seit so viel Tagen?"

Holm.

„Ich dank euch unterthänig, — wohl!"

Emilie.

(mit etwas Ekstasion und Affektation, jedoch ohne Uebertreibung.)

„Mein Prinz! ich hab' von euch noch Angedenken,
„Die ich schon längst begehrt zurückzugeben.
„Ich bitt' euch! nehmt sie jetzo."

Holm.

„Nein, ich nicht,
„Ich gab euch niemals was"

Emilie.

„Mein theurer Prinz! ihr wißt gar wohl, ihr thatet's.—"

Graf.

Halt! — Sagen Sie ihr doch, lieber Kraft! daß sie bei den Worten: mein theurer Prinz! die Hand auf's Herz legen soll.

Holm.

Nun, das geschieht ja auch, Herr Graf!

Graf.

Nicht doch! sie legt sie immer auf den Magen. — Das kann ja der Prinz übel nehmen.

Emilie.

Aber sitzt denn hier nicht das Herz, Väterchen? Ich fühle ja, wie es pocht. —

Holm (halblaut).

O der Glückliche, für den es pocht!

Graf.

Nun, nur weiter im Text!

Emilie.

Also:

„mein theurer Prinz! ihr wißt ja wohl, ihr thatet's.
„Und Worte süßen Hauchs dabei, die reicher
„Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
„Nehmt dirs zurück: dem edleren Gemüthe
„Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.
„Hier gnäd'ger Herr!"

Holm (heimlich zu Emilie).

Erkennen Sie mich nicht?

Emilie (unbefangen)

Erlauben Sie, davon steht nichts im Buche. Hier ist ein andres Stichwort.

Holm.

Verzeihen Sie, ich verlor mich in eine andre Rolle. Ach! das geht uns Schauspielern oft so. — Also:

„Seyd ihr tugendhaft?"

Emilie.

„Gnäd'ger Herr!"

Holm.

Holm.

„Seyd Ihr schön?“

Emilie.

„Was meint euer Hoheit?“

Holm (heimlich).

Holdes Mädchen! Sehen Sie mich doch nur recht an! —

Emilie.

Mein Herr! —

Graf.

„Mein Herr?“ — Davon steht ja gar nichts in deiner Rolle, Emilie!

Emilie.

Ich bemerkte nur, daß der Herr ganz andre Stichwörter einmengt, als in der Rolle stehen.

Holm.

Also: „Ich liebte euch einst“

Emilie.

„In der That, mein Prinz! ihr machtet mich's glauben.“

Holm.

„Ihr hättet mir nicht glauben sollen; ich liebte euch nicht.“

(heimlich.)

Doch, doch, theuerste Emilie! ich liebe Sie noch immer.

Emilie.

Gott! Heinrich!

Holm.

Erkennen Sie mich endlich?

Emilie.

Ist's möglich? — Sie?

Holm.

Entschuldigen Sie diesen kleinen Betrug. Blieb mir doch kein andres Mittel übrig, mich Ihnen zu nähern.

Emilie.

Und Sie wollen hier wirklich den Geist spielen?

Holm.

Das will ich, holde Emilie! ich hoffe, den Vater auf diese Art zu versöhnen. — Schon habe ich mich der Außenwerke seines Herzens versichert.

Emilie.

Sie spielen ein gewagtes Spiel.

Holm.

Wer wagt nicht alles um Sie?

Emilie.

Ach! nun falle ich gewiß aus der Rolle.

Holm.

Und Ich?

Emilie.

Daß ich Sie nicht sogleich erkannte!

Graf.

Laut, laut, Emilie!

Holm (laut).

„Wo ist euer Vater?"

Emilie.

„Zu Hause, gnäd'ger Herr!"

Holm.

„Laßt die Thür hinter ihm abschließen, damit er den Narren nirgends spielt, als in seinem eignen Hause. — Leb' wohl!"

Emilie.

„O hilf ihm, güt'ger Himmel!"

Graf.

Nun, lieber Kraft! wie ſpielt ſie ihre Rolle?

Holm.

Unvergleichlich, Herr Graf! — Sie verrathen eine ſeltene Anlage zur Schauſpielerin.

Graf.

Meinen Sie? — Ach nein! — Sie ſind viel zu ſchonend. Ich finde, daß ſie namentlich dieſe Scene mit dem Hamlet zu eintönig, zu kalt giebt.

Holm.

Vielleicht liegt die Schuld an dem Hamlet.

Graf.

Wohl möglich. Der nimmt ſeine Rolle wieder zu zärtlich, zu ſüß. — Nun, Sie werden ja ſehen. — Wohlan! laſſen Sie uns jetzt in's Schloß gehen, und Generalprobe halten.

(alle drei ab.)

## Achter Auftritt.

Gottlieb (der bisher gelauſcht hat).

Das geht ja ganz allerliebſt. Keine Seele merkt den Betrug, und mein Herr iſt ſchon Ein Herz und Eine Seele mit ihm. — Nun will ich geſchwind ins Schloß. — Sieh! da kommt ja der Kammerherr zurück. Was ſucht denn der noch hier? Er ſpricht mit ſich ſelbſt. — Ich will ihn ein wenig belorchen. (Er zieht ſich zurück.)

## Neunter Auftritt.

Der Kammerherr. Gottlieb.

Kammerherr.

Kein Winkel im ganzen Schlosse, wo man in Ruhe seine Rolle memoriren könnte. — Ah! hier ist's stille.

„Noch hier Laertes? — Ey, an Bord! an Bord!
„Der Wind sitzt in dem Nacken eures Segels,
„Und man verlangt euch. — Hier mein Segen mit dir,
„Und diese Regel präg' in dein Gedächtniß:
„Gieb den Gedanken, die du hegst, nicht Zunge —"

Gemsbock (hinter der Scene).

Prrr! Prrr!

Kammerherr.

Verwünscht! da stört mich schon wieder ein Maulaffe.

Gemsbock.

Hier wollen wir halten. — Theophile! Führe die Pferde vorher ein wenig spazieren. Will sachte ins Schloß vorausgehen.

## Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Commissionsrath Gemsbock (mit einem Packet unter dem Arme.)

Kammerherr.

Was Kukuk! das ist ja wohl gar —? Richtig, er ist's der Commissionsrath Gemsbock. — Willkommen Gemsböckchen! laßt Euch umarmen.

Gemsbock.

Sachte! sachte! wer steckt denn in dieser Theateremballage? — Ah! nun erkenne ich Sie. Willkommen lieber Kammerherr! — Aber wie in aller Welt kommen Sie zu dieser Maske? Hm?

Kammerherr.

Mit größerem Rechte, hoff' ich, als Ihr zu dem Namen Gemsbock. Denn offenbar ist mir der Sprung vom Kammerherrn zum Oberkämmerer leichter, als Euch der auf eine Alpenspitze. — Aber wie ist's denn? Ihr kommt, den Grafen aus einer Verlegenheit zu reißen, nicht wahr? — Wo habt Ihr den Geist?

Gemsbock (auf das Packet zeigend).

Hier, Freundchen! Hier steckt er! Hm?

Kammerherr.

Spaßvogel!

Gemsbock.

Lassen Sie sich erzählen. Vor einer Stunde erhalte ich auf meinem angrenzenden Gute eine Staffette von dem Grafen, der mir seine Verlegenheit um einen Geist in sehr rührenden Ausdrücken schildert. Als Commissionsrath kann ich nun zwar alles prokuriren, was in der Körperwelt existirt, aber bis in das Geisterreich erstrecken sich meine Commissionsgeschäfte nicht. Mir ist indessen ein andres Mittel eingefallen, dem Grafen zu helfen. Sie wissen, Freundchen! daß ich mit ungetheiltem Beifall auf Liebhabertheatern glänze. Sie selbst haben mich als Don Manudo di Colibrados bewundert, Sie haben meinem Pachter Feldkümmel Gerechtigkeit widerfahren

laſſen, Sie haben meinen Pumpernickel unvergleichlich gefunden — Hm?

Kammerherr.

Gewiß, mon cher ami! — Ihr ſeyd in dieſer Rolle ganz Pumpernickel.

Gemsbock.

Aber daß ich auch im tragiſchen Fach exzellire, das wird Ihnen weniger bekannt ſeyn. — Hm?

Kammerherr.

Nein, von der Seite hat ſich mir Euer Talent noch nicht entfaltet. Doch, ich zweifle nicht, daß Ihr die Kaiſer- und Heldenrollen wenigſtens eben ſo traurig ſpielt, als ein gewiſſer, der ſich jetzt hinter die Couliſſen gezogen hat.

Gemsbock.

So wiſſen Sie denn, daß ich im vorigen Winter den Geiſt im Hamlet mit ungeheurer Wirkung ſpielte. — Hm?

Kammerherr.

Comment?

Gemsbock.

Drei Damen und ein nervenſchwacher Muſſe mußten ohnmächtig hinausgetragen werden. — Hm?

Kammerherr.

Hyſteriſche Krämpfe vielleicht. Der Schreck hatte das Zwerchfell ergriffen.

Gemsbock.

Sehen Sie, mein Schatz! drum komme ich, dem Grafen meine bona officia als Geiſt anzubieten, und habe expreß die Geiſtermaske mitgebracht. Hm? — Hier! In dieſem Packet ſteckt ſie.

Kammerherr.

Wirklich?

Gemsbock.

Hähähä! ich bin nun einmal ſo ein gutherziger Narr. Hm?

Kammerherr.

Nun, die Idee iſt in der That einzig. Ein Geiſt von Eurem Embonpoint muß einen wahren Knalleffekt machen. — Schade nur, daß Ihr zu ſpät kommt. Kraft hat ſich eines Beſſeren beſonnen, und iſt kurz vor Euch hier eingetroffen.

Gemsbock.

Was? der alte Knabe iſt wirklich hier, Hm?

Kammerherr.

So iſt's. — Aber was wollt Ihr mit dem alten Knaben? Er iſt ja ein junger Mann.

Gemsbock.

Nun ja, ſo in den ſechzigen. Hm?

Kammerherr.

In den ſechzigen? — Dann irrt Ihr Euch in der Perſon. Er ſcheint mir kaum ein Dreißiger.

Gemsbock.

Müßte ſich ſeit vorgeſtern Abend um 30 Jahre verjüngt haben. Denn da habe ich noch eine Bowle mit ihm geleert. Hm?

Kammerherr.

Das wäre. — Aber ich verſichre Euch auf Ehre, daß ſich ein junger Mann hier unter ſeinem Namen vorgeſtellt hat, der ſo eben als Geiſt aufgetreten iſt.

Gemsbock.

So muß es irgend ein Spaßvogel ſeyn, der aus dem Trauerſpiele ein Luſtſpiel machen will.

Kammerherr.

Ha, warte Patron! — Dem wollen wir ein Quiproquo ſpielen. — Hört, Gemsböckchen! Ihr müßt Euch die Rolle nicht nehmen laſſen. Hm?

Gemsbock.

Werde den Kukuk! Habe mir unterwegs faſt den Kopf darüber zerbrochen, ſie von neuem einzuſtudiren, habe mich dergeſtalt in die Geiſterwelt hineingearbeitet, daß ich darüber faſt ſelbſt zum Geiſt geworden bin. — Hm? — Und ſollte mir jetzt den Lorbeer der tragiſchen Muſe durch ſo einen nescio quis vom Kopfe reißen laſſen. Hm? — Ja, da kennen Sie mich ſchlecht. Hm?

Kammerherr.

Bravo Gemsböckchen! ſo gefallt Ihr mir. Kommt! ich verwandle Euch geſchwind in einen Geiſt. — Hahaha! Der Graf wird ſich ſehr an Eurem Erſcheinen ergötzen. Er liebt dergleichen Intermezzos zum Raſendwerden. — Hahaha! —

(beide ab.)

## Eilfter Auftritt.

Gottlieb (hervorkommend).

Was Teufel iſt das? — Da kommt ja mein Herr in eine ſchöne Verlegenheit — Hahaha! Nun! hat er die Suppe eingebrockt, ſo mag er ſie auch auseſſen. — Auf jeden Fall will ich ihn von der Cabale unterrichten. — (er will fort.) — Aber was

iſt das für eine Figur, die da von dem Wagen ſteigt? — Ich wette, das iſt der wirkliche Schauſpieler Kraft. — Allerliebſt! die Geſchichte wird immer bunter.

(Er tritt zurück.)

## Zwölfter Auftritt.

Gottlieb. Kraft als Geiſt in Curierſtiefeln, jedoch tief in einen Mantel gehüllt.

Kraft (zurückrufend).

Hier haltet vorerſt — hört Ihr? — Hahaha! Der Graf wird große Augen machen, wenn ich mit Einemmal als Geiſt vor ihm ſtehe. Ich hoffe, dieſer Theater-Coup iſt gut berechnet. Je weniger er mich jetzt erwartet, deſto größer wird die Ueberraſchung ſeyn, wenn ich plötzlich in voller Rüſtung — (Er erblickt Gottlieb.) Heda, guter Freund!

Gottlieb.

Was ſteht zu Befehl?

Kraft.

Ohne Zweifel gehört er zur Dienerſchaft. Sey er ſo gut, mich ſeinem Herrn vorzuſtellen.

Gottlieb.

Ihren Namen, wenn ich bitten darf?

Kraft.

Das wird ſich finden.

Gottlieb.

Bitt' um Vergebung, das wird ſich nicht finden. Der Herr Graf ſind jetzt eben bei der Generalprobe, und da darf keiner vorgelaſſen werden, der nicht zum Theater gehört.

Kraft.

Nun, wenn es denn seyn muß: ich bin der Schauspieler Kraft.

Gottlieb (bei Seite).

Sagt' ich's nicht? — Ich muß ihn nur mit Redensarten aufhalten, damit mein Herr Zeit gewinnt. — (laut) Was mein Herr? — Sie der Herr Schauspieler Kraft? — O Sie belieben zu scherzen.

Kraft.

Scherzen? Wie so?

Gottlieb.

Ich muß die Ehre haben Ihnen zu sagen, daß der Herr Schauspieler Kraft — nemlich, verstehen Sie wohl! — der Herr Schauspieler Kraft —

Kraft (ungeduldig).

Nun ja, zum Henker!

Gottlieb.

Der berühmte Tragiker und Heldenspieler.

Kraft.

Aber —

Gottlieb.

Daß also besagter Herr Schauspieler Kraft schon vor einer Stunde hier angekommen ist, und in duplo wird ein so großer Mann doch nicht vorhanden seyn.

Kraft.

Was? — Ich schon vor einer Stunde hier angekommen? — Das müßte doch in der That wunderbar zugehen.

Gottlieb.

Verzühre Sie auf Ehre! Sie sind so eben in voller Arbeit auf dem hiesigen hochgräflichen Hoftheater.

Kraft.

Hört Freund! Ich tauge nur für das ernsthafte Fach, und habe weder Lust noch Talent zu der spaßhaften Rolle, die Ihr so gütig seyd, mir zuzutheilen. (ab.)

Gottlieb.

Er läßt sich nicht länger halten. Am besten, ich entdecke ihm die ganze Geschichte, vielleicht gewinn' ich ihn für unsre Sache. — Herr Kraft! Heda! Herr Kraft!

(ihm nach.)

## Dreizehnter Auftritt.

Die Scene verändert sich. Das Theater stellt die Terrasse vor dem Schlosse bei Helsingör vor, wie in der fünften Scene des ersten Akts im Hamlet. Der Graf, als König Claudius costumirt, erscheint im Vordergrunde mit dem Buche in der Hand.

Graf.

Ruhig, ruhig da hinter den Culissen! Du lieber Gott! hat man denn so wenig Achtung für die heilige Kunst? In einer Generalprobe muß man so still und andächtig seyn wie in der Kirche.

Sind denn Religion und Kunst nicht beide göttlichen Ursprungs? Sind sie nicht näher verwandt als Geschwisterkinder? Wäre Ich Gesetzgeber, so sollte mir jede Störung einer Generalprobe als eine Störung des Gottesdienstes geahndet werden, zumal wenn eine Shakespearsche oder Schillersche Tra-

gödle gegeben wird. Aber nun ſehe man einmal den hei-
ſchen Skandal, der bei mancher Theaterprobe getrieben wird!
Das iſt ein Durcheinanderſchnattern und Durcheinanderrenne.
wie bei dem babyloniſchen Thurmbau. Hier balgt ſich Prinz
Hamlet mit dem Laertes, dort dreht ſich Lionel mit der Jung-
frau von Orleans in einem fröhlichen Schleifer herum. Hier
voltigirt Fritz Hurlebuſch über den Herrn v. Langſalm, und
dort machen der Herr Amtmann und die Frau Oberförſterin
ein pas de deux. — 'S iſt ein Gräuel, ſag' ich — 's iſt ein
Gräuel! — (Er klingelt und ruft:) Nun folgt die fünfte Scene!
Der Geiſt und Hamlet treten auf! —

(Er zieht ſich halb hinter die vordern Couliſſen.)

## Vierzehnter Auftritt.

Holm als Geiſt und Herr v. Zimper als Hamlet zu den Vorigen.

v. Zimper.

„Wo führſt du hin mich? — Red'! ich geh nicht weiter."

Holm.

„Hör an!"

v. Zimper.

„Ich will's."

Holm.

„Schon naht ſich meine Stunde,
„Wann ich den ſchwefl'chten, qualvollen Flammen
„Mich übergeben muß."

v. Zimper.

„Ach, armer Geiſt!"

Holm.

„Beklag mich nicht, doch leih dein ernst Gehör
„Dem, was ich kund will thun.“

Graf.

Bravo, Geist!

v. Zimper.

„Sprich! mir ist's Pflicht zu hören.“

Holm.

„Zu rächen auch, sobald du hören wirst.“

v. Zimper.

„Was? —“

Holm.

„Ich bin deines Vaters Geist.“

## Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Commissionsrath Gemsbock als Geist, jedoch ziemlich roth geschminkt, aus der Versenkung hervorsteigend.

Gemsbock.

Das ist eine verdammte Lüge. — Ich bin's. Hm?

v. Zimper.

Alle guten Geister, loben ihren Meister.

(Holm und der Graf stehen wie versteinert da.)

Gemsbock.

Nicht wahr, schöner Geist? — Sie gedachten hier als Schauspieler Kraft wohlfeile Lorbeeren zu erndten. Hm? — Sie wähnten, hier in seiner Löwenhaut zu glänzen, während er zu Hause am Catharr darniederläge. — Gehorsamer Diener!

Sie haben sich verrechnet, mein Schatz! Hier ist der Löwe, hier ist Kraft. Hm?

Graf.

Was Teufel will denn der Kerl?

Holm (vor sich).

Nur nicht die Fassung verloren!

(Mit tragischem Pathos.)

Gespenst aus Unschlitt, Most und Hefensatz,
Du wagst's, des alten Dänenkönigs Schatten,
Ein gräßlich Zerrbild frevelnd zu verspotten?
Verräther zittre!

Gemsbock.

Allerliebst! — Sie machen gute Miene zum schlimmen Spiel. Sie sehen Ihr tragisches Ende vor Augen, und spielen nun geschwinde den Kurzweiligen. — Ey, Sie Vokativus! Aber ich sage Ihnen: an dieser Klippe scheitert Ihr Witz. Ich rathe Ihnen, machen Sie sich in möglichster Eil aus dem Staube, ziehen Sie sich in guter Ordnung hinter die Coulissen, schöner Geist! — Denn sonst — ich versichre Sie auf Cavalierparole! mit Geistern von meinem Caliber ist nicht gut spaßen. — Hm?

Holm.

Wie? Du ein Geist? — O bei des Orkus Schatten!
Wenn's einem Geist zu lachen ziemte: hier wär' Anlaß.
Wie? Du ein Geist, in dem nichts Geistiges
Als Wein- und Hopfengeist sich regt?

Gemsbock.

Ich sehe wohl, ich muß andre Seiten aufspannen. Sagen Sie mir, Herr! wie kommen Sie dazu, sich hier mit meinem Namen und mit meinen Federn zu schmücken — Hm?

Er lügt!

Graf (auf ihn zugehend).

Aber zum Henker! wer sind denn Sie, Herr! der Sie sich erfrechen, hier so zu sagen, mit der Thür ins Haus zu fallen, und uns Ihre lästige Gegenwart aufzudringen?

Gemsbock.

Ich? — Ey Potz Tausend! Haben Sie mich denn nicht expreß zu dieser Rolle requirirt? Wer bin ich anders, als der Schauspieler Kraft, der berühmte Tragiker? Hm?

Holm.

Schweig endlich, Frevler! sonst, beim Acheron!
Verwandl' ich dich fürwahr! in einen Schatten.

Graf.

Wie können Sie denn so unverschämt lügen, Herr? Da ist ja der Schauspieler Kraft.

Gemsbock.

Mit nichten, mit nichten, Gräfchen! das ist ein schlauer Fuchs, der nichts geringeres im Schilde führt, als in den erborgten Stralen meines Ruhmes vor Ihnen zu glänzen. — Ich, Ich bin der wahre Schauspieler Kraft — Hm?

## Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. — Kraft, gleichfalls als Geist aus der Versenkung hervorsteigend.

Kraft.

Er lügt! — Ich bin's!

Gemsbock (bei Seite).

Alle guten Geister! — ja bei meiner Seele! der ist's!

Holm.

Pfui! da bin ich mit meiner Erfindung recht ordentlich in die Tinte gerathen.

Gemsbock.

Drei Geister auf Einmal. Hier heißt's recht: les beaux esprits ses rencontrent. — Hm?

Graf.

Aber sagen Sie mir doch um's Himmelswillen, was soll denn diese Gaukelei? — Denn bald wird mir die Geschichte zu bunt.

Kraft (mit hohler Baßstimme).

Pfeilschnell, bis in der Erde tiefsten Schacht,
Kam eine Kunde mir von einem Ungethüm,
Das, dem gesammten Geisterreich zum Hohne,
Umherspukt auf der lichtbestralten Erde
In Calibansgestalt den Tag entstellend.

Gemsbock (bei Seite).

Jetzt, edle Unverschämtheit! sei so gütig und steh mir bei!

Kraft (ihn an die Versenkung drängend).

Wer bist du Speckwanst, der mit frecher Stirne
Sich wie das Borstenthier ins Judenhaus,
In's Geisterreich hineindrängt? Sprich! wer bist du?

Gemsbock.

Wer ich bin? — Ja, gehorsamer Diener! Das wird man Ihnen auch gleich auf die Nase binden — Hm?

Kraft (ihn immer näher an die Versenkung drängend).

Wer bist du, frag' ich!

Gemsbock.

Ja, so fragt man den Bauer aus. — Seht doch! hat man denn schon gefragt, wer Sie sind? Hm?

Kraft (wie oben).

Verräther!

Gemsbock.

Selbst Verräther! — Denken Sie etwa, man läßt sich so leicht ins Bockshorn jagen? Hm? — Wenn Sie noch bescheiden fragten, so würde man Ihnen antworten, daß man der Geist des hochseligen Hamletii ist, der aus dem Feuer heraufkam, um hier oben ein bißchen frische Luft zu schöpfen. Denn Sie müssen wissen, es ist dort unten eine gräuliche Hitze, und wer sich in Rußland über 30 Grad Kälte beklagte, der kann sich in der Hölle zu 130 Grad Hitze gratuliren. — Hm?

Kraft.

O du, aus deren Schooß das Krokodill,
Das Nashorn, wie der Seehund und das Wallroß,
Der Ungeheuer ganze Schaar hervorging,
Du! die auch diese Mißgestalt gebar:
O Erde! thu dich auf, ihn zu verschlingen!

(Jetzt hat er ihn bis auf die Versenkung zurückgetrieben, stampft mit dem Fuß, und Gemsbock verschwindet mit dem Geschrei: „Prr, Prr! — Alle Wetter! ich breche ja Arm und Bein!“)

## Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Gemsbock.

Der Graf.

(Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hat)

Aber ist das nicht zum Tollwerden? — Was bedeutet denn dieses verwünschte Intermezzo? — Werd' ich's endlich erfahren? Denn bald reißt mir die Geduld.

Kraft.

Jetzt, Herr Graf! nachdem dieser Stein des Anstoße aus

dem Wege geräumt iſt, will ich mich in ſchlichter Proſa gegen Sie expektoriren. Ich bin, was Sie mir auf mein Wort glauben werden, der wahre Schauſpieler Kraft, und vor einer Viertelſtunde hier angekommen. Denn bei näherer Ueberlegung fand ich, daß mein Catharr zu unbedeutend ſey, um meine Wortbrüchigkeit zu entſchuldigen. — Kaum bin ich vom Wagen geſtiegen, ſo höre ich, daß ein junger Herr mir bereits zuvorgekommen iſt, und ſich Ihnen als Schauſpieler Kraft vorgeſtellt hat.

Graf.

Ey!

Kraft.

Nemlich in der beſten Abſicht, Herr Graf! damit Ihr Feſt durch mein Wegbleiben nicht geſtört werde.

Graf.

Nun?

Kraft.

Gut, denke ich, du willſt ſein Vorhaben nicht vereiteln. Zugleich aber ſagt man mir, daß man dem braven jungen Manne eine Cabale ſpielen wolle. Der dicke Herr nemlich, der hier ſo eben vor Ihren Augen verſank —

Graf.

Wer war denn dieſer heilloſe Kerl?

Kraft.

Ein gewiſſer Commiſſionsrath Gemsbock.

Graf.

Was? Gemsbock?

Kraft.

Sonſt eine gute, kreuzbrave Haut, nur zu Geiſterrollen nicht recht brauchbar.

Graf.

Hahaha! — Ist das nicht ein wunderlicher Mensch? — Aber wer sind denn Sie nun eigentlich, junger Herr?

Holm.

Ach, Herr Graf! ich bin ein Beklagenswerther, den ein höchst unglückliches Mißverständniß um Ihre Gunst, um Ihre Liebe brachte, der alle seine Hoffnungen auf diesen Versuch baute, sich wieder den Eingang in Ihr Herz zu bahnen: Ich bin Heinrich von Holm. (Er nimmt Helm und Perücke ab.)

Graf.

Was? Sie sind —?

Holm.

Heinrich, Herr Graf!

Graf.

Ists möglich?

Holm.

Ich erfuhr, daß Ihr Fest Gefahr laufe, an dem Catharr des Herrn Kraft zu scheitern. Ich konnte das Verlangen nicht bezähmen, Ihnen in dieser Maske meine Dienste zu widmen. Werden Sie mir verzeihen, Herr Graf?

Graf.

Nu, nu! ich weiß Ihnen sogar Dank für Ihre gute Absicht — Der Tausend! Sie sind ja ein gemachter Schauspieler geworden. Wie in aller Welt war es Ihnen möglich, mich so zu täuschen? Und wo haben Sie denn den Ernst zu der Rolle des Geistes hergenommen? Der war ja sonst eben nicht Ihre Sache.

Holm.

Ach, lieber Graf! Seit jenem Tage, wo mir das Lachen

zu theuer zu ſtehen kam, iſt mir der Ernſt zur andern Natur geworden.

Graf.

Ja, erinnern Sie mich nur an den unterbrochenen Don Juan! Geſtehen Sie, das war ein recht unzeitiges Lachen. — Doch, ſtille davon! ich will die Geſchichte nicht weiter aufrühren. — Sie werden ja zur Erkenntniß gekommen ſeyn. — Ich verzeihe Ihnen, mein Freund!

Holm.

Und ich darf hoffen, Ihnen wieder ein täglicher, angenehmer Gaſt zu ſeyn?

Graf.

Sie nehmen wieder Ihre alte Stelle in meinem Hauſe und in meinem Herzen ein.

Holm.

Theuerſter, beſter Graf!

## Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Emilie.

Graf.

Stelle dir vor, Emilie! — Weißt du, wer das iſt?

Emilie.

O ich habe ihn ſchon längſt erkannt, Väterchen! Ich fürchtete nur, es Ihnen zu verrathen. — Nun, und wie ich ſehe, ſind Sie ausgeſöhnt?

Graf.

Biſt du's auch zufrieden, Emilie?

Emilie.

Habe ich je an ſeinem Herzen gezweifelt?

Holm.

Meine Emilie!

Graf.

Nun, so vereinigt sich ja Alles zu einem recht poetischen Sonntage. — Aber das sage ich Ihnen: erst müssen Sie die Rolle so durchspielen, wie Sie sie angefangen haben, und dann —

Holm.

Und dann?

Graf.

Nun, dann feiern wir morgen vielleicht noch ein anderes Fest.

Holm und Emilie.

Theuerster Vater!

## Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerherr, Gemsbock und die andern zum Hamlet gehörigen Personen.

Kammerherr.

Lieber Graf! hier bringe ich einen hinkenden Gemsbock.

Graf.

Aber sagen Sie doch: was machen Sie für tolle Streiche? — Haben Sie auch Schaden gelitten?

Gemsbock (hinkend)

Eine leichte Quetschwunde am Bauche ausgenommen, ist die Fahrt noch ziemlich erträglich abgelaufen, Herr Graf! Hm?

Graf.

Wünschen Sie sich Glück, daß Sie für die Verwegenheit, sich ins Geisterreich zu verstiegen, nicht ärger gezüchtigt wurden.

Gemsbock.

Je nun! ich bin nicht der erste, der den großen Geist spielen wollte, und in die Versenkung plumpte. — Hm?

Kammerherr.

Und wider Erwarten mit einer leichten Ouetſchwunde davonkam. Hm?

Graf (klingelnd).

Doch jetzt gehe ein jeder wieder an ſeinen Platz, damit wir die Probe ohne weitere Störung fortſetzen können. — Lieber Kraft! Sie müſſen nun ſchon den Zuſchauer abgeben.

Kraft.

Wird mir zur großen Genugthuung gereichen.

Kammerherr.

Aber, lieber Graf! Iſt denn des Menſchen Seele eine Drehorgel, daß man ſogleich vom Allegro zum Mestoso übergehen kann? Sie ſehen ja, wir ſind heute einmal zum Trauerſpiel verdorben. Laſſen Sie uns die Probe bis zur Geſpenſterſtunde verſchieben.

Frau v. Hohenthurm.

Ich dächte, lieber Graf!

Kammerherr.

Jetzt aber folgen wir lieber der Einladung des Jokus und Bachus, die uns ins Freie winken. Hm?

Die Andern.

Ja, ja, lieber Graf!

Graf.

Nun ſo jubelt und tobt, profane Seelen! Zürnet nicht, Manen Shakespears!

Gemsbock.

Nu, nu! die Manen Shakespears werden ja wohl Spaß verſtehen. Hm?

(Der Vorhang fällt.)

# Die Scheintodten.

Ein Schwank in zwei Aufzügen.

# Personen.

Hans v. Pollburg, ein Landedelmann.

Görge und Jochen } v. Pollburg, deſſen Vettern, verabſchiedete Obriſten.

Peter v. Schiefeneck, ein anderer Vetter.

Carl und Theodor } v. Erlen, H. v. Pollburgs Mündel, Lieutenants.

Amalie und Leonore } deſſen Nichten.

Conrad, Kutſcher, ſtumme Perſon.

Die Handlung geht in dem alten Familienſchloſſe Pollburg vor.

# Erſter Aufzug.

Wohnzimmer im Schloß, mit Familien-Gemälden geſchmückt.

## Erſter Auftritt.

Amalie und Leonore.

Amalie (ſeufzend).

Wenn ſie nicht kämen!

Leonore.

O zweifle du, ewige Zweiflerin! der einzige Fall iſt denkbar, daß ihnen der Obriſt den Urlaub verſagt hat. Und ſelbſt dann — die Liebe kennt ja keine Dienſtpflicht.

Amalie.

Horch! Pferdegewieher!

Beide.

Sie ſind's! ſie ſind's!

(Sie ſpringen auf, und laufen gegen die Thür.)

## Zweiter Auftritt.

Peter v. Schiefeneck (auf den sie im Hinauslaufen stoßen).

Per! — Ein Glück, daß ich kein Kegel bin. — (Er nimmt einen Käfig von der Wand, und beschäftigt sich während des folgenden Auftritts, die Vögel zu füttern).

## Dritter Auftritt.

Amalie, Leonore, Carl und Theodor v. Erlen zu dem Vorigen.

Carl.

Meine Amalie! du konntest zweifeln? — Siehe da, wie unsre Pferde dampfen! — Unsre Ungeduld beflügelte sie.

Leonore.

Die armen Pferde!

Theodor.

So! und für die armen Reiter kein Bedauern? — Ach! deine Liebe ist sehr kalter Natur, Leonore! sonst würdest du fühlen, daß es keinen empfindlicheren Sporn giebt, als den der liebenden Sehnsucht.

Leonore (zu Peter v. Schiefeneck).

Vetterchen! reden Sie!

Carl und Theodor.

Sieh da, Herr Vetter! Gott grüße Sie.

(Sie umarmen ihn.)

Peter.

Willkommen, Kinder! — Ja, das muß wahr seyn! noch summt mir der Kopf von der liebenden Sehnsucht, mit welcher die Fräuleins gegen mich anprallten, sobald sie Eure Pferde wiehern hörten.

Carl (seufzend).

Heute also ist der schwarze Tag, der das schöne Band unserer Herzen auf immer zerreißen soll?

Leonore.

So ists!

Amalie.

Mit jeder Minute sind wir der Ankunft unserer liebenswürdigen Freier gewärtig.

Theodor.

Aber, wie ist es nur möglich, daß der Vormund den Eigensinn so weit treiben kann, Euch an ein Paar alte Kriegskrüppel verpaschen zu wollen? — Seit wann ist denn Amor invalide?

Peter v. S.

Wahrscheinlich seit Adams Zeiten. Denn so lange trägt er ja schon einen Verband um den Kopf.

Carl.

Und die alten Herren, wie können sie sich nur einbilden —?

Leonore.

Unsre Herzen zu erobern? — Als ob sie danach fragten! als ob der Herr Oheim selbst sich darum kümmerte! — Ihr kennt ja sein Vorurtheil, oder wie soll ichs nennen?

Carl.

Freilich! wer Euch haben will, der muß die Ahnenprobe beſtehen, und wo möglich aus dem uralten Hauſe v. Pollburg ſtammen.

Theodor.

Unſer Adel iſt von geſtern.

Carl.

Und dennoch gehören wir mit ſo vollkommnem Rechte zur Familie. Hat uns nicht gemeinſchaftliche Erziehung verſchwiſtert?

Amalie.

Vetterchen! verſuchen Sie's doch, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Leonore.

Liebſter, goldener Vetter!

Peter v. S.

Pah! — Kann ich einen Mohren weiß waſchen?

Leonore.

Sachte! er kommt!

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hans v. Pollburg im Nachtkleide.

Carl und Theodor (ihm die Hände küſſend).

Wir grüßen Sie herzlich, Herr Vormund!

Hans v. Pollburg.

Sieh da, Burſche! — Was führt Euch ſchon ſo früh her? Aber Ihr kommt wie geladen. — Es giebt heute ein kleines Familienfeſt hier.

Carl.

Ein Familienfeſt?

Theodor.

Und davon wüßten wir nichts?

Carl.

Vielleicht eine Geburtsfeier?

Hans v. P.

Nein, ein Verlöbniß, wenn Ihr's erlaubt.

Theodor und Carl.

Das wäre!

Hans v. P.

Zwiſchen den Fräuleins Amalie und Leonore einerſeits und den Herren Görge und Jochen v. Pollburg andrerſeits.

Amalie und Leonore.

Hahaha!

Carl.

Sie ſcherzen, Herr Vormund!

Hans v. P.

Meinſt du?

Theodor.

Gewiß! das kann nicht Ihr Ernſt ſeyn. — Dieſe alten Herren —

Hans v. P.

Sind ein Paar alte, wackre und untadelhafte Edelleute.

Carl.

Ja freilich! darauf läßt ſich nichts erwidern.

Hans v. P.

Was ich mir auch ſehr verbitten würde. Und weil wir einmal bei dem Capitel ſind: wer hieß Euch denn, Euch in

die Mädchen verlieben? — Euer Vater, der alte Oberförster Erlen — Gott hab' ihn selig! — war mein Seelenfreund: gut! — Aber giebt Euch das ein Recht auf meine Verwandtschaft? — Nach seinem Tode wurde ich Euer Vormund. Nun! ich habe Euch, als ein Paar wilde Schößlinge, tüchtig unter dem Messer gehalten, habe Euch noble Gesinnungen eingeimpft, so gut sich's thun ließ.

Carl (bei Seite).

Haben sich dafür auch gut bezahlt gemacht.

Hans v. P.

Aber folgt denn daraus, daß ich Euch auf meinen Stammbaum pfropfen soll? — Es ist wahr, Ihr habt Euch durch Eure Tapferkeit den Adel erkämpft: aber du lieber Gott! ein junger Adel ist ein junger Wein, ich mag ihn nicht mit meinem Blute vermengen. Erst muß er ein Paar Jahrhunderte ausgeruhet und ausgegohren haben, ehe der rechte Geist in ihn fährt.

Peter v. S.

Nun gottlob! was das Ausruhen betrifft, Vetter Hans! darin hat unsere Familie was recht schaffenes geleistet.

Hans v. P.

Kurz und gut, führt mir erst ein Dutzend Ahnen vor: dann sollt Ihr meine Nichten haben.

Amalie.

Lieber Oheim! wie gern würden die alten Herren ein Dutzend Ahnen für ein Dutzend Jugendjahre weggeben!

Peter v. S.

Und wie gern würden sie ihren Stammbaum mit allen seinen verdorrten Aesten in einen fruchttragenden Weinstock

verwandeln. Denn der süße Saft der Traube ist doch einmal ihre Haupt-Passion.

Hans v. P. (ohne darauf zu achten).

Man kann mir nicht nachsagen, daß ich auf den Adel versessen bin. Ich gehe mit allen ehrlichen Leuten um, wenn sie sich sonst nur nicht zum Heiden- oder Judenthume bekennen: aber in meinem Neste soll mir keiner hecken, der nicht aus altem aufrichtigen Ritterblute entsprossen ist. — Meine Frau Großmutter, Barbara v. Pollburg — Gott habe sie selig! pflegte zu sagen — — Apropos! Vetter Schiefeneck! da muß ich dir doch einen seltsamen Traum erzählen, den ich diese Nacht gehabt habe.

Peter v. S.

Her damit!

Hans v. P.

Wahrhaftig! ich bin eben nicht abergläubig: aber der Traum geht mir doch im Kopf herum.

Peter v. S.

Nun, so laß hören!

Hans v. P.

Siehst du! da stand sie, auf Ehre! wie sie leibte und lebte.

Peter v. S.

Ey! die selige Großmama?

Hans v. P. (ihn auf die Seite ziehend).

Du weißt: nächst dem alten Wachtmeister Storre, der uns als Knaben zuweilen die gräulichen Mord- und Brandgeschichten aus dem Türkenkriege erzählte, daß uns die Haare zu Berge standen, habe ich vor keiner Menschenseele einen solchen Respekt gehabt, wie vor Ihr. — Da stand sie also in ihrer

langen, glorreichen Geſtalt, in ein weißes Sterbekleid gehüllt — auf's Haar ſo, wie ſie dort im Bildniß hängt, und winkte mir mit ihrer knöchernen Leichenhand — (er faßt an ſeine Backen.)

Peter v. S.

Bei deren Anblick dich ſo manche ſchmerzhafte Erinnerungen ergriffen — nicht wahr?

Hans v. P.

Kurz, ich faſſe mir ein Herz, und folge ihr mit Zähnklappern. — Sie führt mich, Trepp auf, Trepp ab, bis in die alte Rumpelkammer auf dem Schloßboden, wo die beſtäubten Pergamentbücher liegen. — Da ſucht ſie eins heraus, legt bedächtig den Zeigefinger an die Naſe, neßt ihn an ihrem zahnloſen Munde, und blättert und blättert bis zu einer Stelle, wo etwas von ihrer Hand gekritzelt ſteht, was ſie mir vor die Augen hält. — Da ich es nicht enträthſeln kann, ſo droht ſie mir mit dem Zeigefinger, und macht einen Kniff in das Blatt. — Drauf ſtarrt ſie mich mit ihren hohlen Augen an, daß es mir durch Mark und Bein dringt, und verſinkt in den Fußboden. — Und da erwache ich, mit Angſtſchweiß bedeckt, und vor Grauen habe ich nicht wieder einſchlafen können.

Peter v. S.

Ein bedenklicher Traum! erinnerſt du dich ungefähr, wie das Buch ausſah?

Hans v. P.

Als ob ich es noch vor mir ſähe. — Es war ſo eine alte Hauspoſtille in ſchwarzen Cordnan eingebunden, die Kanten des Deckels mit Silberblech beſchlagen.

Peter v. S.

So will ich doch der Curioſität wegen nachſehen, ob ich

ein solches Buch dort finde. Vielleicht giebt es Aufschlüsse über gewisse Familiengeheimnisse. — Man kann nicht wissen.

Hans v. P.

Hast recht, hast recht, Peterchen! — Geheimnisse! — Hurr mir schaudert! — Ich muß eine kleine Herzstärkung zu mir nehmen. Geh derweile Peterchen! (ab.)

## Fünfter Auftritt.

### Die Vorigen ohne Hans v. P.

Peter v. S.

Eine alte Postille in schwarzen Corduan eingebunden? — Die Kanten des Deckels mit Silberblech beschlagen? — Halt! gerade so eine muß in der alten Rumpelkammer unter dem Bücherwust verborgen seyn. — Ohne Zweifel hat er sie dort einmal bemerkt, und seine Einbildungskraft spiegelt sie ihm im Traume wieder vor. — Gelt! diese alte Postille soll uns gute Dienste leisten: Dinge will ich ihm daraus vorlesen, die ihm die Heirathsgrille mit den beiden alten Vettern vertreiben sollen. (ab.)

## Sechster Auftritt.

### Vorige ohne Peter v. S.

Leonore.

Vetter Schieseneck scheint etwas im Schilde zu führen. Gebt acht! der arbeitet insgeheim für uns.

Amalie.

Richtig. Es geht ihm etwas im Kopfe herum.

Theodor.

Was vermag er gegen ein eingewurzeltes Vorurtheil? Ich kenne den Vormund beſſer. Ein einziger drohender Blick, den ſein Urahnherr, der Herr Sebaſtian v. Pollburg auf ihn herabwirft, wäre leicht im Stande, das ganze Gebäude der Ueberredungskunſt über den Haufen zu werfen.

Leonore.

Aber wer wird ſich denn auf Ueberredungskünſte einlaſſen? — Liſt, Liſt, Intrigue!

Amalie.

Und erwartet ihr denn von der Standhaftigkeit zweier verliebten Mädchen ſo wenig? — Ich möchte doch in aller Welt ſehen, ob der Oheim uns zwingen kann, dieſe alten Herren zu heirathen? Glücklicherweiſe exiſtiren die Burgverließe und Mädchenzwinger nur noch in den Ritterromanen. Das waren ſonſt verzweifelte Mittel, den Widerſtand junger Mädchen zu bändigen, und ihre Liebesflammen abzukühlen.

Leonore.

Auch der Kloſtergang — Dank ſey der zunehmenden Humanität! — hat faſt gänzlich aufgehört.

Amalie.

Die einſt ſo furchtbare Gewalt der Herren Väter und Vormünder iſt in ein ohnmächtiges Schreckbild zerronnen.

Leonore.

Dagegen hört man auch leider nichts mehr von romantiſchen Abentheuern.

Amalie.

Nichts mehr von intereſſanten Entführungen.

Leonore.

Von verkappten Buhlen, die sich als Minnesänger oder Pikger einschleichen.

Amalie.

Nichts mehr von Kämpfen und ritterlichen Turnieren um Minnesold.

Beide.

Es ist zum verzweifeln — Hahaha!

Carl.

Sagt, Mädchen! wie Ihr so ausgelassen scherzen könnt, während wir beide mit Schrecken das Grab unserer Liebe bereiten sehen?

Leonore.

Was? Soll man nicht lustig seyn, wenn man zwei Freier für Einen hat.

Amalie.

Und obenein die Hoffnung, daß es zwischen ihnen noch einen Kampf auf Leben und Tod giebt?

Beide.

Hahaha! — Ins Freie! ins Freie!

(alle ab.)

## Siebenter Auftritt.

Peter v. S. (mit einer alten Postille zurückkommend).

Gefunden! — Nun ich denke, die wird er wohl für die alte Hauspostille gelten lassen, die er im Traume sahe. — Laß sehen! (Er blättert darin.) Wichtige Familiennachrichten von dem hochadelichen Hause derer von Pollburg, zum Beispiel:

daß die Hauskatze, am Tage Jubilate mit 12 Jungen niedergekommen. Mitunter interessante Charaktergemälde der edlen Herren und Frauen v. Pollburg, z. B. wann sie zu Tisch, zu Bett und zu Sessel gegangen; maßmaßen der Herr Leberecht v. Pollburg am Himmelfahrtstage des Guten zu viel gethan, und darauf in dem Forst, statt eines wilden Schweines, den Pachter Pauswang todtgeschossen u. s. w. — Hin und wieder auch erbauliche, moralische Betrachtungen und Sittensprüche: z. B. daß man den Knechten und Mägden den Daumen auf's Auge halten, und die Karbatsche nie erkalten lassen müsse. — In diesem Felde scheint sich die selige Großmama mit ganz besonderem Wohlgefallen herumgetummelt zu haben. Ihre moralischen Betrachtungen füllen allein ein Drittel des Buches. — Was? Auch Prophezeihungen? — Halt! hier ist ein leeres Blatt. Da wollen wir einige schauerliche prophetische Warnungen, wie von der Hand der Seligen, hineinschreiben. (Er schreibt während des folgenden.) Die sollen ihre Wirkung nicht verfehlen. — Ich wette, sein Aberglauben wird so überflüssige Nahrung darin finden, daß er in der Verbindung mit den beiden alten Vettern nichts als Unheil und Verderben wittert. — So! — Wer nicht eben durch ein Mikroskop sieht, der erkennt dies allenfalls für der Grosmutter Gekritzel. — Ihr Moralisten! werft mir nicht vor, daß ich mich des Aberglaubens bediene, um einen Betrug zu begehen. Ist hier ein Betrug, so ist es gewiß ein frommer. Es gilt, ein gutes Werk zu stiften, zwei glückliche Ehen. — Die Natur bestimmt die jungen Leute für einander. Aber da kommt nun ein Vorurtheil, und bietet der Natur Trotz, indem es Alt und Jung zusammenkuppeln will, die sich doch einmal so schlecht gesellen. — Durch diesen

unſchuldigen Betrug ſehe ich die Natur in ihre alten Rechte ein, und ſchlage Euch Moraliſten ein Schnippchen. So! nun noch ein Kniff in's Blatt! und jetzt mag er kommen!

(Er klopft an die Seitenthür.)

## Achter Auftritt.

Peter v. S. und Hans v. P.

Hans v. P.

Nun Vetterchen? —

Peter v. S.

Gefunden! Gefunden!

Hans v. P.

Haſt du? — Bei meiner Seele! — das iſt ſie! Gerade ſo wie ſie mir im Traume erſchien. — Nun, ſo ſieh einmal, ob du einen Kniff darin findeſt. — Ungefähr in dem letzten Drittel des Buchs.

Peter v. S. (nachdem er geblättert hat).

Richtig! — da iſt ein Kniff!

Hans v. P. (erſchreckend).

Ja wahrlich! — Laß hören, was da geſchrieben ſteht!

Peter v. S.

Da ſteht — Sieh doch, das iſt ja wohl der Großmutter Hand?

Hans v. P.

Richtig! ſie iſt's!

Peter v. S.

Verdammtes Gekritzel! — Da werde einer klug daraus.

Hans v. P.

Ich bitte dich: lies!

Peter v. S. (lesend).

„Hans, Hans! —"

Hans v. P.

Das bin Ich!

Peter v. S.

„Hans, Hans! meide den Trunk! Fliehe ruchlose Gesellschaft! hüte dich vor den beiden Vettern Görge und Jochen, daß sie dich nicht mit in ihr Verderben hinabreißen."

Hans v. P.

Was ist das? — Zeig her! — „Hans! Hans! — in ihr Verderben" — ja! bei meiner armen Seele! da stehts mit ihrer eignen Hand geschrieben — (mit erkünsteltem Leichtsinne.) Pah! Altweibergewäsch! — Die beiden Vettern hat sie schon als Knaben nicht ausstehen können.

Peter v. S.

Weil sie schon damals wilde Bursche waren.

Hans v. P.

'S ist nichts dahinter, sag' ich dir. — Weiter! weiter!

Peter v. S.

Jetzt folgen drei Kreuze, mit der Ueberschrift: „Mensch bestelle dein Haus!"

Hans v. P.

Wa — was?

Peter v. S.

„Kund und zu wissen allen denen, so dieses lesen. Am Tage Cyrilli im Jahre 1816 —"

Hans v. P.

Halt einmal! das iſt ja wohl gar heute?

Peter v. S.

So iſt's!

Hans v. S (bei Seite).

Mir wird unheimlich zu Muthe.

Peter v. S.

„Wird dem hochadlichen Hauſe v. Pollburg ein großer — Ein — An — ein großer Unfall begegnen.“

Hans v. P. (in höchſter Spannung).

Unfall begegnen! — Was wird da herauskommen?

Peter v. S.

„Sintemal“ — verdammte Krähenfüße! — „ſintemal die beiden Vettern Görge und Jochen v. Pollburg — ſich an beſagtem Tage im Weine überheben —“

Hans v. P.

Da haben wir's!

Peter v. S.

„Darauf trunkenen Muthes eine Waſſerfahrt auf dem Entenſee anſtellen, und in den Wellen ihr Grab —“

Hans v. P.

Ihr Grab!

Peter v. S.

„Finden werden.“

Hans v. P.

Gott ſey bei uns! — Steht das wirklich da?

Peter v. S.

Sieh ſelbſt zu!

Hans v. P.

Hurr! — Thu das verwünſchte Buch weg! Ich bitte dich, Vetter! es könnten Dinge darin ſtehen, die — die —

Peter v. S.

Hahaha! da haben wir den Philoſophen. — Aber den Schluß wollen wir doch noch leſen.

Hans v. P.

Nun denn! in des Kukuks Namen!

Peter v. S.

„Hänschen!"

Hans v. P.

Das bin Ich wieder.

Peter v. S.

„Wenn dir das Heil deiner Seele lieb iſt, ſo nimm' ein Beiſpiel daran; hüte dich vor den beiden ruchloſen Geſellen, laß dich bei Leibe in keine enge Verbindung mit ihnen ein, und wenn deine Nichten, bei denen du Vatersſtelle vertrittſt, einſt groß geworden ſind, ſo ſorge dafür, daß ſie fromme und nüchterne Männer bekommen, geſetzt auch, daß ſie die Ahnenprobe nicht beſtehen ſollten. —"

Hans v. P.

Was? Das ſagt die Großmutter?

Peter v. S.

Da ſteht's!

Hans v. P.

'S iſt ihre Hand. — Ja! es iſt klar wie die Sonne am Firmament. — Nun, Peterchen! was denkſt du davon?

Peter v. S.

Die Sache iſt allerdings bedenklich, wenn ich dieſe im

prophetischen Geiste niedergeschriebenen und gewiß sehr wohlgemeinten Warnungen mit deinem Traume zusammenhalte.

Hans v. P.

Ey zum Henker! das sage ich auch.

Peter v. S.

Sie sind gewissermaßen ein Testament, und das muß man heilig halten.

Hans v. P.

Hast recht! — (seine Mütze abziehend, und sich gegen das Bild der Großmutter verneigend.) Ja, Hochverehrte! Ihre Warnungen sollen nicht in den Wind gesprochen seyn. — Und hier gelobe ich's. Von Stund' an will ich alle Gemeinschaft mit den beiden ruchlosen Vettern aufheben, nicht über die Schwelle sollen sie mir kommen, und aus der Heirath wird Nichts.

Peter v. S.

Dazu sage ich Amen!

Hans v. P.

Ich muß dir gestehen, Peterchen! die Geschichte geht mir im Kopf herum, die Alte hat mir das Gewissen gerührt. — Geh, geh! Spende mit vollen Händen an die Kirche und an die Armuth aus! Ich will das Versäumte nachholen. — Sage mir: wie stifte ich ein gutes Werk? — Zwölf Bauernkinder, die mir am ähnlichsten sehen, sollen auf meine Kosten gekleidet, gespeiset und reichlich beschenkt werden.

Peter v. S. (bei Seite).

Aha! da kommen die Nachwehen. In solchen Augenblicken geben sich die Herren Väter zu erkennen. —

Hans v. P. (ihm die Wangen streichelnd).

Rathe mir, Vetter! wie fang' ich's an, den Himmel durch gute Werke zu versöhnen?

Peter v. S.

Befolge den Rath der Großmutter! gieb deinen Nichten fromme und nüchterne Männer!

Hans v. P.

Von ganzer Seele! schlage nur welche vor!

Peter v. S.

Wen könnte ich anders vorschlagen, als deine Mündel?

Hans v. P.

Meine Mündel? — Das geht nicht — ich sage dir, das geht nicht!

Peter v. S.

Aber die Großmutter hat es ja ausdrücklich gutgeheißen.

Hans v. P.

Laß das! laß das! — wir wollen's beschlafen.

Peter v. S.

Vetter! Vetter! — Noch bist du nicht von Grund aus bekehrt.

Hans v. P. (nach einigem Bedenken).

Nun wohlan! ich verspreche dir: wenn der prophezeihete Unglücksfall wahr werden sollte: dann — ja dann —

Peter v. S.

Nun! schlag' ein!

Hans v. P.

Topp! aber das verhüte der Himmel!

## Neunter Auftritt.

Peter v. S. (allein).

Das hat gewirkt. — Jetzt fragt sich's: Wie macht man ihn glauben, daß die Prophezeihung in Erfüllung gegangen sey? — Laß sehen! — Ohne ein solides Manschalen geht es nun einmal mit den beiden Vettern nicht ab, sobald sie hier angekommen sind. — Also wie wär's, wenn ich ihnen einen tüchtigen Schlaftrunk in den Wein mischte; sie dann, sobald er gewirkt hat, hinter dem Rücken des Alten als Todte in den beiden Särgen, die in der Rumpelkammer bereit stehen, förmlich beisetzen ließe, und ihm einbildete, sie hätten den Einfall bekommen, eine Wasserfahrt auf den Entensee zu machen, und wären richtig ertrunken? Verwünschter Einfall! — Was gilt's, wenn er sie so starr und bewegungslos in ihren Särgen daliegen sieht, er sagt zu Allem Ja, und wenn sie auch nachher wieder erwachen: das Grauen vor ihnen wird er nie überwinden, stets wird er sie als ein Paar Candidaten des Todes betrachten, die ihn durch ihre Tollheit gar leicht selbst in's Verderben ziehen könnten; nimmer wird er ihnen seine Nichten geben. — Topp! es gilt!

## Zehnter Auftritt.

Peter v. S. — Hierauf Carl, Theodor, Amalie und Leonore.

Amalie.

Sagen Sie doch, Vetterchen, was ist dem Oheim eingefallen? — So eben sind die beiden Vettern angekommen, aber

er will sie nicht einlassen, sondern höflichst bereden, wieder aufzusteigen und nach Hause zu fahren.

Carl.

Spricht von Unfällen, die ihnen begegnen würden.

Leonore.

Von einer alten Hauspostille.

Amalie.

Von Prophezeihungen der s:ligen Großmama.

Theodor.

Von Wasserfahrten auf dem Entensee.

Amalie.

Von Betrinken und Ertrinken.

Peter v. S.

Je nu! die Sache hat einen Haken. — Die Seelige hat ihm durch einige prophetische Bemerkungen in dieser Hauspostille einen Schreck eingejagt. — Nachher mehr davon! Laßt mich nur machen, und verderbt mir den Krain nicht durch unzeitiges Lachen! Still! sie kommen! —

## Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Hierauf Hans v. Pollburg und die beiden Vettern Görge und Jochen, mit denen er wegen des Einlassens capitulirt. Letzterer hat ein holzernes Bein, ersterer einen steifen Arm. Conrad, ihr Kutscher trägt ihnen einen Flaschenkorb nach.

Jochen (sehr ziemlich schräg).

Kreuzsackerlot! — Sage mir, Alter! was dir mit Einemmal in die Krone gefahren ist, daß du uns kein Quartier geben willst?

Görge (eben so).

Alle Wetter! einem alten Kriegsmann die Thür zu sper-ren! iſt das Manier?

Jochen.

Springt man ſo mit ſeinen Vettern um?

Görge (ſich den Schnauzbart ſtreichend).

Mordelement!

Hans v. P.

Menſchenkinder! nehmt Rath an! Kehrt um! beſſeret Euer Haus! thut Buße im Sack und in der Aſche!

Jochen.

Ich bitte dich, Vetter! was iſt mit dir vorgegangen? Biſt du eine Betſchweſter worden?

Görge.

Und was haſt du mit der alten Großmutter? Was ſprichſt du von Waſſerfahrten und Ertrinken?

Hans v. P.

Liebe Seele! — dort in der alten Hauspoſtille ſteht's ja geſchrieben! — Da lies! lies!

Görge.

Bleib mir mit den Krähenfüßen vom Leibe!

Hans v. P.

Da, da! — i Menſch beſſere dein Haus! Kund und zu wiſſen allen denen, ſo dieſes leſen! — Am Tage Cyrilli — alſo heute — heute! wird dem hochadelichen Hauſe v. Poilburg" — Peterchen! lies einmal! —

Jochen.

Nun, das ſoll mich doch wundern.

Peter v. S.

„Ein groſser Unfall begegnen. — Sintemal die beiden Vettern Bürge und Jochen ſich an beſagtem Tage im Wein überheben, darauf trunkenen Muthes eine Waſſerfahrt auf dem Entenſee anſtellen, und in den Wellen ihr Grab finden werden.“ —

Hans v. P.

Von der ſeligen Großmutter höchſteigner Hand geſchrieben. — Da, leſet ſelbſt!

Jochen und Bürge.

Hahaha! und das iſt Alles?

Hans v. P.

Was? Iſt das noch nicht genug?

Bürge.

Alſo trunkenen Muthes? — Je nun, Bruder Jochen! dann ſterben wir ja in unſerm Berufe.

Jochen.

Und ſelig dazu! — Das iſt ſchon lange mein Wunſch geweſen.

Hans v. P.

Menſchenkind! läſtre nicht!

Bürge.

Biſt du wohl klug, Hans? — Was ſo eine alte Beiſchweſter aus purer Gallſucht aufs Papier gekleckſt hat, das macht dir Skrupel? — Pfui, ſchäme dich! Sag kein Wort! laß uns niederſitzen! eine Batterie von Weinflaſchen um uns herpflanzen, und wenn der Tod kommt, uns bis auf den letzten Tropfen vertheidigen. —

Jochen.

Bravo! — ſo ziehen wir mit klingendem Spiel ab.

Peter v. S. (heimlich zu Hans).

Da hörst du's, was es für ruchlose Gesellen sind.

Hans v. P.

Hebet euch weg von mir! ich habe nichts mit Euch zu schaffen.

Jochen (bei Seite zu Peter v. S.).

Vetter! was sagst du dazu?

Peter v. S.

Ich sage: Mensch besiclle dein Haus!

Jochen.

Pah! — bist auch ein Narr! — Conrad! her mit dem Flaschenkorb! — aufgestellt! — (Conrad setzt die Flaschen auf den Tisch.) Ein köstlicher Eifer, Brüderchen! — Ein Gewächs wie Gold. — Komm her, Gürge! Der Alten zum Trotz wollen wir zechen, daß sich die Engel im Himmel freuen sollen. —

Gürge (sich zu ihm setzend).

Wer Lust hat, rücke zu!

Peter v. S. (heimlich zu Hans v. P.).

Da siehst du's: sie steuern gerade ihrem Verderben entgegen.

Hans v. P.

Laßt euch rathen, Leute! stehet von eurem ruchlosen Lebenswandel ab! Du lieber Himmel! es ist mir ja nur um das Heil eurer Seelen zu thun.

Gürge.

O so schwatze, du altes Weib! — ich kenne dich gar nicht mehr. — (zu Jochen) Prosit Herr Bruder!

Beide (singend).

Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann ꝛc.

Hans v. P.

Laßt das Trinken! ich bitte Euch: nur heute, nur heute stellt es ein!

Jochen.

Du dauerst mich, armer Junge!

Görge (lallend).

Wir beide im Wasser umkommen? — Hahaha! Ist die Alte wohl bei Sinnen gewesen? — Wir, denen seit der Taufe kein Tropfen Wassers an die Haut gekommen ist?

Jochen.

Trink Wein, Herzensjunge! dann stirbst du nicht den Wassertod! — Qui bibit ex negibus, ex frischibus incipit ille! — Siehst du, das ist der einzige lateinische Spruch, den ich von unserm alten Magister Xenodochius — Gott hab' ihn selig! — behalten habe. — Da! thu mir Bescheid!

Hans v. P.

Ich wasche meine Hände in Unschuld. — Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wer nicht hören will, der muß fühlen. — Ich will derweile für euch beten. — Vetter Peter! ich übergebe sie deiner Obhut. (ab.)

## Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Hans v. P.

Jochen.

Laß ihn! er hat einen Sparren zu viel. — Auf meiner Hochzeit soll er mir schon mitzechen. — Komm her, Leonorchen! meine zweite Liebe! — denn, nimm mir's nicht übel, meine

meine erſte Liebe bleibt nach wie vor der Wein. Komm, ſetze dich zu mir!

Leonore.

Nicht doch! bleiben Sie nur bei Ihrer erſten Liebe! die zweite mag ich nicht ſeyn.

Jochen.

Was? Iſt das nicht Ehre genug?

Leonore.

Mag ſeyn! aber was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig. — Wollen Sie Ihre erſte Liebe nicht aufgeben, ſo ſtehe ich auch von meiner nicht ab. (ſie deutet auf Theodor.)

Jochen (lallend).

Ja, ja! ich glaube wohl, daß ſie den Grünſchnabel lieber nähme, als mich alten Knaben. O ſchnäbelt nur! liebäugelt nur! heute mag's noch ſo hingehen, aber von morgen an, Herr Patron! laß er die Naſe davon! — Ich mache gern halbpart mit Kameraden, aber was den Punkt betrifft — (auf ſeinen Degen ſchlagend) — Mordelement!

Theodor.

Dann werden wir ſchon einen Gang mit einander machen müſſen.

Jochen.

Wenn Er einen Hals zuviel hat.

Amalie.

Wohlan, meine Herren! Ein Vorſchlag zur Güte. Wir verſprechen Ihnen, unſern Liebhabern den Abſchied zu geben, aber unter Einer Bedingung.

Görge.

Laß hören!

Amalie.

Sie halten mit den jungen Leuten einen Wettlauf. Wir beide ſtellen uns an's Ziel. Wer uns nun zuerſt erreicht, ohne den Athem zu verlieren, der ſoll uns haben.

Bürge.

Hexe!

Leonore.

Nichts! nichts! ohne Blutvergießen darf es nicht abgehen. Wer mich gewinnen will, der muß mich erkämpfen. Das iſt mein Ultimatum.

Carl und Theodor.

Topp!

Bürge.

Element, Bruder Jochen! die Mädchen werden uns noch was zu ſchaffen machen. — Ex frischibus! —

(Peter v. S. füllt ihre Gläſer, und miſcht ihnen unbemerkt einen Schlaftrunk ein.)

Peter v. S. (bei Seite).

So! — nun mag der Schlaftrunk wirken.

Bürge.

Bravo, Vetter Peter! — Rück an! rück an! Die Herren v. Pollburg und Schleſeneck ſollen leben!

Jochen und Peter (anſtoßend).

Hoch!

Bürge.

Wir im Waſſer umkommen! hahaha! iſt das nicht toll?

Jochen.

Höre, Brüderchen! ein köſtlicher Einfall! Wie, wenn wir,

der Großmama zum Trotz, eine Waſſerfahrt auf dem Entenſee machten?

Peter v. S. (bei Seite).

Nun ja! — da haben wir's!

Jochen.

Bravo! — Gott verdamme mich! das wollen wir!

Beide (aufjauchzend).

Halloh! eine Waſſerfahrt auf dem Entenſee!

Gürge.

Wir nehmen den Flaſchenkorb mit.

Peter v. S. (bei Seite).

Sie ſind des Teufels.

Jochen.

Und bringen der Großmama auf dem Waſſer eine Geſundheit mit klingendem Spiel.

Gürge.

Bravo!

Peter v. S. (ſie aufhaltend).

Aber Ihr Herren! Waſſer hat keine Balken. Sehen wir's lieber bis morgen aus.

Gürge.

Pah! biſt ein Narr! — Wenn Wir beide hätten umkommen ſollen, ſo wäre ſchon längſt Zeit dazu geweſen. Ich ſage dir: Ein guter Strick reißt nicht.

Jochen.

Wie Ihr mich hier ſeht, bin ich ſchon dreimal trepanirt, neunmal amputirt, und zehnmal ſecirt worden.

Görge.

Ein Dutzend Kartätschkugeln und ein ganzes anatomisches Cabinet von Knochen haben sie mir in dem Franzosenkriege aus dem Leibe geschnitten, und ich saß so gleichgültig dazu, als ob ich mich malen ließe.

Jochen.

Ich muß dir sagen, liebe Seele! ich glaube gar nicht mehr an den Tod. — Gebt Acht! wenn ihr einmal meint, Ihr habt mich so weit, daß ihr mich einscharren könnt: husch! wirft mein Obrist Pollburg den Deckel vom Sarge, jagt alle Leichengäste zum Tempel hinaus, und trinkt den Trauerwein allein aus. — Hahaha! ich will Euch einen Strich durch's Testament machen — hahaha!

Görge.

Halloh vorwärts! — Einschiffen.

Jochen.

Conrad! bring' den Flaschenkorb nach!

(beide ab.)

Peter v. S. (bei Seite).

Sie machen bei meiner Seele Ernst. — So muß man schon Sukkurs mitnehmen. — Carl! Theodor!

(er winkt ihnen.)

Theodor.

Herr Vetter!

Peter v. S.

Wir dürfen ihnen in ihrem jetzigen Zustande nicht von der Seite weichen. Ihr seht: der Verstand ist aus dem Sattel gehoben, und wird von dem trunkenen Rathe häuptlings hinterbergeschleift. (Sie folgen ihnen.)

Amalie.

Sie wollen auf's Waſſer, und ihre Nebenbuhler halten ſie davon ab? — Ey ey! das iſt ſehr unpolitiſch.

(Amalie und Leonore hinterher.)

(Der Vorhang fällt.)

## Zweiter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

Zimmer im Schloſſe, wie im erſten Aufzuge.

Peter v. S (allein hereinkommend).

Der Schlaftrunk hat gut gewirkt. — Sie liegen ſo todtenähnlich in den Särgen, als ob ſie wirklich dem jüngſten Gerichte entgegenſchlummerten. — Jetzt wird es Zeit ſeyn, dem Alten die Trauerpoſt zu verkünden. Zwar, er wird keinen kleinen Schreck bekommen, aber mag's doch! wir erreichen einen guten Zweck. —

### Zweiter Auftritt.

Der Vorige. Hierauf Carl, Theodor, Leonore und Amalie.

Leonore.

Hahaha! — Es ſind die blühendſten Leichen, die mir je vorgekommen ſind.

Carl.

Die friſcheſte Pontakröthe leuchtet auf ihren Antlitzen.

Theodor.

Und wie feſt ſie ſchlafen! — Ich ſchob dem Vetter Gürge eine Citrone in die eine, und einen Citronenquetſcher in die andre Hand, aber er zuckte mit keinem Finger. — Hahaha!

Leonore.

Was ſie für Augen machen werden, wenn ſie erwachen, und ſich in den Särgen wiederfinden. — Hahaha!

Amalie.

Aber nun befriedigen Sie endlich unſre Wißbegierde, lieber Vetter! Wozu ſoll dieſe Mummerei eigentlich?

Peter v. S.

Wird ſich bald aufklären. — Bekräftigt es nur, daß die alten Herren ertrunken ſind, und die gute Wirkung wird bei dem Oheim nicht ausbleiben.

Amalie.

Ich errathe.

Peter v. S.

Stille! der Oheim kommt.

## Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hans v. P.

Hans v. P.

Nun habt Ihr Euch noch nicht — ? — Aber wo ſind ſie denn?

Amalie und Leonore.

Ach!

Hans v. P.

Was iſt's?

Peter v. S.

O verhängnißvoller Tag!

Hans v. P. (erſchrocken).

Ich bitte dich: was giebt's?

Amalie.

Ach! die Bedauernswerthen!

Hans v. P.

Ich will doch nicht hoffen, daß ſie —

Amalie.

Entſetzlich! entſetzlich! —

Hans v. P.

Wollt ihr endlich mit der Sprache heraus!

Peter v. S.

So wiſſe denn! die Prophezeihung der Großmutter —

Hans v. P. (haſtig ſeinen Arm faſſend).

Was ſagſt du? —

Peter v. S.

Kaum hatteſt du dich entfernt, als die beiden Vettern auf den unſeligen Einfall geriethen, der Großmutter zum Troh —

Hans v. P.

Eine Waſſerfahrt —

Peter v. S.

Auf dem Entenſee zu machen.

Hans v. P.

Die Unſinnigen! — Wie? Und Ihr widerſetztet Euch nicht?

Peter v. S.

Waren ſie denn zu halten? — Du weißt, ſie hatten des köſtlichen Getränkes zu viel genoſſen.

Leonore.

Alle Gegenvorſtellungen fruchteten nichts.

Hans v. P.

Gegenvorſtellungen! — Mit Gewalt — mit Gewalt hättet ihr ſie abhalten müſſen.

Theodor.

Sie waren nicht zu bändigen.

Amalie.

Rannten mit dem größten Ungeſtüm hinaus, und gerade dem Entenſee zu.

Leonore.

Sprangen in den ſchmalen Kahn —

Peter v. S.

Du kennſt den Seelenverkäufer, worin im vorigen Jahre der Fiſcherjunge verunglückte.

Hans v. P.

Ja doch — ja doch!

Amalie.

Carl und Theodor ihnen nach.

Peter v. S.

Der Kahn ſchlug um —

Leonore.

Plumps! da lagen ſie im Waſſer.

Hans v. P.

Hilf Himmel!

Leonore (bei Seite).

Amalie! — Wir treiben das Spiel zu weit.

Amalie (eben so).

Warum will er uns auch zwingen, gegen unsre Neigung zu heirathen?

Peter v. S.

Nur mit Mühe retteten sich Carl und Theodor. — Aber die alten Herren sanken sogleich wie Blei unter; nur ihre Leichen wurden herausgefischt.

Hans v. P.

O Großmutter! — O prophetischer Traum! — Kinder! Erkennt ihr den Fingerzeig? — Aber du lieber Himmel! seyd ihr denn auch ganz sicher, daß sie —

Peter v. S.

Todt sind? — Ach leider, nur zu sicher. Alles haben wir angewendet, sie ins Leben zurück zu rufen. — Dicht vor ihren Ohren haben wir ihr Lieblingslied: „Wer niemals einen Rausch gehabt" angestimmt.

Theodor.

Mit Gläserklang haben wir ihre Lebensgeister besprochen.

Peter v. S.

Eine Flasche des stärksten Spiritus haben wir ihnen unter die Nasen gehalten. — Du weißt, sie haben diese Prozedur selbst vorgeschrieben, im Fall man sie einst für todt hielte. — Aber alles umsonst, da ist an keine Auferstehung zu denken.

Hans v. P. (die Hände zusammenschlagend).

So in seinen Sünden dahin zu fahren. — 'S ist zum Erbarmen. — Aber wo habt Ihr denn nun ihre —

Peter v. S.

Ihre Leichen hingethan? — Je nu, ich habe sie in aller Stille oben in dem Saal — beisetzen lassen.

Hans v. P.

Schon — beisetzen lassen? — Aber warum denn so eilig?

Peter v. S.

Laß das! — Sie könnten noch Unheil über dein Haus bringen.

Hans v. P.

Die armen Schelme! — Ach wie gern möcht ich sie noch einmal sehen, wenn mir nur nicht vor dem Anblick der Todten grauete.

Leonore.

Ey, sie sehen gar nicht so sehr todtenmäßig aus, lieber Oheim!

Amalie.

Es sind ein Paar recht anmuthige Leichen.

Hans v. P.

Nun denn! — Zudem: das Gewissen würde mich ängstigen, wenn ich sie so, mir nichts dir nichts, verscharren ließe, ohne ihnen die letzte Ehre zu erweisen. — Ja wer weiß, ob sie mich nicht dereinst als Poltergeister — ? — So führt mich denn hin! — Aber sachte! sachte! hübsch auf den Zehen gegangen! keinen Tumult gemacht!

( alle ab. )

## Vierter Auftritt.

Ein Saal.

Die beiden Vettern liegen mit allen ihren militairischen Ehrenzeichen versehen, stattlich dekorirt, gepudert, und mit weißledernen Handschuhen angethan, eine Citrone in der einen, und einen Citronenquetscher in der andern Hand, in zwei Särgen nebeneinander. — Ringsumher stehen brennende Candelaber, und das Ganze hat das Ansehen einer Todtenfeier, welche Jokus und Bacchus selbst angeordnet haben. Die Candelaber und Särge könnten daher, wie die Schläfe der Scheintodten, mit Weinlaub geschmückt seyn; die Kissen, worauf sie ruhen, könnten mit einer Garnitur von Flaschen eingefaßt seyn, sie selbst aber hochgeschminkt erscheinen: alles zu dem Ende, damit die Heiterkeit des Zuschauers nicht gestört, und die Idee des Todes, welche sich bei diesem Anblick aufdringt, durch Scherz gemildert werde. Nach einer Weile erscheinen die Personen des vorigen Auftritts. Hans v. P. von den andern geführt, wird bei dem Anblick der Scheintodten von einem heftigen Grauen ergriffen, wagt es nicht, näher heranzutreten, sondern wirft nur aus der Ferne einige schüchterne Blicke auf sie.

Amalie.

Nicht wahr, lieber Oheim? rosenfarbener kann der Tod nicht gemalt werden.

Leonore.

Es ist, als ob sie ihrer Auferstehung entgegenlächelten.

Hans v. P.

St! Sprich nicht so laut, Mädchen!

Peter v. S.

Sie starben wie Helden. Unter jedem Arm eine Flasche haltend, ließen sie lieber das Leben als die Flaschen.

Carl.

Ihr letzter Seufzer war: prosit Herr Bruder!

Theodor.

Noch unter dem Wasser hörte man sie singen: wer niemals einen Rausch gehabt.

Hans v. P.

O die Ruchlosen! — Alles eingetroffen, wie es prophezeihet wurde! — Sage mir, Vetter! — wie stifte ich der seligen Großmutter zu Ehren ein recht heilsames und ersprießliches Werk? — Meinst du nicht, daß ich eine Capelle bauen, und sie der heiligen Barbara v. P: burg weihen lasse?

Peter v. S.

Das heilsamste Werk, welches du ihr zu Ehren stiften kannst, hat sie selbst bezeichnet. „Gieb deinen Richten fromme und nüchterne Männer!“ Wohlan! hier im Angesichte der Todten mahne ich dich an ihren letzten Willen und an dein Versprechen. Bedenke, daß der Großmutter Geist dich umschwebt, daß er vielleicht in diesem Augenblick —

Hans v. P. (ihm den Mund zuhaltend).

Stille! stille! — Wohlan Kinder! — ja! ich will über den Fehler Eurer Geburt hinwegsehen. — Empfangt meinen Segen! seyd glücklich! — (Er fügt ihre Hände in einander)

Peter v. S.

Bravo! so gefällst du mir!

Amalie und Leonore.

Theurer Oheim!

Carl und Theodor.

Gütiger Vormund! (Görge schnarcht sehr hörbar.)

Hans v. P. (mit Entſetzen).

Huhu! — was war das? — habt Ihr gehört?

Peter v. S.

Was denn?

Hans v. P.

Welch ein Schnarchen!

Peter v. S.

Einbildung! — (Er will ihn hinausdrängen) — Fort! fort!

(Görge zuckt mit dem Ellenbogen.)

Hans v. P. (mit ſtarrem Blick).

Hilf Himmel!

Peter v. S.

Was giebts denn?

Hans v. P.

Habt Ihr geſehen?

Leonore.

Geſehen? — Was denn, lieber Oheim?

Hans v. P. (auf Görge deutend).

Der da! der da!

Die Andern.

Nun?

Hans v. P.

Der Vetter Görge! — ſchien mir's doch, als ob er mit dem Ellenbogen zuckte.

Peter v. S.

Ey warum nicht gar! — Fort! fort von hier!

Hans v. P.

Schon gut! ſchon gut! Es war wohl nur Einbildung. — Aber hört Kinder! da fällt mir ſo eben etwas bei. — Ich habe

den beiden da — Gott habe sie selig! — ein heiliges Gelübde gethan, ihnen nach ihrem Tode ein Paar Flaschen guten aufrichtigen Eilfer unter die Arme zu schieben. — Versteht mich: es ist nur wegen der Möglichkeit des Wiederauflebens, damit sie doch etwas haben, woran sie sich erlaben können. —

Peter v. S.

Du siehst, ich habe für den Fall schon gesorgt. Zwei Flaschen des köstlichsten Eilfers findet jeder beim Erwachen hinter seinem Kopfkissen.

Hans v. P.

Aber unter die Arme sollen sie ihnen geschoben werden! unter die Arme! — Das war ihr ausdrücklicher Wille.

Peter v. S.

Wohlan! — auch den Todten muß man Wort halten.

(Peter v. S. und Carl ziehen hinter den Kopfkissen der Scheintodten die Flaschen hervor, aber indem sie eben im Begriff sind, sie ihnen unter die Arme zu stecken, erwachen jene, und richten sich in ihren Särgen auf.)

Hans v. P. (mit Entsetzen).

Alle guten Geister!

Die Andern.

Loben ihren Meister.

(Sie laufen mit Aeußerungen des höchsten Schreckens hinaus.)

## Fünfter Auftritt.

Gürge und Jochen.

Gürge (Noch halb im Schlafe).

Halt!

Jochen (eben ſo).

Steht!

Gürge.

Wer da? —

Jochen.

Gutfreund!

Gürge (ſich die Augen reibend).

Sieh da! Guten Morgen, Herr Bruder!

Jochen.

(Indem er eine Flaſche erfaßt und daraus trinkt.)

Proſit Herr Bruder!

Beide (ſingen).

Das iſt ein Weinchen wie ein Rack,
Hübſch grad, hübſch grad und nicht zickzack,
Hübſch grad ꝛc.

Gürge.

Tuſch! Tuſch!

Jochen.

Heda! Muſikanten!

Gürge.

Sag' mir doch: liefen hier nicht eben welche weg?

Jochen.

Ja doch! so war mir's auch.

Gürge (sich umsehend).

Sackerlot! — Wie ist mir denn? — Sind wir todt? —

Jochen.

Bei meiner armen Seele! fast sieht es so aus.

Gürge.

Verdammter Streich. — Hör einmal, Brüderchen! da können wir uns gratuliren, daß wir noch vor Thoresschluß wieder aufgewacht sind.

Jochen.

Teufel! — Sie haben's gut mit uns im Sinne gehabt.

Gürge.

Hahaha! rasch genug sind sie dabei zu Werke gegangen. — Alle Wetter! wenn sie uns so über Hals und Kopf eingescharrt hätten: — kein Hahn hätte danach gekräht.

Jochen.

Sieh! die alte Großmutter hat doch nicht ganz Unrecht gehabt.

Gürge.

Ja wohl! wie oft prophezeihte sie uns, daß wir uns noch einmal im Grabe umdrehen würden.

Beide.

Hahaha!

Gürge.

Na, laß sehen: ob wir noch auf den Beinen stehen können. (aufspringend) Es geht! — schau! da bin ich.

Jochen (eben so).

Glück zu! — Da steh ich wie ein Kegel.

Görge.

Hahaha! — Die haben ſich verrechnet. — Nun iſt das Lachen an Uns. Da kommen wir ja noch zu rechter Zeit, um von dem Trauerwein mitzuzechen.

Jochen.

Hahaha! — Was werden die für Augen machen, wenn wir mit Einemmal unter ſie fahren.

Görge.

Aber ehrlich hat er Wort gehalten, der Vetter Hans. — Sieh einmal da! einen completten Keller hat er uns mitgegeben.

Jochen.

Das dank ihm der Kukuk! — Na, vorwärts marſch!

(Sie gehen mit zwei Flaſchen unter den Armen an die Thür, finden ſie jedoch verſchloſſen.)

Jochen.

Die Thür verſchloſſen! — — Holla, Wirthshaus! — Bauer! mach auf!

Görge.

Las uns Sturm laufen!

Beide.

Hurrah!

(Sie ſtoßen die Thür auf, und taumeln hinaus.)

## Sechſter Auftritt.

Das Wohnzimmer.

Hans v. P. Peter v. S. Die Nichten und Mündel.

Amalie.

O Wunder! Wunder! Die Todten ſtehen wieder auf.

Leonore.

Wenn ſie uns nur nicht hieher folgen!

Hans v. P.

Ich bitte Euch um's Himmels willen: ſtellt Schränke, Tiſche und Kaſten vor die Thür, daß wir nur vor dem erſten Anlauf ſicher ſind. — Carl! Theodor! Ihr ſeyd Soldaten! laßt ſie nicht an mich kommen. — Hurr! Ich könnte den Tod davon haben.

Theodor.

Seyn Sie ruhig, lieber Vormund!

Carl.

Sie ſollen Ihnen nicht beikommen.

Peter v. S.

Gebt acht! Ich beſpreche ſie. — Ich weiß einen Zauberſpruch.

(Man pocht von außen an die Thür.)

Hans v. P. (leiſe).

O weh! da ſind ſie ſchon. — St!

Görge und Jochen (draußen).

He holla! Wirthshaus!

Jochen.

Aufgemacht!

Görge.

Einquartierung!

(Sie ſtoßen die Thür ein, und dringen herein.)

## Siebenter Auftritt.

Jochen und Görge zu den Vorigen.

Jochen.

Mordelement! — habt Ihr uns wieder die Thore gesperrt?

Görge.

Menschenkinder! — Plagt Euch der Satan, daß Ihr uns bei lebendigem Leibe begraben wollt?

Jochen.

[illegible]! — so haben wir nicht gewettet.

Peter v. S. (hält ihnen eine Ofengabel vor).

Halt! — Ihr seyd ehrlich gestorben, und habt mit den Lebenden nichts weiter zu schaffen. — Ich beschwöre Euch beim Styx! Ihr unruhigen Geister! kehret zurück in Eure engen Schlafgemächer, und entziehet Euch nicht der christlichen Beerdigung! Oder wenn irgend ein Vorwurf, irgend eine schwere, ungebüßte Blutschuld oder ungetilgte Weinschuld Eure Gewissen belastet — zeigt sie an! — ich beschwöre Euch! daß wir Euch erlösen aus dem Fegfeuer.

Jochen.

Bruder Görge! die Redensart müssen wir uns ins Gedächtniß schreiben.

Peter v. S.

Oder sey es, daß irgend ein spirituöser Schatz in Euren Kellern verborgen liegt, und daß es Euch ängstigt, von dem ungenossenen Gute scheiden zu müssen: sagt an, in welchem Winkel er zu finden sey, daß wir als gewissenhafte Erben — ihn heben, und mit frommen Wünschen für Euer Seelenheil — ausleeren. — Sagt an, ich beschwöre Euch!

Görge.

Peterchen! ich kann dir ſagen, daß mir der Wein im Leben nicht ſo gut geſchmeckt hat, wie jetzt im Tode. — Schau her! — (er leert eine Flaſche.)

Peter v. S.

Ich ſtaune! — Was ſagſt du dazu, Vetter Hans! — das ſcheint mir allerdings ein untrügliches Lebenszeichen, und bei ſo bewandten Umſtänden könnte man ihnen ſchon noch einmal Quartier unter den Lebenden geben. Denn man hat allerdings Beiſpiele von Scheintodten, die ſich zu rechter Zeit wieder erholten, und zum höchſten Leidweſen der getäuſchten Erben noch viele Jahre lebten.

Carl.

Vielleicht, daß ſie nur in einer ſchweren Betäubung lagen, als Folge des plötzlichen kalten Bades,

Görge.

Bades?

Jochen.

Was ſchwatzt der da?

Amalie.

Nun ja! haben Sie vergeſſen, daß Sie eine Waſſerfahrt auf dem Entenſee machten?

Jochen.

Richtig.

Amalie.

Und daß Sie nach dem unglücklichen Sprunge über Bord —

Görge.

Was? — Ueber Bord ſind wir geſprungen?

Amalie.

Ueber 10 Minuten im Waſſer gelegen haben?

Gürge.

Weißt du was davon, Bruderherz?

Jochen.

'S iſt mir faſt ſo.

Gürge.

Ja — 'S iſt mir auch faſt ſo, als wenn mir geträumt hätte, wir wären in Wallfiſche verwandelt worden.

Jochen.

Meiner Six! — das Waſſer ſauſt mir noch vor den Ohren.

Gürge.

Aber wie ſind wir denn wieder herausgekommen?

Amalie.

Danken Sie es Ihren Nebenbuhlern.

Carl (bei Seite).

Hahaha! — die Hexe!

Gürge.

Was? — Ihr hättet uns wieder herausgefiſcht?

Jochen.

Weiß mein Seel kein Sterbenswort davon!

Carl.

'S iſt gern geſchehen.

Jochen.

Brav, Kameraden!

Gürge.

Nun, und was geſchahe weiter?

Amalie.

Was weiter! — da Sie kein Lebenszeichen von ſich gaben,

ſo ließen wir Sie erſt an einem gelinden Feuer trocknen, und dann beiſetzen.

Jochen.

Gehorſamer Diener!

Leonore.

Und hofften ſchon, Sie ganz im Stillen zur Erde beſtatten zu können.

Görge.

Sehr gütig!

Jochen.

Sehr verbunden.

Amalie.

Und nun mit Einemmal ſtehen Sie zu unſerm größten Leidweſen wieder auf.

Leonore.

Wahrhaftig! 's iſt ein recht verdrießlicher Zufall.

Görge.

Hört einmal, Kameraden! — Daß Ihr Uns, Eure Nebenbuhler, aus dem Waſſer gezogen habt, das Stückchen gefällt mir.

Jochen.

Mir auch. — Ja ich könnte mich faſt wozu entſchließen.

Görge.

Topp, Herr Bruder! ich wittre ſchon, wo du hinauswillſt.

Jochen.

Topp!

Peter v. S.

(heimlich zu Carl und Theodor.)

Merkt Ihr etwas?

Görge.

'S iſt ein Wort. — Hört an! Wenn ich die beiden raſchen Mädchen betrachte, und uns beide daneben, ſo wird mir faſt um unſre alten trepanirten Schädel bange. — Da! — nehmt ſie!

Jochen,

Wir entſchlagen uns ihrer.

Peter v. S.

Bravo! — So iſt es recht.

Görge.

Und du, Vetter Hans! ſchreib ihnen immerhin ein Dutzend Ahnen zu gut, und ſage ja dazu.

Peter v. S.

Von der Seite iſt ſchon alles in Richtigkeit gebracht.

Hans v. P.

So iſt es. — Sie haben meinen Segen. — Ihr aber, vor denen mich der Himmel ſo ſichtbarlich gewarnet hat, Ihr, über die er dieſes furchtbare Strafgericht ergehen ließ, um Euch zu beſſern und zu bekehren: o Ihr Verſtockten! kehret endlich um von Eurem ruchloſen Wandel! Mir iſt ein Zeichen gegeben: ich habe nichts mehr mit Euch zu ſchaffen.

Jochen.

Gott verdamme mich! Er iſt ein Quäker geworden.

( Der Vorhang fällt. )

---

# Die
# blonden Haarlocken
## oder
# das patriotiſche Mädchen.

---

Ein Schauſpiel in Einem Aufzuge.

---

## Perſonen.

Graf v. Hochberg.

Rittmeiſter v. Helmburg.

Prediger Born.

Eliſe, deſſen Tochter.

Huſar Gutknecht.

Die Handlung geht im Pfarrhauſe vor

Das spartanische Mädchen

## Erſter Auftritt.

(Zimmer im Pfarrhauſe.)

Eliſe mit Gutknecht.

Eliſe.

Nur herein, guter Freund! — ſeht Euch! — Und nun erzählt! — aber ich bitte Euch: ſprecht leiſe!

Gutknecht.

Laut ſollte ich ſprechen, Jungferchen! laut, daß die ganze Welt es höre, daß jeder, dem ein Herz in der Bruſt ſchlägt, ſich Ihrer ſchönen That freue. — O warum haben Sie mir doch ein Schloß vor den Mund gelegt?

Eliſe.

Laßt das! — Ihr macht mich ſchaamroth. — Vor allen Dingen: lebt er? — Iſt er von ſeinen Wunden geheilt?

Gutknecht.

Er lebt und iſt geheilt. (Eliſe blickt dankend zum Himmel.) Sein hölzernes Bein ſteht ihm nicht übel.

Eliſe.

Der arme Mann!

Gutknecht.

Sie erinnern ſich des verwünſchten Tages, wo der Feind uns mit Uebermacht hier aus dem Dorfe verdrängte.

Eliſe.

Nie werde ich dieſen ſchrecklichen Tag, nie die Gräuel, die Plünderungen vergeſſen, die ihn begleiteten.

Gutknecht.

Wir Verwundete fielen in Feindes Hand, und wurden hier durchgeſchleppt.

Eliſe.

Ach! wer hätte über Euren hülfloſen Zuſtand nicht ſein eignes Leid vergeſſen?

Gutknecht.

Mein Rittmeiſter wurde, ſchwer verwundet, auf einem elenden Bauerwagen hier vorbeigefahren.

Eliſe.

Eine Decke war über ihn ausgebreitet, und entzog mir ſeinen jammervollen Anblick.

Gutknecht.

Wir hielten vor dieſem Hauſe. Sie öffneten das Fenſter, und fragten ſo mitleidig, wer da in dem Wagen läge. Ich erzählte Ihnen, es ſey ein ſchwer verwundeter preußiſcher Offizier, den der Feind noch dazu rein ausgeplündert hätte. Da rollten die Thränen wie Perlen über Ihre Backen, und mit Einemmal war's, als wenn Ihnen ein Gedanke wie ein Lichtſtral durch den Kopf führe. — Sie winkten mir hereinzukommen. — „Guter Freund!“ — ſagten Sie — „ich habe nichts von einigem Werthe übrig behalten, als dieſe Haare —“

Eliſe.

Uebergeht das! ich bitte Euch: kommt endlich zur Sache!

Gutknecht.

Darauf ergriffen Sie eine Scheere —

Eliſe.

Nun denn! — ich ſchnitt alſo die unnützen Haare ab.

Gutknecht.

Glatt vom Kopfe weg. — Die ſchönen, langen, blonden Haarlocken.

Eliſe.

Kein Wort mehr davon, wenn Ihr mich nicht böſe machen wollt.

Gutknecht.

Ich ſteckte alſo Ihre blonden Haare in meinen Tſchakow. Sobald wir aber in der Stadt angekommen waren, ſtahl ich mich, ſo gut es meine Fußwunde zuließ, von der Bedeckung weg, und in ein großes ſtattliches Haus hinein. Ich erfuhr, daß das Haus einem Grafen zugehöre, einem reichen Herrn und braven Patrioten. — Gut, dachte ich, da biſt du vor die rechte Schmiede gekommen. — Ohne Umſchweife brachte ich mein Anliegen vor. — „Herr Graf!“ — ſprach ich — „hier iſt eine Handvoll blonder Haarlocken, wie ſie ſeit Evas Zeiten noch von keinem Weibernacken herabgefloſſen ſind.“ — Element! was machte der Graf für Augen! „Wie hoch ſchätzen Ew. Gnaden die Waare?“ ſo fuhr ich fort. — Der Herr Graf wollte erſt das Wie und Warum wiſſen, und nun erzählte ich ihm —

Eliſe.

Wie? Ihr verriethet mich?

Guttnecht.

Daß ich ein Tölpel geweſen wäre! — Nein, liebes Kind! ich erzählte ihm nur, dieſe blonden Haare rührten von einem Frauenzimmer her, das mir aufgetragen hätte, ſie bei irgend einem reichen und groſsmüthigen Herrn guten Kaufs anzubringen, um von dem gelöſeten Gelde — meinen verwundeten Rittmeiſter heilen zu laſſen — Da hätten Sie den Herrn Grafen ſehen ſollen! — Kamerad!" ſagte er, und ſeine Augen leuchteten wie zwei Feuerräder — „Du hätteſt mit deiner Waare nicht leicht an einen beſſeren Handelsmann kommen können. — Denn du mußt wiſſen: ich bin ein Liebhaber von dergleichen Raritäten, wie es wenige giebt. Mit Einem Worte: ich biete dir 50 Friedrichsd'or dafür."

Eliſe.

50 Friedrichsd'or? — Ihr treibt Euren Scherz mir mir.

Guttnecht.

So dachte ich Anfangs auch von dem Herrn Grafen. Aber als ich erſt merkte, wie begierig er die Haarlocken betrachtete, da ſchwoll mir der Kamm. „Halt" — dachte ich — „da biſt du wirklich an einen Liebhaber gerathen" — „50 Friedrichsd'or?" — ſagte ich, und machte ein Geſicht dazu wie ein Meßjude — „Nein, Herr Graf! für den Preis iſt mir meine Waare nicht feil."

Eliſe.

Seyd Ihr thörigt?

Guttnecht.

Kurz und gut: der Herr Graf mußte noch 50 Friedrichsd'or zulegen, und das that er mit einem Geſichte, worin man deutlich las, daß er einen guten Handel gemacht habe.

Eliſe.

Das iſt unerhört! — So ein Edelmuth überſteigt allen Glauben.

Gutknecht.

„Nun aber" — ſagte er — „was gebe ich dir, wenn du mir den Engel nennſt, deſſen Kopf dieſe Haare ſchmückten?"

Eliſe.

Eine ſchwere Prüfung!

Gutknecht.

Die ich glücklich beſtand. Ja er mußte mir ſogar verſprechen, nichts von der Sache aus der Schule zu plaudern, wie Sie's ausdrücklich verlangt haben. — Daß ich's kurz mache: ich war außer mir vor Freude, und that was ich konnte, um meinen armen Rittmeiſter auf's beſte unterzubringen, und einen geſchickten Wundarzt für ihn anzunehmen. — Durch deſſen Hülfe iſt er denn nun ſo weit geheilt, daß er mit ſeinem hölzernen Fuß Sprünge macht, troh dem beſten Tanzmeiſter.

Eliſe.

Habe Dank, braver Mann! — Gott möge dir deine Treue lohnen.

Gutknecht.

Der liebe Gott hat vorerſt alle Hände voll zu thun, wenn er Sie nach Würden belohnen will. — Doch ſolche That trägt ja ihren Lohn in ſich ſelbſt. — Sauer iſt mir's aber geworden, Sie nicht zu verrathen. — Mehr als zehnmal war ich im Begriff, mit dem Geheimniß herauszuplatzen, wenn der Rittmeiſter mit Gewalt ſeinen Wohlthäter wiſſen wollte. — Da fiel mir aber Ihr Verbot ein, und ich hielt die Zunge im Zaum.

Kurz! bis jetzt weiß er gar nichts, der Graf müßte denn geplaudert haben.

Eliſe.

Der Graf?

Gutknecht.

O! der iſt jetzt Ein Herz und Eine Seele mit dem Rittmeiſter. So oft er über Land fährt, muß er ihn begleiten. Heute z. B. reiſen ſie zuſammen auf eins ſeiner Güter, das hier herum liegen ſoll; und da habe ich mir denn die Abweſenheit des Rittmeiſters zu Nutze gemacht, um ſeinen Auftrag bei Ihnen auszurichten.

Eliſe.

Was für einen Auftrag?

Gutknecht.

„Gutknecht!“ — ſo ſagte er geſtern Abend zu mir — „was mein unbekannter Wohlthäter mir gethan hat, das iſt eine unbezahlbare Schuld. Gleichwohl drückt mich dieſe Schuld ſchwerer, als jede andre. — Da, nimm dieſen Ring (er zieht einen Ring hervor.) Er iſt ein Erbſtück meiner verſtorbenen Mutter, und mir ſehr werth. — Bring' ihn meinem Wohlthäter! ſage ihm — ſage ihm —!

Eliſe.

Es kommt jemand. Ich bitte Euch: ſteckt den Ring ein! Folgt mir in den Garten!

(ab mit Gutknecht.)

## Zweiter Auftritt.

Der Prediger, welcher den Grafen und den Rittmeiſter durch eine andere Thür einführt. Die beiden letztern in Reiſekleidern. Der Rittmeiſter hat einen holzernen Fuß.

Prediger.

Belieben Sie einzutreten, meine Herren! Sie finden hier offene Thüren und offene Herzen.

Graf.

Mehr als zehnmal führte mich der Weg nach meinem Gute vor Ihrem freundlichen Pfarrhauſe vorbei; mehr als zehnmal betrachtete ich dieſes lindenbeſchattete Dach, dieſe rebenbekleideten Fenſter mit innigem Wohlgefallen, ja mit einer faſt unbezwinglichen Sehnſucht, die glücklichen Bewohner darin walten zu ſehen. Denn nur glückliche Menſchen, meinte ich, könnten dieſe Wände in ſich ſchließen. Und nicht wahr? Sie ſind glücklich!

Prediger (mit einem Blick zum Himmel).

Ja fürwahr! das bin ich, wie es ein ſterblicher Menſch nur ſeyn kann.

Graf.

So habe ich doch recht gehabt, Rittmeiſter!

Rittmeiſter.

Ich aber habe Ihnen abzubitten, Herr Pfarrer! gewiß, ich hätte dieſes Bekenntniß nicht aus Ihrem Munde erwartet.

Prediger.

Soll ich undankbar ſeyn gegen meinen Schöpfer, der mir Geſundheit, Frohſinn, heitern Muth im Alter, Familienglück,

und der Vaterfreuden ſo viele ſchenkte? Gegen meine Nebenmenſchen, die mir überall mit liebendem Wohlwollen entgegenkommen? Gegen ein Vaterland, dem ich meine ſittliche und geiſtige Bildung danke? Gegen einen Staat, der mir das höchſte Gut, die Freiheit, bewahrt?

Rittmeiſter.

Und doch! — war es nicht dieſes Dorf, Herr Pfarrer! das im vorigen Jahre ſo hart von der Furie des Krieges heimgeſucht wurde?

Prediger.

Es iſt wahr: der Krieg hat mir tiefe Wunden geſchlagen. Er entriß mir einen lieben Sohn, die Stütze und Freude meines Alters, er raubte mir zeitliche Güter: das ſind vorübergehende Prüfungen, die Gott ſendet, um uns für langes Glück deſto empfänglicher zu machen. — Gottlob! — ſie ſind überſtanden.

Graf.

Wahrlich! Sie ſind ein glücklicher Menſch.

Prediger.

Der Augenſchein ſoll Sie überführen.

(ab.)

## Dritter Auftritt.

Der Graf und der Rittmeiſter.

Rittmeiſter.

Ein trefflicher Greis!

Graf.

Das wahre Bild patriarchaliſcher Einfalt, Sittenreinheit

und Gaſtfreundſchaft! — Ach geſtehen wir, Rittmeiſterchen! — ſo ein Geſicht iſt jedesmal ein ſtummer Vorwurf für uns laſterhafte und verkehrte Städter.

Rittmeiſter.

(ein Leibchen und einen Handſchuh vom Stuhle aufnehmend.)

Ein Leibchen! Sieh da! dieſe Form deutet auf eine feine, ſchlanke Geſtalt, und dieſer etwas zerknitterte Handſchuh auf ein allerliebſtes rundes Pätſchchen von lebhafter Aktion. Hier heißt's: ex ungue leonem! Ich wette, es curſirt ein hübſch Töchterlein in dieſer Pfarrwohnung.

Graf.

Was doch ſo ein Huſarenrittmeiſter für eine feine Naſe hat! wie er ſich doch darauf verſteht, aus der Puppe den Schmetterling zu errathen, der daraus hervorgegangen iſt!

Rittmeiſter (einen Strohhut aufhebend).

Noch mehr! ich wette, daß ſie blond iſt.

Graf.

Ich wette: ſie iſt ſchwarz: was gilt's?

Rittmeiſter.

Die Ausſtattung des tugendhafteſten Bauernmädchens im Dorfe.

Graf.

Es gilt! — und der Pfarrer ſoll ſie ausſuchen.

Rittmeiſter.

Eine ſchwierige Aufgabe! — Doch im Voraus kann ich Ihnen ſagen, daß Sie verloren haben. Hier am Strohhut ſitzt ein blondes Haar.

Graf.

Iſt noch kein zureichender Beweis.

Rittmeister.

Da kommt der Beweis selbst. — Sie haben verloren, Graf!

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Prediger und Elise.

Graf.

Ramsell Tochter?

Prediger.

Meine Tochter Elisa, die mir zugleich eine sorgsame Hausfrau und eine liebevolle Mutter zweier unerzogenen Kinder ist, seitdem der Herr mein Weib zu sich nahm.

(Elise macht eine stumme Verbeugung, und deckt dann den Tisch.)

Graf.

Elisa! — ein Name, der an ein schönes weibliches Vorbild erinnert.

Prediger.

Vorbild? Aha! Ich verstehe: an „Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte." Ach mein Herr Graf! wir sind hier in der Romanliteratur so wenig bewandert, daß wir unsre Unwissenheit im voraus bekennen müssen. Das Buch der Natur ist's, in welchem wir desto fleißiger lesen, und Sie werden mir zugeben, daß sie ihr Füllhorn reichlich über unsre Fluren ausgeschüttet hat.

Graf.

Eine schöne Natur lacht Ihnen: das muß wahr seyn. — Doch eh ich's vergesse, Herr Prediger! ich habe den Preis einer Wette in Ihre Hände niederzulegen.

Prediger.

Das wäre!

Graf.

Sie betraf die Frage: ob diejenige, der dieser Strohhut gehöre, blondes oder schwarzes Haar habe. — Ich wettete auf schwarz, und habe die Wette verloren.

(Elise geht verlegen hinaus.)

## Fünfter Auftritt.

### Die Vorigen ohne Elise.

Prediger.

Meine Tochter hat blondes Haar, wie Sie sehen, und ich muß es mit einer gewissen väterlichen Eitelkeit rühmen, daß dieses Haar, wie es noch im vorigen Jahre über Ihre Schultern herabwallte, so zu sagen, eine Naturseltenheit war. — Desto räthselhafter ist es mir, daß das Mädchen mit einemmal die seltsame Grille hatte, diese schöne Zierde eines menschlichen Hauptes gereiche ihr zur Unzier. Kurz! an einem gewissen Tage, demselben, an dem der Herr mir außerdem noch harte Prüfungen auferlegte, — denn es war der Tag, da der Feind dieses Dorf stürmend eroberte — an diesem Tage also war ihr schönes, langes blondes Haar plötzlich von ihrem Haupte verschwunden.

Graf (bei Seite).

Ha, meine Vermuthung!

Rittmeister.

Derselbe Tag, der mir ein Bein kostete.

Prediger.

Bis jetzt hat es noch nicht ein Viertel seiner ehemaligen Länge wieder erreicht, dieweil es ihr sonst bis über's Knie herabfloß.

Graf.

Und sind Sie denn gewiß, daß sie keine andre Absicht dabei hatte?

Prediger.

Modethorheit! ich versichere Sie, nichts weiter als Modethorheit, die auch bei uns Landleuten ihre Herrschaft übt. Doch ist mir unbegreiflich, wie sie gerade an jenem schrecklichen Tage auf den seltsamen Einfall gerieth.

Graf.

Wohl wahr.

Prediger.

(Nimmt ein Bund Schlüssel von der Wand und geht hinaus.)
Sie entschuldigen. —

(ab.)

## Sechster Auftritt.

Der Graf und der Rittmeister, welcher verdrießlich auf und ab geht.

Graf (bei Seite).

Ich wette, sie ist's. — Nun, ich will mir schon Licht verschaffen. — Was habt Ihr, Rittmeisterchen?

Rittmeister.

Verwünscht!

Graf.

Was giebt's hier zu verwünschen?

Rittmeister (hart auftretend).

Das verdammte hölzerne Bein!

Graf.

Auf Ehre! 's ist das erste Mal, daß ich den Rittmeister Helmburg so sprechen höre.

Rittmeister.

Und das erste Mal, daß ich bei dem Anblick eines Frauenzimmers fühle — daß ich invalide bin.

Graf.

Oho! kommt der Wind von daher?

Rittmeister.

Ja, Graf: ich gestehe Ihnen: dieses Mädchen — kurz! ich möchte rasend werden.

Graf.

Glauben Sie mir: Gott Amor macht heut zu Tage selbst mit einem Stelzfuß Glück.

Rittmeister.

Tah!

Graf.

Es entging mir nicht, mit welchem Blicke ihre Veilchenaugen auf dem blühenden, stattlichen Kriegsgesellen und auf seinem eisernen Kreuze ruhten.

Rittmeister.

Mitleiden — ein Almosen, das man jedem Krüppel zuwirft.

Graf.

Mehr als Mitleiden, sag' ich Ihnen: Wohlgefallen, herzliches Wohlgefallen.

Rittmeister.

Ach! ich bin kein Narr, Graf! — Doch genug davon! du hölzernes Bein sollst mir meine gute Laune nicht verderben. — Und im Grunde bin ich ja auch ganz wohl mit dir zufrieden. — Laß mich einmal deine Vorzüge preisen. — Fürs erste schützest du mich vor Thorheiten, wenn es anders eine Thorheit ist, seinen Nacken unter ein Weiberioch zu beugen.

Graf.

Bravo! — Fürs zweite schmerzt Euch auf der Seite kein Leichdorn und kein Podagra mehr.

Rittmeister.

Kein Schuh drückt dich, man kann dich nicht mehr zum Tanze und ähnlichen Frohndiensten requiriren.

Graf.

Und dann! rechnet Ihr denn die Ehre, für das Vaterland und die heilige Sache einen Fuß geopfert zu haben, für nichts? Ach Rittmeisterchen! neben Eurem steifen Fuß stehe Ich mit meinen beiden gesunden Füßen als ein wahrer Krüppel da, ziehe den Hut ab, und rufe: hoch lebe jeder brave Mann, der mit seinem hölzernen Beine — ein eisernes Kreuz trägt!

Rittmeister.

Vivat hoch! — Tausendsackerlot! und was hindert mich denn, mit meinem hölzernen Fuß den Kriegestanz nochmals mitzumachen?

(Singend und mächtig einherschreitend.)

Wohlauf Kameraden! auf's Pferd! auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen —

## Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Prediger mit zwei Flaschen Wein, die er auf den Tisch setzt, und Elise, die Speisen auftragt.

Prediger.

Nun, meine werthen Gäste! wenn's gefällig wäre?

(Er tritt mit gefalteten Handen vor den Tisch, an welchem er sich nach einer kurzen Andacht niederläßt. Die andern folgen seinem Beispiele. Elise legt vor.

Prediger.

Uebersehen Sie gütig den Mangel silberner Löffel. Es gab eine Zeit, wo auch Ich über ein Dutzend zu gebieten hatte — aber —

Graf.

Des Feindes Raubsucht?

Prediger.

Er hat uns wenig übrig gelassen, es ist wahr. — Doch selbst seinem Feinde muß man Gerechtigkeit wiederfahren lassen: an meinen silbernen Löffeln hat er sich nicht vergriffen.

Rittmeister.

Weil er sie nicht mehr fand. Ich verstehe: Sie hatten sie bereits dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Nicht wahr?

Prediger.

(aufwe'chend, indem er die Gläſer füllt.)

Es iſt ein erfreuliches Gefühl, den Eifer zu bemerken, womit dem heiligen Zwecke von allen Seiten geopfert wird, und ſo oft ich die Zeitungen leſe, weilet mein Auge ſtets am liebſten bei dem Artikel: Vaterlandsliebe. (er ſteht auf und erhebt ſein Glas.) Heil dem Vaterlande! Heil der gerechten Sache Heil! Heil! unſerm Könige!

Die Andern (aufſtoßend)

Heil!

Graf (nach einer Pauſe).

Sie bringen mich da auf mein Lieblingsthema, Herr Prediger! auf die Frauenvereine. — Sie glauben nicht, wie zahlreich und mannigfaltig die Gegenſtände der weiblichen Kunſt und Induſtrie ſind, welche ſich in ihren öffentlichen Ausſtellungen zuſammenhäufen. Aber Eine Koſtbarkeit fand ich dort, di mir vor allen andern werth ſchien, in einem Kunſt- oder Naturalienkabinet zu glänzen, und ich kann ſagen, ich habe es mir etwas koſten laſſen, zu ihrem Beſitze zu gelangen.

Prediger.

Sie machen mich neugierig.

Graf.

Nur Geduld! Sie ſollen ſie ſogleich ſehen, denn ich führe ſie überall bei mir, weil es eine meiner Schwachheiten iſt, mit dergleichen Seltenheiten groß zu thun. — He! Fritz! — (Ein Bedienter tritt ein.) Das Käſtchen im rothen Corduan! Flugs bring mir's herauf! — hier iſt der Schlüſſel zum Coffer!

(Bedienter ab.)

Graf.

Graf.

Ich muß Ihnen ſagen: ich bin ein leidenſchaftlicher Raritätenkrämer. Sie finden in meinem Cabinet eine Sammlung der unſchätzbarſten Reliquien, beſonders weiblichen: z. B. den Fingerhut der Lukrezia, den Spinnrocken der Penelope, einen Ohrring der Suſanna, einen Pantoffel der Cleopatra, und ſogar einen von den Schneidezähnen der Xantippe.

Rittmeiſter.

Nicht auch ein Stück von Jacobs Traumleiter, oder von der Egyptiſchen Finſterniß?

Prediger.

Laſſen wir den Herrn Grafen bei ſeinem Glauben, Herr Rittmeiſter! der Glaube macht ja ſelig.

(Der Bediente bringt das Käſtchen.)

Graf.

Unter allen meinen Koſtbarkeiten aber iſt dieſe hier die koſtbarſte. (Er öffnet das Käſtchen, und zieht eine blonde Perücke hervor.) Sehen Sie da! wie gefällt Ihnen dieſe blonde Perücke?

(Eliſe zeigt Beſtürzung.)

Prediger.

Ein ſchönes Lockenhaar! — Sieh doch Eliſe! da fällt mir das deinige ein, du kleine Thörin!

Eliſe.

Das meinige war bei weitem nicht ſo lang und ſchön, lieber Vater!

Graf.

Dieſe blonden Locken, holdes Lieschen! fielen einſt als ein Opfer der Vaterlandsliebe — unter der Scheere des Mädchens, deren Kopf ſie ſchmückten.

Eliſe (ſehr beſtürzt bei Seite).

Ich bin verrathen.

Prediger und Rittmeiſter.

Wie iſt das zu verſtehen?

Graf.

Sie ſchnitt ſie glatt vom Kopfe weg, um ſie in Geld zu verwandeln, und mit dem Gelde — einen ſchwerverwundeten Preußiſchen Offizier heilen zu laſſen.

Eliſe (bei Seite).

Ich bin verrathen.

Prediger.

Eine ſchöne That!

Rittmeiſter.

Eine herrliche That! bei meiner Ehre! ich möchte das Mädchen küſſen, ich möchte vor ihr niederfallen und ſie anbeten.

Graf.

Wirklich, Rittmeiſterchen?

Prediger (heimlich zu Eliſe).

Ach Eliſa! warum thateſt du nicht ein Gleiches?

(Eliſe hält ein Tuch vor's Geſicht, und will ſich hinausſchleichen.)

Prediger.

Bleib, mein Kind! fürchte keine Vorwürfe, ich kenne ja dein Herz.

Graf.

(bei Seite, mit kaum unterdrückter Freude.)

Sie iſt's — bei Gott! ſie iſt's!

Rittmeiſter.

So ein weiblicher Heldenmuth! ſo ein Sieg über weibliche Eitelkeit, wodurch ſie ſich des ſchönſten Schmuckes beraubte!

Graf.

Und was ſagen Sie dazu, holde Eliſe?

Eliſe.

Ich?

Graf.

Gefällt Ihnen das Stückchen?

Eliſe.

Gewiß — aber —

Graf.

Aber?

Eliſe.

Dem Mädchen iſt es vielleicht nie eingefallen, daß man dieſes kleine Opfer ſo hoch anſchlagen würde.

Prediger (verweiſend).

Dieſes kleine Opfer? — Eliſa!

Eliſe.

Nun, ich meine nur Vaterchen! es koſtete ihr vielleicht weniger Selbſtüberwindung, als die Herren glauben, weil — weil die Haare ja wiederwachſen.

Prediger.

Eliſa! willſt du dieſe ſchöne That herabſetzen?

Eliſe.

Nicht doch, lieber Vater! — aber wie konnte ſie denn an-

ders, als einen entbehrlichen Schmuck weggeben, um — eine heilige Pflicht zu üben.

Prediger.

Ja, da erkenne ich meine Tochter wieder. Gewiß, meine Herren! sie hätte eben so gehandelt.

Rittmeister und Graf.

O gewiß!

Graf.

Aber nun noch Eins! — Wissen Sie auch, wer derjenige ist, dem dieses Opfer gebracht wurde?

Rittmeister und Prediger.

Nun?

Graf (auf den Rittmeister deutend).

Hier sitzt er.

Rittmeister.

Graf!

Prediger.

Ey, was Sie sagen!

Elise (freudig erschrocken).

Meine Ahnung!

Rittmeister.

Graf! Sie scherzen.

Graf.

Nein, mein Freund! ich scherze nicht. Zwar ist mir's verboten, aus der Schule zu plaudern; aber wer kann denn anders? — Kurz, Rittmeisterchen! Sie sind der Glückliche, dem zu Liebe diese blonden Locken — fielen.

Elise (bei Seite).

Ich vergehe.

Rittmeister.

Nicht möglich, Freund! — Zwar weiß ich, daß ich einem unbekannten Wohlthäter, der in der Stadt wohnen soll, meine Heilung zu danken habe — mehr konnte ich ja nie aus dem Burschen herausbringen — aber daß dem so wäre. — Wie kam es denn, daß Sie mir, unsrer vertrauten Bekanntschaft ungeachtet, das Geheimniß bisher nie entdeckten?

Graf.

Wie gesagt: des Mädchens ausdrückliches Verbot legte mir Stillschweigen auf.

Rittmeister.

Ich beschwöre Sie, Freund! nennen Sie mir diesen Engel, daß ich ihm meinen Dank stammle.

Graf.

Ja, wer dieser Engel eigentlich ist, darüber bin ich selbst noch nicht ganz im Klaren. Soweit hoffe ich ihm jedoch auf der Spur zu seyn, daß ich behaupten darf, er muß in dieser Gegend zu finden seyn.

Prediger.

In dieser Gegend?

Graf.

Nicht wahr, Rittmeister? dies ist das Dorf, wo Sie verwundet in feindliche Gefangenschaft geriethen?

Rittmeister.

Ja freilich — aber —

## Achter Auftritt.

Die Vorigen. Gutknecht.

Gutknecht (durch die Thür lauschend).

Ich will mich beurlauben, Mamsellchen! (er bemerkt den Rittmeister.) Ey Poh Tausend, Herr Rittmeister!

Elise (bei Seite).

O weh! nun ist's am Tage.

Rittmeister.

Gutknecht! — was Kukuk hast Du hier zu suchen?

Gutknecht.

Ja so möchte ich Sie fragen, wenn das Mamsellchen nicht neben Ihnen säße, und wenn der Herr Graf nicht ihre Haare in Händen hielte.

Graf (vom Tisch aufstehend).

Aha! da haben wir den Verräther.

(die andern stehen gleichfalls vom Tische auf.)

Gutknecht.

Ja winken Sie nur, Mamsellchen! Jetzt hilft ja doch kein Läugnen mehr. Sie sehen ja, wir sind verrathen. — Aber wie der Herr Graf Ihnen auf die Spur gekommen ist, das geht über meinen Verstand; denn ich kann einen heiligen Schwur darauf ablegen, daß Ihr Name bis jetzt nicht über meine Zunge gekommen ist. — Herr Graf! Sie müssen mir's bezeugen.

Rittmeister (sich vor den Kopf schlagend).

Ich Kurzsichtiger! Sie also, schöne Elise! Sie sind dieser Engel? O! lassen Sie mich Ihre Hand an mein

Herz drücken, diese Hand, die der Vaterlandsliebe ein so schönes Opfer brachte! Die Sprache ist zu arm, meinen Gefühlen Worte zu leihen.

Elise.

Beschämen Sie mich nicht, Herr Rittmeister! Gewiß Sie erheben diese That über Verdienst. Bin ich nicht tausendfältig belohnt durch die Freude, Sie geheilt zu sehen?

Rittmeister.

O wie unendlich werth ist mir jetzt dies hölzerne Bein! Denn so oft ich es ansehe, wird es mich an Ihre That erinnern. — Fürwahr! wenn jetzt ein Wunderarzt käme, der mir das verlorne wieder ansetzen wollte, ich gäbe dies hölzerne Bein nicht weg.

Prediger.

(die gefalteten Hände emporhebend.)

Ich danke dir, Gott! — Dein Knecht ist unwürdig der Freude, die du ihm bereitet hast. — Meine Tochter! deine That ist dort oben aufgezeichnet. — Herr Rittmeister! zweifeln Sie jetzt noch, daß ich ein glücklicher Mann bin?

Rittmeister.

Sie sind der glücklichste Mann, der beneidenswertheste Vater. — (mit Schmerz.) O daß ich Sie nicht auch Vater nennen darf! (er hält Elisens Hand in der seinigen, und blickt ihr mit liebetrunkenem Blick in die Augen, die sie verschamt niederschlägt.)

Gutknecht.

Aber wie ist es denn nun, Mamsellchen? Werden Sie jetzt noch den Ring von der Hand weisen? — Bei meiner Treue! Sie würden meinem armen Rittmeister einen Stich in's Herz geben. (Er steckt ihr den Ring an den Finger. Sie läßt es geschehen.)

(Der Prediger hält ſeine rechte Hand ſegnend auf Eliſens Haupt. Der Graf ergreift ſeine Linke, und legt ſie auf des Rittmeiſters Haupt.)

Graf.

So iſt es recht! — Segnen Sie ihre Kinder, Herr Pfarrer! — Denn dieſer Bund iſt im Himmel geſchloſſen.

(Der Vorhang fällt.)

# Phaläna,

oder

# Leben, Tod und Auferstehung.

---

Ein Verſuch,

den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, auf eine allgemein faßliche Art, durch die in der ſichtbaren Welt, überall herrſchende Ordnung zu erwärmen und zu beleben.

Von

Theodor Heinrich Friedrich.

---

Mit einem biographiſchen Vorwort,
nach dem Willen des Verſtorbenen von einigen ſeiner Freunde herausgegeben.

---

Auferſtehn! ja auferſtehn wirſt du
mein Staub! nach kurzer Ruh!

Klopſtock.

---

Altona, bei J. F. Hammerich
1821.

Sächsische
Landesbibliothek
15. NOV 1966
Dresden

6

Seinem Schwager,

dem

Oberlandsgerichtsrath

Herrn Schreiner

in Frankfurt an der Oder

mit Liebe gewidmet

von

dem Verfaſſer.

# Vorwort.

Es mag ungefähr ein Jahr her ſeyn, als der Verfaſſer der Phaläna mir die Handſchrift dieſes Werkes in eigner Perſon zuſtellte, und mich, unter Ertheilung unbeſchränkter Vollmacht, erſuchte, die Sorge für die Herausgabe deſſelben ſtatt ſeiner zu übernehmen, indem er, auf Rückkehr in ſeine frühern Dienſtverhältniſſe bedacht, ſich mit anderweitigen Geſchäften für's erſte nicht mehr werde befaſſen können. Mit aller der Bereitwilligkeit, die der Freund vom Freunde in ſolchen Fällen zu erwarten befugt iſt, ertheilte ich ihm das Verſprechen, dem mir ge-

worbenen Auftrage nach Kräften Gnüge zu leiſten; ohne freylich nur im entfernteſten zu ahnen, mit welchen ſchmerzlichen Gefühlen die ſpätere Vollführung deſſelben verbunden ſeyn werde. Friedrich verſchwand wenige Monate nachher, und alle Bemühungen, etwas Beſtimmtes und Zuverläſſiges über ſein letztes Schickſal zu erfahren, ſind bis auf dieſen Augenblick vergeblich geblieben. — Rückſichten, welche zu beachten und zu ehren ich mich verpflichtet glaube, verbieten es mir, eine an mich hinterlaſſene Zuſchrift ihrem ganzen Inhalte nach bekannt zu machen; doch werden ſchon einige Bruchſtücke aus derſelben, die weiter unten angeführt werden ſollen, zur Würdigung der verſchiedenartigen, über den Vermißten in Umlauf gekommenen Gerüchte hinreichend ſeyn. Hier zuvörderſt ein kurzer Abriß ſeiner frühern Lebensverhältniſſe, in ſoweit ich, theils nach eingezogenen Nachrichten, theils nach eigner Wahrnehmung, Auskunft darüber zu ertheilen vermag.

Theodor Heinrich Friedrich, geboren den 30. Oktober 1776 zu Königsberg in

der Neumark, war der sechste von zwölf Geschwistern, von denen noch vier Schwestern und zwey Brüder am Leben sind. Sein im Jahr 1815 verstorbener Vater, der ein Alter von 82 Jahren erreichte, war bis 1791 Apotheker in Königsberg und späterhin zu Cüstrin. Die Mutter lebt noch, und ist 81 Jahre alt. Mit schonender Vorsicht und Sorgfalt hat man ihr das Verschwinden des Sohnes bis jetzt zu verheimlichen gesucht.

Nachdem Friedrich sämmtliche Klassen der Stadtschule zu Königsberg durchgegangen war, wurde er in seinem 15. Jahre, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, nach Stettin in eine Wein- und Speditionshandlung gebracht. Der für ihn erwählte Lebensberuf stimmte jedoch mit seiner Neigung durchaus nicht überein, da die Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten schon frühzeitig in seinem Innern Raum gewonnen hatte. Vergeblich blieb daher, indem er dem Wunsche seines Vaters und einer in Stettin verheiratheten Schwester nur ungern nachgegeben, jede Anstrengung, seinen Widerwillen gegen das Handlungsfach zu

überwinden; der unvertilgbare Hang, von welchem sein Gemüth erfüllt war, befand sich in fortwährendem Kampfe gegen die ihm zuerkannten Berufspflichten und schon nach einem halben Jahre konnte sein Vater nicht länger umhin, ihn den Weg zu seiner künftigen Bestimmung nach eigner Wahl verfolgen zu lassen. Er besuchte jetzt das Gymnasium zu Stettin, vertauschte dasselbe aber bald darauf gegen das Joachimsthalsche Gymnaasim zu Berlin, welches damals unter der Leitung des bekannten Meierotto sich befand. Nach Verlauf von zwey Jahren, die er mit redlichem Fleiß und Eifer auf Einsammlung nüzlicher Kenntnisse verwandt hatte, begab er sich, von den ehrenvollsten Zeugnissen begleitet, auf die, späterhin nach Breslau verlegte, Universität zu Frankfurth a. d. Oder, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Sein Aufenthalt daselbst währte jedoch, da er sich in Folge seines lebhaften Temperaments zur Theilnahme an der gerade damals zwischen den dortigen Studenten und dem Militär ausgebrochenen Händeln verleiten ließ, nicht länger als ein

Jahr, worauf er ſich nach Halle begab und hier, während eines Zeitraums von zwey Jahren, ſeine juriſtiſchen Studien vollendete. Er kehrte jetzt zu ſeinen in Cüſtrin wohnenden Aeltern zurück und wurde, nach wohlbeſtandener Prüfung, bey dem dortigen Landes-Juſtiz-Collegio der Provinz Neumark als Auscultator angeſtellt. Zwar ſchien dies neue Verhältniß keineswegs geeignet, den Beſtrebungen ſeines Geiſtes Befriedigung zu gewähren; doch verſäumte er über der Hinneigung zu anmuthigern Beſchäftigungen ſeine Ausbildung als praktiſcher Juriſt ſo wenig, daß er mit dem ausgezeichneteſten Beyfalle ſein zweytes und drittes Examen beſtand, und bald darauf bey der Regierung zu Plock im ehemaligen Neuoſtpreuſſen als Aſſeſſor angeſtellt wurde. —

Wenn es jetzt immer ſichtbarer ward, daß die juriſtiſche Laufbahn überhaupt ſeiner Neigung nicht entſpreche, ſo trugen noch insbeſondre die dortigen Dienſtverhältniſſe und der Aufenthalt in einem Lande und unter einer Nation, wo ſich für ſeine innern Wünſche und Bedürfniſſe wenig Nahrung darbot, ſehr we-

sentlich dazu bey, die Unzufriedenheit mit seiner Lage aufs höchste zu treiben. Ja es erlangte, im fortwährenden Zwiste mit dem einförmig lustlosen Gange des äussern Geschäftslebens, seine Phantasie allmählich eine so überwiegende Herrschaft über ihn, daß er zuletzt den unüberlegten Entschluß faßte, seinen Amtspossten und Aufenthaltsort, ohne Vorwissen seiner Vorgesetzten, zu verlassen, um sich von nun an ausschließlich der Malerey zu widmen, zu welcher er von früher Jugend an viel Talent und Neigung gezeigt hatte. Voll Begierde, sich hierin zu vervollkommnen, begab er sich unter einem erborgten Namen nach Dresden und besuchte fleißig die dortige Bildergallerie. Er kam jedoch bald zur Ueberzeugung, mit welchen Schwierigkeiten die Erlangung der Meisterschaft in dieser Kunst verknüpft sey; auch trieb der eben so zeitig eintretende Mangel an Subsistenzmitteln ihn an, über den bedachtlos unternommenen Schritt und über sein weiteres Fortkommen reiflicher nachzudenken. Demzufolge entdeckte er seinen Angehörigen, unter der Zusicherung, daß er bereit sey, in die frühern Dienst-

verhältniſſe zurückzukehren, ſeinen Aufenthaltsort und ſeine Lage. Gern verzieh ihm der Juſtizminiſter, der ihn ſchon längſt als einen tüchtigen und brauchbaren Arbeiter im juriſtiſchen Fach kennen und ſchätzen gelernt hatte, ſeinen Fehltritt; er wurde wieder als Aſſeſſor bey der Regierung zu Plock angeſtellt, und ohne der frühern Verirrung weiter zu gedenken, kurze Zeit darauf zum Rath befördert.

Nach den im Jahr 1806 ſtatt gefundenen Unglücksereigniſſen, in Folge deren Neuoſtpreuſſen für die Krone Preuſſen verloren ging, und die in der erſtgenannten Provinz angeſtellt geweſenen Offizianten amt- und brodlos wurden, verfügte ſich Friedrich nach Berlin, wo er ſich bey ſeinem Bruder aufhielt, um ſein weiteres Schickſal abzuwarten. Nach Verlauf einiger Jahre, während welcher er ſich mit Schriftſtellerey beſchäftigte, und unter andern zwey Luſtſpiele: Hypochondrie und die Büſte des Sokrates, oder das Tribunal unſrer lieben Frauen drucken ließ, erhielt er ſeine Wiederanſtellung als Rath bey dem Oberlandesgericht zu Stettin, wo er bis

zu der im Jahre 1813 erfolgten Bloquade dieſer Stadt durch die Preuſſen, verblieb. Da die Thätigkeit des Oberlandesgerichts in Folge dieſes Ereigniſſes gänzlich gehemmt war, und das Präſidium es jedem Mitgliede des Collegiums freyſtellte, die Stadt zu verlaſſen, ſo benutzte Friedrich, dem Stettin und ſeine dortigen Amtsverhältniſſe ohnehin nie recht hatten gefallen wollen, dieſe Erlaubniß und begab ſich nach Berlin zu ſeinem Bruder zurück. Sein Aufenthalt daſelbſt war diesmal jedoch nur von kurzer Dauer; denn der Haß, den er gegen die Feinde und Bedrücker des Vaterlandes im Innern genährt hatte, erweckte in ihm zugleich die Begierde, zur Befreyung des letztern nach Kräften mitzuwirken. In dieſer Abſicht ſchloß er ſich der Lützowſchen Freyſchaar an, deren Wirkſamkeit aber bald durch den geſchloſſenen Waffenſtillestand unterbrochen wurde. Jetzt abermals nach Berlin zurückgekehrt, fing er an, mit der Geiſſel des Spottes und Witzes den allgemeinen Feind zu bekämpfen und hielt, um der in den Gemüthern ſeiner Landsleute erwachten Stimmung immer neue Nahrung zu

gewähren, die bekannten satyrischen Vorlesungen, die späterhin unter dem Titel: Satyrischer Feldzug, im Druck erschienen sind.

Der laute und allgemeine Beyfall, der diesem Werke zu Theil wurde, war allerdings kein ungültiger Zeuge von der Vorzüglichkeit der darin befindlichen Aufsätze; doch enthielt er zugleich eine verborgene und gerade für Friedrich um so gefährlichere Klippe, jemehr dessen ganzes Sinnen und Trachten von jeher auf Erreichung einer völlig unabhängigen Existenz gerichtet gewesen war. Ermuthigt durch den glücklichen Erfolg seiner ersten satyrischen Versuche, gab er aufs neue dem tief in der Seele gewurzelten Lieblingswunsche sich hin, glaubte zu immer vollkommnern schriftstellerischen Erzeugnissen mit hinlänglicher Geistesstraft sich ausgerüstet, und hoffte durch Fortübung eines Talents, das ihm Lob und Beyfall zuwege gebracht hatte, auch Auskommen und Unterhalt zu erwerben. Deshalb unterließ er es, sich um Wiederanstellung bey der Landesregierung zu bemühen, fuhr fort mit schriftstellerischen Arbeiten sich zu beschäftigen und

ließ, nebſt einigen Luſtſpielen, die jedoch kein ganz ausgezeichnetes Glück machten, nach und nach mehrere Hefte ſeines ſatyriſchen Zeitſpiegels drucken, eine Schrift, die zwar vieles Gute und Lobenswürdige, daneben aber auch ſo manche Spuren einer Flüchtigkeit enthält, die man gerade an dem Satyriker am allerwenigſten verzeihlich zu finden geneigt iſt.

Ohne durch die Zweifel und Beſorgniſſe ſeiner Freunde und Verwandten, daß das Schriftſtellerfach, als Broderwerb betrachtet, ihm keine, für die Zukunft geſicherte Subſiſtenz zu verſchaffen im Stande ſey, ſich zu irgend einer Abänderung in dem neuentworfenen Lebensplane bewegen zu laſſen, kam Friedrich, nachdem er geraume Zeit in Wien ſich aufgehalten, im Auguſt 1817 nach Hamburg, wo er, in Folge des ihm vorangegangenen ehrenvollen Rufes und ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, eine ſeinen Wünſchen ſo ganz entſprechende Aufnahme fand, daß er dieſe Stadt ſehr bald als eine zweite Heimath anzuſehen und liebzugewinnen anfing. Bey der Reizbarkeit ſeines Gemüthes konnte es jedoch nicht fehlen, daß

die anfängliche Zufriedenheit mit ſeiner Lage in der Folge durch widerwärtige Begegniſſe und Einwirkungen mancher Art getrübt werden mußte. Gewohnt, mit rückſichtloſer Freymüthigkeit ſeine Gedanken und Meinungen laut werden zu laſſen, war es ihm bey ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mehr um Kraft und Gediegenheit, als um gefällige Form der Darſtellung und Feinheit des Ausdruckes zu thun. Dieſer Umſtand, verbunden mit der nicht zu leugnenden Gewißheit, daß die Mehrzahl ſeiner neuern ſatyriſchen Aufſätze an Werth und Gehalt hinter den früher erſchienenen zurückblieb, zog ihm nach und nach von mehrern Seiten Anfechtungen und Zwiſtigkeiten zu, deren Stachel ſich ſeiner Seele viel tiefer und ſchmerzlicher eindrückte, als es bey dem leichten ſpöttelnden Tone, in welchem er gehäſſigen Angriffen dieſer Art zu begegnen pflegte, für den minder aufmerkſamen Beobachter den Anſchein haben mochte. Drey kleine Schriften, die unter den Titeln: Feigen, Sardellen und Erzählungen aus dem Reiche des Wunderbaren und Schauerlichen, in

sehr kurzem Zeitraume von ihm erschienen, gingen, obgleich sie so manches Werthvolle und Gelungene enthalten, fast unbeachtet vorüber. Ihnen folgten, dem Studium des Lucian ihre Form und Einkleidung verdankend, die dialogischen Turnspiele, welche, wenn sie gleich an Schärfe und Gedrungenheit dem zum Muster erwählten Vorbilde nicht gleich kamen, doch größtentheils, in Hinsicht ihrer Gedankenklarheit und ihres treffenden Witzes, sehr zu ihrem Vortheil an die gelungensten unter seinen frühern satyrischen Schriften erinnerten. Friedrich selbst, wie sehr auch Dünkel und Anmaßung seiner Seele fremd waren, glaubte in der Mehrzahl dieser Gespräche etwas Vorzügliches geleistet zu haben; um so tiefer kränkten ihn die mißbilligenden, zum Theil durchaus verwerfenden Urtheile, die bald nach Erscheinung dieser Schrift in mehrern öffentlichen Blättern über dieselbe sich aussprachen. Für das Zurückprallen des ausgesandten satyrischen Pfeiles mit zu geringem Maaße von Gleichmuth und Unbefangenheit ausgerüstet, und vor dem Richterstuhle der Kritik fast immer mit schonungsloser,

ſeinen Geiſteserzeugniſſen nicht ſelten allen Werth abſprechenden Härte behandelt, begann er allmählich an ſeinem Talent und Schriftſtellerberuf irre zu werden, das Selbſtgefühl verdienſtlicher Leiſtungen als Aufwallung einer thörigten Eigenliebe zu verdammen, und auch in den Zeugniſſen ſeiner Freunde nur zufällige, durch den perſönlichen Umgang bedingte, und durch ſeine geſellſchaftlichen Tugenden beſtochene Urtheile zu erkennen. Unter dieſen Verhältniſſen entſtand die vorliegende, ein bey ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen bis dahin unbetretenes Gebiet berührende Schrift, deren nähere Würdigung dem Leſer ſelbſt anheim geſtellt bleiben muß. Friedrich hatte mit ganz beſonderer Luſt und Liebe daran gearbeitet; die darin enthaltenen Ideen waren, da er es auf das gefliſſentlichſte vermied, Schriften ähnlichen Inhalts während der Arbeit zu Rathe zu ziehen, durchgängig aus der Tiefe des eignen Gemüthes geſchöpft, und im Gefühl des auf plangemäße Ausführung des Ganzen gerichteten Fleißes und Eifers, glaubte er ſich berechtigt, dieſer Schrift die freundſchaftlichſte Aufnahme verſpre-

chen zu dürfen. Statt dessen fand sich nicht einmal ein Verleger, der es gewagt hätte, das Erzeugniß eines in diesem Fache noch unbekannten Schriftstellers zum Druck zu befördern; die Handschrift kam von mehreren Seiten, ein paarmal sogar mit der unumwundenen Erklärung, daß man nur von den launigen und scherzhaften Sachen des Verf. Gebrauch zu machen wisse, mit Protest zurück, und alle Anstrengung, die Friedrich auf Ausarbeitung dieses Werkes verwandt hatte, schien, so schlimmen Vorzeichen zufolge, ein eben so unerhebliches als fruchtloses Unternehmen gewesen zu seyn. Schon längst einer Gemüthsstimmung zu geneigt, die ihn die Mißverhältnisse des Zeitlaufs sowohl, als die ihm persönlich zustoßenden Widerwärtigkeiten immer im schwärzesten Lichte erblicken ließ, bemächtigte jetzt eine dumpfe Muthlosigkeit sich seiner Seele. Den Weg zur Wiederbeförderung in seine vormaligen Dienstverhältnisse glaubte er durch vielfache, in seinen Druckschriften befindliche kühne Aeußerungen sich selbst abgeschnitten zu haben, und die Hofnung, durch schriftstellerische Arbeiten seinen

fernern Lebensunterhalt zu erwerben, ſchien vor ſeinen Augen mehr und mehr in den lichtloſeſten Abgrund ſich zu verlieren. Wer möchte liebloß genug ſeyn, ihm die düſtre Schwermuth, in die er jetzt allmählig verſank, zum Vorwurf machen oder in Folge der Art und Weiſe, wie er dem Schickſal endlich unterlag, eine Anklage gegen ihn erheben zu wollen! Entzweyt mit ſich ſelbſt, ſo wie voll Verdruß und Unmuth über den Gang der Zeitereigniſſe, an welchen er von jeher einen nur zu lebhaften Antheil genommen hatte, gedrängt von der Gegenwart und ohne Ausſicht für die Zukunft, verſchwand er plötzlich und unerwartet aus dem Kreiſe ſeiner Umgebungen, die obgedachte Zuſchrift zurücklaſſend, aus welcher diejenigen Stellen, die zur weitern Bekanntmachung ſich eignen, hier, ſeinem eignen Wunſche gemäß, ihren Platz finden mögen.

---

Vom 1. Dezember 1819.

— — — Iſt es etwa nicht jener bodenloſe Sumpf des Schlechten und Gemeinen, worin alle beſſern Strebungen untergehen? Und

ſoll der Menſchenfreund nicht endlich müde werden, wenn er ſieht, daß das redlichſte Bemühen zu nichts, als zu einem unnützen Märtyrerthume führt? — Doch ſtille davon! Auch iſt es dieſe Rückſicht nicht allein, welche mich beſtimmt, dieſer alten abgelebten und abgeſtandenen Welt valet zu ſagen — — es ſind noch andre, ganz individuelle Bewegungsgründe, welche mir ein längeres Verweilen unterſagen. Theils ſind ſie nicht ſchwer zu errathen, theils — mein Geheimniß, welches ich in die neue Welt hinübernehme.

Was alſo auch liebreiche Menſchen für ein Urtheil über meine Abreiſe fällen mögen; ich muß es ſchon über mich ergehen laſſen. Wohl dem, der mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen iſt!

Wenn Sie dieſe Zeilen leſen, bin ich höchſtwahrſcheinlich ſchon hinübergeſegelt. Muß doch einmal ſchauen, wie es da drüben ausſieht und ob dort zu finden ſey, wonach wir hier vergebens ſtreben: Freyheit, Glückſeligkeit, viele treffliche Menſchen, die vorausgegangen, und die wir irrigerweiſe für todt hielten, werde

ich dort wieder finden, ſo ſagt mir eine Ahnungsſtimme, die ganz ſicher nicht trügt. — —

Meinen Namen überlaſſe ich denen zur beliebigen Dispoſition, welche Gefallen daran finden, ihn zu anatomiren und zu ſeziren: es ſoll mich wenig kümmern. Weiß ich doch, daß ich in der Erinnerung vieler edlen Menſchen fortlebe, welche mir ein günſtiges Zeugniß nicht verſagen werden. — —

Phaldna, oder Leben, Tod und Auferſtehung. Mehrere Buchhändler haben es höflichſt von der Hand gewieſen, ohne Zweifel in der Meinung, daß ein Spaßvogel, wie ich, unmöglich etwas Geſcheidtes in der ernſten Gattung zu Stande bringen könne. — —

Um den guten Leuten, die ſich gern mit Löſung von Räthſeln und Charaden beſchäftigen, auf ein paar Abende Stoff zur Gemüthsergötzung zu verſchaffen, erſuche ich Sie, dieſen Brief zur öffentlichen Kunde zu bringen. Er ſey zugleich eine Urkunde, daß man bey ziemlich geſundem Verſtande und paſſablem Humor von dieſer alten Welt ſcheiden könne, wo der Götzendienſt des goldnen Kalbes den Dienſt

des wahren Gottes verschlingt, wo alles, selbst das Heiligste, einem herzlosen, jüdelnden und spekulirenden Geschlechte feil ist. Aber er sey zugleich eine Urkunde meines unerschütterlichen Glaubens an die neue Welt, die mich so mächtig anzieht, während diese hier abstossend auf das Gemüth eines jeden einwirkt, welcher ein höheres Ziel ahnet, dem die Menschheit entgegenstreben soll.

Auf Wiedersehen dann! Gedenket des Vorausgegangenen, und wirket nach Kräften für die gute Sache, welche unter allen Umständen die Sache der Freyheit, des Lichtes und des Rechtes ist! — der Himmel erhalte Euch und nehme sich unsers Vaterlandes und derer an, welchen die Sorge für dessen Heil von Gott anvertrauet ist!

Vom 4. Dezember.

Wer mag, so lange noch ein Athem seine Brust schwellt, von seiner letzten Hofnung sprechen? Aber wer mag auch unaufhörlich der Hoffnung Narr seyn? — —

Doch keine Anklage! habe ich nicht noch

in den letzten Tagen meines Hierſeyns Erfahrungen gemacht, die alle Bitterkeit verſüßen könnten? Habe ich nicht recht edle Menſchen kennen gelernt, die nur auf den Wink warteten, mir unter die Arme zu greifen? Habe ich nicht Verwandte und Freunde in der Nähe und Ferne, die mit dem beſten Willen — —? Aber nein! Unter allen Laſten ſcheint mir die einer Dankbarkeit, zu deren Abwälzung keine Ausſicht vorhanden iſt, die drückendſte. Ich will und mag ſie nicht auf meine Schultern laden, die ohnehin ſchon genug zu tragen haben. — Eben ſo wenig aber geitze ich nach dem Ende eines Otaag, Butler, Cervantes ꝛc. wie ehrenvoll es immer ſeyn mag, mit ſolchen Männern ein gleiches Schickſal gemein zu haben.

Mein geringes Schriftſtellertalent ſteht mit meinen Bedürfniſſen, ſo beſchränkt ſie auch ſind, in keinem Verhältniſſe, alle meine Anträge wurden von den Buchhändlern zurückgewieſen und das neuerliche Cenſur-Edikt verbannt mich aus meinem Felde, worin ich allenfalls noch mit Neigung gearbeitet hätte. —

Ergo bin ich einer jener unnützen Brodesser, deren das Vaterland ohnehin schon genug hat; ergo fort von hier! — — —

Vom 7. Dezember.

— — — Mein ganzes Uebel besteht in einem kleinen Mißverhältnisse zwischen Lebensbedarf und Lebensmitteln. Zwar bis dato habe ich noch keine Bekanntschaft mit Seiner Gestrengen, dem Hunger gemacht. Für die Zukunft aber werde ich dieser Bekanntschaft nicht gut ausweichen können. Denn

1) meine Papiere werden von den Buchhändlern nicht mehr honorirt.

2) Das Schuldenmachen und auf fremde Unkosten Zehren, item das Almosensammeln, zu deutsch: Betteln, steht einem honetten Manne nicht wohl an, und das letztere ist ohnedies in civilisirten Staaten nicht mehr erlaubt. Zu andern freyen Künsten aber, z. B. zum Stehlen habe ich weder Neigung noch Geschick.

Also: wie läßt sich jenes Mißverhältniß

anders ausgleichen, als durch eine Operation, wodurch man das Lebensmaaß auf das rechte Verhältniß reduzirt. — —

— — Die Aufforderung zu dieser Reise war nie so dringend als jetzt. Ich habe die frühern Antriebe tapfer bekämpft und mich sogar in meinen Schriften dagegen ausgesprochen. Ja ich bin noch jetzt der Meinung, daß ein leichtsinniger Abschied von der alten Welt eine schwere Sünde ist: aber die meinige wird Gott mir vergeben. — Forschet der Spur meines stillen Hinganges nicht nach! und glaubt mir: ich bin gut aufgehoben. —

Lebet wohl und gedenkt mein!

T. H. Friedrich.

---

Friedrich war, nach der innigsten Ueberzeugung aller derjenigen, die ihn näher zu beobachten und kennen zu lernen, Gelegenheit hatten, ein Mann von edlem Herzen, fern von

aller Falschheit und Gleisnerey, bescheiden und zurückhaltend in Anregung der eignen Vorzüge und stets bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen und sein unerheucheltes Wohlgefallen darüber auszusprechen. Bey aller Reizbarkeit seines Wesens, die mit den Jahren zunahm und seinen Charakter nicht selten in einem eben so falschen als unvortheilhaften Lichte erscheinen ließ, besaß er eine seltne Gutmüthigkeit, wovon er sowohl gegen seine Angehörigen, als gegen Fremde, bey mehrfachen Veranlassungen die überzeugendsten Beweise an den Tag gelegt hat. Besonders aber zeichnete er sich durch seine Uneigennützigkeit und durch sein feines Ehrgefühl aus, welches ihm nie verstattete, von seinen Aeltern oder Angehörigen, nachdem er amt- und brodlos geworden war, irgend eine Unterstützung anzunehmen. Seine Lebensbedürfnisse waren sehr beschränkt und geringfügig; so wie physische Genüsse überhaupt für ihn unter die Nebendinge gehörten, nach denen er wenig trachtete. Sein Hauptbestreben ging darauf hin, einer völlig unabhängigen

Existenz theilhaft zu werden, und eben diese Neigung war, wie bereits oben erwähnt worden ist, die Klippe, an welcher alle Versuche seiner Verwandten und Freunde, ihn wieder zur Bewerbung um eine Anstellung im Staatsdienste zu bewegen, erfolglos scheiterten. Spuren von Hypochondrie waren schon geraume Zeit vor seinem Verschwinden an ihm bemerklich gewesen und man war es nach und nach gewohnt geworden, ihn oft aus der heitersten Stimmung plötzlich in ein düsterverschlossenes Dahinbrüten und Nachgrübeln versinken zu sehen, ohne daß zu diesem schnellen Gemüthswechsel irgend ein scheinbarer Grund vorhanden gewesen wäre. Eine ungewöhnliche Röthe, die in den letzten Tagen seines Hierseyns glühend über sein Gesicht verbreitet lag, verbunden mit der krampfhaft erzwungenen Lustigkeit, die er beym Zusammentreffen mit Freunden und Bekannten blicken ließ, blieben, als zufällig vorübergehende Erscheinungen, unbeachtet, und traten, als Merkmale des in seinem Innern stattgefundenen furchtbaren Kampfes, erst dann wieder vor die Erinnerung, als es

zu spät war, ihn durch Freundesrath und Freundeshülfe von Ausführung seines unglücklichen Vorhabens zurückzuhalten. — Friede sey mit ihm und mit uns Allen! —

Oldesloe
im September 1820.

K. G. Prähel.

# Inhalt.

Vorwort des Herrn K. G. Prätzel, mit einigen biographischen Nachrichten über den Verfaſſer der Phaläna.

Erſter Abſchnitt. — Die Natur pflanzt keinen Trieb ohne Abſicht in ein organiſches Weſen, in dem Menſchen aber ſchlummern Triebe und Kräfte, die über das Irdiſche hinaus reichen, und dieſes Leben kann das Bedürfniß eines Geiſtes nicht befriedigen, der in's Unendliche ſtrebt. — Cogito et sentio: ergo — ero. . . Seite 1

Zweyter Abſchnitt. — Was uns in der Natur als Mißklang erſcheint, iſt Harmonie; was uns Stillſtand und Stockung dünkt, iſt Bewegung und Fortgang; was wir Zerſtörung, Zerrüttung, Verweſung und Tod nennen, iſt Entwickelung, Wachsthum, Wiedergeburt und Leben. . . . . S. 7

zu spät war, ihn durch Freundesrath und Freundeshülfe von Ausführung seines unglücklichen Vorhabens zurückzuhalten. — Friede sey mit ihm und mit uns Allen! —

Oldesloe
im September 1820.

K. G. Pregel.

# Inhalt.

**Vorwort** des Herrn K. G. Prätzel, mit einigen biographischen Nachrichten über den Verfaſſer der Phaläna.

**Erſter Abſchnitt.** — Die Natur pflanzt keinen Trieb ohne Abſicht in ein organiſches Weſen, in dem Menſchen aber ſchlummern Triebe und Kräfte, die über das Irdiſche hinaus reichen, und dieſes Leben kann das Bedürfniß eines Geiſtes nicht befriedigen, der in's Unendliche ſtrebt. — Cogito et sentio: ergo — ero. . . Seite 1

**Zweyter Abſchnitt.** — Was uns in der Natur als Mißklang erſcheint, iſt Harmonie; was uns Stillſtand und Stockung dünkt, iſt Bewegung und Fortgang; was wir Zerſtörung, Zerrüttung, Verweſung und Tod nennen, iſt Entwickelung, Wachsthum, Wiedergeburt und Leben. . . . S. 7

Dritter Abschnitt. Vom Widerstreite der schaffenden und zerstörenden Grundkraft. Beyde sind der erhaltenden unterthan, und diese läßt nicht zu, daß die zerstörende Kraft die Oberhand behalte. Die finstre Ansicht derer, welche in der Schöpfung nur ein großes Grab erblicken, ist daher ein leeres Hirngespinnst. S. 16

Vierter Abschnitt. — Der Kreislauf des Schaffens und Zerstörens ist nur ein scheinbarer — die zerstörende Kraft zerbricht nur die Form, um eine höhere Bildung aus ihr hervorgehen zu lassen. — Betrachtung der Stufenleiter in der Natur. . . . . S. 28

Fünfter Abschnitt. — Die Natur führt die Geschöpfe an dieser Stufenleiter aufwärts, nicht abwärts, indem sie das Edlere aus dem Unedleren entwickelt. — Beyspiele aus der Naturgeschichte. — Läuterung, Gährung, organische Entwickelung — Verwandlung, Palingenesie im Insektenreiche. . . . . S. 37

Sechster Abschnitt. — Aber die Abweichungen und Rückschritte vom Ziele der Entwickelung. — Die Bahn der Entwickelung ist weder eine Kreisbahn, welche immer auf den Punkt zurückkommt, von welchem sie ausging, noch eine gerade, die ohne Abweichung ihrem Ziele entgegenrückt: sondern eine schlängelnde oder mäandrische, welche der Abweichungen und Rückschritte ungeachtet, dennoch fortschreitet wie die eines Flusses. . . . . S. 46

**Siebenter Abſchnitt.** — Jedes Leben iſt ein Ausfluß des Naturlebens, und theilt folglich die Eigenſchaft der Unſterblichkeit mit demſelben. Nur der äußere Menſch ſtirbt, und kehrt zu den Grundſtoffen der Erde zurück, der innere geht von einer Erſcheinung zur andern über. — Warum der Menſch keine Maſchine ſeyn kann; deren Daſeyn als ſolche, mit der Zerſtörung ihrer Organe aufhört. — Die Geiſteskraft iſt eine unendliche, und kann daher nicht wie mechaniſche Kräfte durch Raum und Zeit beſchränkt ſeyn. — **Was heißt entſtehen und vergehen?** . . . . . S. 57

**Achter Abſchnitt.** — Von dem Schwinden der Geiſteskraft im Alter, und wie ſich dieſe Erſcheinung mit der Unſterblichkeit der Seele verträgt. — Das gegenwärtige Leben iſt nur eine Lebens-Station. — Die Seele verläßt den Körper nach der Ordnung der Natur eben ſo allmählig, als ſie in ihn einging. — Sie iſt ein in's Unendliche ſich entfaltender Grundkeim, der eines eigenen pſychiſchen Elements bedarf. — Wie entſtehen die organiſchen Geſchöpfe? Von der Einwirkung des Elementargeiſtes auf die Atomen vermöge des Geſetzes der Anziehung. — Von der Trennung des pſychiſchen Elements, und wie dieſe Trennung wahrſcheinlich nur eine vorübergehende iſt, welche nach dem Tode einem höheren Principe weicht. Vom Wahnſinn und ähnlichen Erſcheinungen . . . . . S. 72

**Neunter Abſchnitt.** — Von der Ausdehnungskraft der Seele, und ihrem Vermögen, über die Grenzen des ſinnlichen Gebietes hinauszuſchweifen. —

Vom Traume. — Von Geistererscheinungen und Ahnungen. — Vom Tode. — Tod ist Palingeneſie im Wege einer geistigen Läuterung. — Beantwortung des von der Einfachheit und Untheilbarkeit der Seele hergenommenen Einwurfes . . S. 93

Zehnter Abschnitt. — Rechtfertigung der Ansicht, daß im Tode eine geistige Verwandlung erfolge. — Von der Erhebung der Seele bey der Trennung von dem Körper. — Mehrere Beobachtungen, welche darauf hindeuten. — Vom Hinscheiden erhabener Seelen. . . . . S. 104

Eilfter Abschnitt. — Was wird der unmittelbare Zustand der Seele nach dem Tode seyn? — Bewußtlosigkeit, welche erst dann, wenn die Verwandlung vollendet ist, in das Bewußtseyn des neuen Zustandes übergehen wird. — Analoge Beyspiele, wodurch diese Behauptung erläutert wird. . . . . S. 113

Zwölfter Abschnitt. — Beantwortung des Einwurfes, daß mit der Erinnerung an unsern früheren Zustand auch unser individuelles Daseyn aufhöre. — Daseyn ist nicht Stillstand, sondern steter Wechsel. — Mit jedem Augenblicke sind wir andere, als wir waren. — Demselben Wechsel ist daher auch das Bewußtseyn unterworfen, und das Vermögen, es in uns zu erneuern, das Erinnerungsvermögen. — Beantwortung der Frage: ob Erinnerung und Wiedersehen zum Inbegriffe einer vollkommnen Glückseligkeit gehören, und wie sie in einer höheren Sphäre zu erwarten sind . S. 120

Dreyzehnter Abſchnitt. — Die Beantwortung dieſer Frage bedingt eine andre: welches nemlich iſt das Endziel der geiſtigen Entwickelung? — Entbindung des Geiſtes aus den Grundſtoffen der Schöpfung und ſtufenmäßige Heraufbildung deſſelben zum göttlichen Urbilde. — Das Geſetz aber, welches dieſer Entwickelung zum Grunde liegt, iſt das der geiſtigen Anziehung . . . . . 130

Vierzehnter Abſchnitt. — Wie ſich das Geſetz der Anziehung in der phyſiſchen und moraliſchen Welt zu erkennen giebt. Bey der chemiſchen Anziehung — Vegetation — thieriſchen und menſchlichen Entwickelung. — Liebe, Glaube, Freyheitstrieb, Forſchungstrieb, Kunſtſinn ꝛc. ſind nichts anderes, als Keime, welche durch höhere Anziehungskraft entfaltet werden wie der Pflanzenkeim durch Luft und Licht. . . . . S. 136

Funfzehnter Abſchnitt. — Das Endziel der Geiſter wird beſtehen in unbegrenzter Freyheit der Seele, erhaben über Raum und Zeit, über Beſchränkung und Zerſtörung, über Begierde und Leidenſchaft. — Mit unbeſchränkter Denkkraft werden wir die ganze Natur und die ganze Verkettung zwiſchen Urſache und Wirkung überſchauen. — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden daher als ein großes Ganzes vor uns liegen: daher Erinnerung an unſer vergangenes Daſeyn, daher Auflöſung aller Mißklänge des endlichen Lebens in dem unendlichen. — Die Schranken, welche die Anziehung des geiſtig-Verwandten hinderten, werden dort wegfallen: daher Wiederfinden und unzertrennliche Vereinigung mit den Geliebten, wie

mit dem Urquell aller Anziehung — mit Gott . . . . . S. 148

Sechzehnter Abſchnitt. — Die Hypotheſe der Seelenwanderung. — Verſuch, dieſelbe durch ein in der ſichtbaren Natur herrſchendes analoges Geſetz zu rechtfertigen. Beantwortung einiger Einwürfe. — Worauf deutet die auſſerordentliche Verſchiedenheit der geiſtigen und ſittlichen Anlagen, und deren Entwickelung? . . . . . S. 164

Siebzehnter Abſchnitt. — Die Hypotheſe der Transſtellation. — Vernunftgründe für dieſelbe. — Vermuthung, daß groſſe Geiſter ſchon auf andern Sternen gelebt haben. — Die entkörperte Pſyche ſchwingt ſich von Stern zu Stern, bis ſie in der Heimath angelangt iſt. — Schlußbetrachtungen . . . . . S. 176

# Erſter Abſchnitt.

**Die Natur pflanzt keinen Trieb abſichtlos in ein organiſches Weſen, in dem Menſchen aber ſchlummern Triebe und Kräfte, die über das Irdiſche hinausreichen, und dieſes Leben kann das Bedürfniß eines Geiſtes nicht befriedigen, der in's Unendliche ſtrebt.**

— Cogito et sentio:
ergo — — ero! —

Wozu dieſer unauslöſchliche Durſt nach Wahrheit? Wozu dieſer Trieb, das Tiefverborgene zu enthüllen? Wozu dieſe Sehnſucht nach einem Ziele, welches auſſerhalb des beſchränkten Lebens liegt? Wozu dieſe Kraft der Seele, die keine gemeſſenen Grenzen kennt? Wozu dieſe geheime

Ahnung einer überſinnlichen Welt, die uns ſo oft in Augenblicken beſchleicht, wo unſer Gemüth von der Sinnenwelt abgezogen iſt? Wozu dieſe Begeiſterung, die uns mit Idealen überirdiſcher Schönheit und Harmonie entzückt: wenn dasjenige, wonach die Seele ringt, nicht irgendwo vorhanden wäre?

Die Natur pflanzt keinen Trieb umſonſt in ein organiſches Weſen, und die Kraft, welche den Keim aus der Erde treibt, iſt dieſelbe, welche den Geiſt zum Lichte der Auferſtehung weckt. — Jede Kraft, jeder Trieb, jede Begierde, jede Sehnſucht und Ahnung deutet auf einen Gegenſtand, der irgendwo, wenn auch auſſerhalb der gegenwärtigen Schranken vorhanden iſt. Mag immerhin die ſtarre Erde das Saamenkorn am Hervorſprießen hindern, und im Keime erſticken: nur Geduld! der Lebensgeiſt, der ſich in ihm regte, iſt unverloren; in einem andern Daſeyn wird er zum Sonnenlichte erwachen! —

Denkt euch einen Knaben, als neugebornes Kind auf einer menſchenleeren Felſeninſel ausgeſetzt, und von Thieren aufgeſäugt. — So wächſt er in der traurigen Wildniß zum Jünglinge heran, und nur eine dunkle Ahnung lebt in ihm, daß es auſſer ſeiner Felſeninſel noch andre ſchö-

nere Länder jenseit des Meeres, und auſſer ihm ſelbſt noch andre gleichartige, vielleicht höher gebildete Weſen gebe. Einſt iſt er am Seeſtrande eingeſchlummert. Da dünkt ihn, als ſähe er am äuſſerſten Rande der Waſſerwüſte ein unbeſchreiblich ſchönes Land hervorragen. Von ſeinen blumengeſchmückten Höhen trägt der Abendwind ſüße Wohlgerüche zu ihm herüber, dichtbelaubte Bäume ſenken ſich von dem hohen Ufer herab, und ihre Arme beugen ſich unter der Laſt goldſchimmernder Früchte. — Und ſeinen wonnetrunkenen Augen ſtellt ſich ein Weſen dar, ihm ähnlich an Geſtalt, aber unendlich ſchöner und zarter, welches vom jenſeitigen Ufer herüberblickt. Sehnſuchtsvoll ſtreckt er ſeine Arme nach der Erſcheinung aus, aber er erwacht, und das ſüße Bild zerrinnt in den Lüften. In finſtrer, trübſinniger Verzweiflung ſchmachtet er nun dahin, und ohne ſein Verlangen geſtillt zu ſehen, vergeht er in dem troſtloſen Glauben, daß nur ein liebliches Wahnbild ihn getäuſcht habe, daß ſolch ein paradieſiſches Land und Weſen ſolcher Art nur im Gehirne des Träumers vorhanden ſeyen. — Es fragt ſich: Iſt nicht gerade ſein Unglaube ein Wahn? — Giebt es darum keinen Gegenſtand, der ſeinem Ideale entſpricht? — Nur hinüber-

geſchwommen! Du wirſt finden, wonach deine Seele ſchmachtet! —

— „Leidiger Troſt!" — erwiederte der Zweifler. — „Das nenne ich ein mächtiges Argument, welches von dem Verlangen nach einer erträumten Glückſeligkeit auf die Nothwendigkeit ſchließt, daß dieſes Verlangen auch befriedigt werden müſſe! Jeder Bettler träumt von Geldſäcken, die er im Lotto gewonnen: aber giebt ihm das ein Pfand, daß er einſt ein Cröſus werden wird? Jeder liebeſieche Schwärmer träumt von überirdiſchen Schönen; aber folgt denn daraus, daß ſie wirklich vorhanden, oder für ihn vorhanden ſind? Was wollt ihr Phantaſten mit euren Ahnungen und Traumgeſichten? Nach dieſer ſeltſamen Theorie müßte am Ende alles Wirklichkeit erlangen, was eine fieberkranke Einbildungskraft euch vorgaukelt, und alle die tollen Mährchen vom Feen- und Schlaraffenlande müßten zuletzt in's Leben treten. Eben ſo gaukelt euch die Phantaſie glückſelige Inſeln vor, die hinter den Grenzen dieſes Lebens liegen ſollen. Macht euch gefaßt, ſie ſind nirgends." —

Du haſt recht armer Zweifler! — Auch die neue Welt war nicht für den Europäer vorhanden, ſo lange ihm der Ozean unüberſchiffbar

ſchien: aber Columbus, oder wer ſonſt ſich mit ihm um die Ehre der erſten Entdeckung ſtreitet, ahnete ihr Daſeyn in der innerſten Seele, und erreichte glücklich das reizende Guanahani. —

So liegt auch jenes überirdiſche Reich, von deſſen Schönheit wir das Vorgefühl in uns tragen, auſſer unſerm Geſichtskreiſe: aber nur den Ozean überwunden, und wir werden hinüber gelangen. — Es iſt wahr: mancher Trieb, welchen die Natur in uns legte, ſchmachtet dahin, ohne ſeinen Gegenſtand zu erreichen, manches heiße Sehnen bleibt unbefriedigt: aber genug, daß dieſes Sehnen auf das Vorhandenſeyn des erſehnten Gegenſtandes ſchließen läßt, der nicht abſolut, ſondern nur bedingt (hypothetiſch) das heißt: in der gegenwärtigen Beſchränkung unerreichbar iſt; genug, daß jenes Vorgefühl einer Fortdauer in uns lebt, welches zuweilen ſo mächtig zum Gemüthe ſpricht, wie eine mathematiſche Schlußfolge zum Verſtande. —

Nicht alles braucht wirklich zu werden, was die Einbildungskraft uns wachend oder träumend vorſpiegelt. — Allerdings: denn die Einbildungskraft kettet ſelbſt Unvereinbares und Widerſprechendes aneinander. Ohne die Schranken der Kraft zu achten, läßt ſie uns Unerreichbares er-

reichen, physisch Unmögliches vollbringen, sie läßt uns im Traume fliegen, und unter dem Wasser wie auf der Erde wandeln. — Aber ist denn hier von Gaukeleyen der Einbildungskraft die Rede? Nicht sie, sondern die Vernunft ist es, welche jenes Vorgefühl zur Vorstellung ausbildet, und zum Glauben erhebt; die Vernunft ist es, welche uns das verheißt, was uns nach unsern Anlagen und Kräften erreichbar ist. Sie ist es, welche uns sagt: Was an dem Baume die Blütenknospe ist, die einst das Sonnenlicht entfalten wird, was an der Brut des Vogels die noch unentwickelten und unbefiederten Schwingen sind, womit sie sich einst in die Lüfte erheben wird: das sind dir, o Mensch, jene höhern Triebe und Kräfte, welche über die Grenzen der irdischen Beschränkung hinausreichen. —

Siehe jenen Fluß, der sich dort um den fernen Hügel krümmt, und als Wasserfall deinem Gesichtskreise entschwindet! meinst du etwa, daß es jenseit des Horizonts zu strömen aufhöre? Siehe den Abendstern untergehen: ist es nicht derselbe, der als Morgenstern wieder emporsteigt?

## Zweyter Abſchnitt.

**Was uns in der Natur als Misklang erſcheint, iſt Harmonie, was uns Stillſtand und Stockung dünkt, iſt Bewegung und Fortgang; was wir Zerſtörung, Zerrüttung, Verweſung und Tod nennen, iſt Entwickelung, Wachsthum, Wiedergeburt und Leben.**

„Schöne Phantaſieſpiele!“ — erwiedert der Zweifler — „Was wollt ihr Träumer mit eurem Vorgefühle von Unſterblichkeit? Spricht nicht aus der ganzen Natur, aus jeder Pflanze, die dahinwelkt, aus jedem Baume, der verdorrt, aus jedem thieriſchen Körper, der vermodert, der furchtbare Fluch der Vernichtung zu euch? Ruft nicht alles, alles, was dem ewigen Kreislaufe des Aufblühens und Staubwerdens unterworfen iſt

Ihr seyd sterblich! — Und dieser Geist, den ihr von dem allgemeinen Loose der Vergänglichkeit ausnehmen wollt: spüret ihr nicht sein Dahinschwinden früher oft, als die Kraft des Körpers von euch wich? — Wo ist sie, diese Schnellkraft und Stärke des Verstandes, diese Wärme des Gefühls, wenn der Schnee des Alters eure Scheitel deckt? Seht jenen Elenden, dessen Kraft der Wuth der Krankheit unterlag! Wo ist nun jenes Licht der Seele, welches sonst aus seinen Augen strahlte? Seht jenen sterbenden Krieger, dessen Schädel in der Feldschlacht zerschmettert wurde: wo ist nun jenes Heldenfeuer, welches so eben noch wie ein Wetterstrahl an euch vorüberzuckte? Wo ist nun jener Geist, welcher die Schlacht lenkte und beseelte? Wo ist nun der stolze Held von gestern? Seht jenen Wahnsinnigen! Wo ist nun der göttliche Funke, der, wie ihr wähnt, der Zerstörung Trotz bietet? — Ha! wenn nichts euren Wahn zum Gespötte macht, so ist es der Anblick dieses in seinen innersten Elementen zerrütteten Geistes. — Laßt ab von eurer Träumerey! und wie die Blume, die kurze Zeit blühet, um zu verwelken, wie der Baum, dessen Bestimmung ist, Blätter und Früchte zu tragen, wie das Thier, so sich beschei-

det zu genießen und ſich zu begatten: ſo laſt auch Euch an dem Glücke genügen, welches dieſe kurzgemeſſene Lebensſpanne euch gewährt! Genießet euer gegenwärtiges Leben, und verſcherzet es nicht durch thörichte Hoffnungen auf ein zukünftiges! ſetzt es nicht in ein Lotto, das euch nichts bringt, als — eine Niete!“ —

So der Unglaube. — Und wahrlich! Einwürfe dieſer Art ſind ſtark genug, den Glauben der Schwachen zu erſchüttern. — Aber auch nur den Glauben der Schwachen, deren Kurzſichtigkeit den Maaßſtab von den Erſcheinungen des engbegränzten Raumes nimmt, die ſie aus ihrem Zuſammenhange reißt, um die groſe Ordnung der Natur damit zu meſſen. — Wie kann auch derjenige, welcher ſie nur von der Schattenſeite betrachtet, nur bey Trümmern, Grüften und Leichen verweilet, eine heitere und wahre Anſicht des großen Ganzen gewinnen? Wie kann er je etwas anderes, als Tod, Zerſtörung und Misverhältniß in der Schöpfung erkennen? So ungefähr mag dem Inſekte, welches an einer Zeder hinaufkriecht, und mit ſeinen Fühlhörnern überall auf Unebenheiten und rauhe Ecken ſtößt, ein unförmlicher, mißgeſtalteter Klumpen dünken, was ein Inbe-

griff des herrlichsten Ebenmaaßes, und ein Muster erhabener Schönheit ist. —

Erhebe dich, unseliger Zweifler! aus der Tiefe jener finstern Schlucht, wo die Zerstörung hauset, besteige den Gipfel des wolkenragenden Gebirges, und blicke hinab auf das große Naturgemälde, welches sich vor dir ausbreitet! — Was dir dort unten ein grauses Chaos schien, das wird dir oben nur ein Schattenpunkt in dem reichen Gemälde seyn, der die Lichter und Farben erhöhet. — Und wenn auch dieser Anblick dir noch nicht genügt, und die Natur dir immer noch als ein ungeheures Grab erscheint, wo im ewigen Wechsel der Tod das Leben verschlingt: dann harre der Nacht, und richte deine Blicke zu jener unermeßlichen Werkstatt empor, wo nach Gesetzen, deren unauflösliches Geheimniß aller menschlichen Berechnung spottet, und alle Wunder der Mechanik zu Schanden macht, leuchtende Welten sich in scheinbarer Verwirrung und doch so harmonischer Ordnung durch einander bewegen.*) — Und

*) Man will in neuern Zeiten, ausser der Bewegung der Wandelsterne, Irrsterne und Monde, auch noch eine langsame Centralbewegung der Fixsterne um irgend einen noch unbekannten Mittelpunkt, wofür einige

wenn dann die Schauer des Unendlichen dich ergreifen, wird plötzlich der Gedanke durch deine Seele blitzen: Es ist eine schaffende und bewegende, eine ordnende und erhaltende Urkraft, von welcher diese Gesetze ausgehen! es ist — ein Gott! mögen wir ihn nun Weltgeist, Jehovah, Zeus, Allah oder Brama nennen! — Und hast du dich nun zu der Höhe dieses geistigen Standpunktes emporgeschwungen: dann betrachte von dort aus die einzelnen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange mit dieser großen Weltordnung. Was dir vorher Mißton und Unebenheit war, das wird dir nun als Einklang und Ebenmaaß erscheinen;

---

den Sirius halten, bemerkt haben. — Eine ungeheure Vorstellung, wobey der menschlichen Fassungskraft schwindelt, zumal wenn man sich als möglich denkt, daß auch diese Centralsonne vielleicht wieder mit Millionen anderen eine ähnliche Kreisbahn um irgend eine unendlich größere Sonne beschreibt, u. s. w. Denn die Tausende von Nebelflecken, welche der Seher hinter unserm Fixsternsysteme, und sogar hinter den Fixsternsystemen der Milchstraße, jenseit des unermeßlichen leeren Raumes, wahrnimmt, werden mit großer Wahrscheinlichkeit für lauter neue Fixstern- oder Sonnensysteme gehalten, und nur die Unzulänglichkeit der menschlichen Sehkraft hindert die schärfere Beobachtung.

wo du vorher nichts als Tod und Zerſtörung ſaheſt, da wird dir nun Leben und Wachsthum entſprießen; wo du vorher Stockung und Stillſtand, Auflöſung und Erſtarrung bemerkteſt, da wirſt du jetzt Bewegung und Entwickelung, Wiedergeburt und Auferſtehung ſchauen. — Es giebt keinen Tod, wie Du ihn denkſt! es giebt keinen Stillſtand, kein gänzliches Aufhören! Jeder Grashalm, der verwelkt, jeder Baum, der verdorrt, alles, was ſeine Grundſtoffe der Erde zurückgiebt, iſt mit in die große Weltordnung verſchlungen, wonach jener Planet die Sonne, und jene Biene den Blumenkelch umkreiſet. Was du aber Verweſung nennſt, was dich mit Grauſen und Abſcheu erfüllt, iſt dem forſchenden Geiſte, der den geheimen Geſetzen der Natur nachſpürt, neue Umſchaffung, Verwandlung und Uebergang zu einem neuen Daſeyn; denn er erkennt darin jene ewig ſchaffende Kraft, welche, indem ſie die feindlichen Stoffe trennt, die verwandten auf's Neue verbindet, um durch Zerſtörung des Beſtandenen ein anderes Leben hervorzurufen. Nur der menſchlichen Beſchränktheit, welche dieſe Erſcheinung von ihrem Zuſammenhange abſondert, und blos nach dem Eindrucke beurtheilt, den ſie auf die Sinne hervorbringt, kann der Anblick der Ver-

weſung grauſend und niederſchlagend ſeyn: aber einem Geiſte, der ſie in ihrer Verkettung mit der großen Natur betrachtet, muß das, wovor unſer Schwachſinn ſich entſetzt, von ſeinem höheren Standpunkte als Ordnung und Einklang erſcheinen.

Die geiſtige Zerſtörung hingegen, womit der Anblick eines Sterbenden, eines Wahnſinnigen, oder eines von Altersſchwäche und Krankheit zerrütteten Geiſtes dich ſchreckt, dieſe ſo untröſtliche Erſcheinung, welche dem Unglauben als die furchtbarſte Waffe dient, den Glauben an die Unſterblichkeit danieder zu ſchmettern: iſt es dieſe, welche dich mit Verzweiflung ſchlägt? — Läugne, wenn du kannſt, die allgemeine Wechſelwirkung in der ſichtbaren Schöpfung; läugne den geheimen Mechanismus, vermöge deſſen alle Theile derſelben, wie das Getriebe eines großen Uhrwerkes in einander greifen! — Du vermagſt es nicht, wenn gleich das Band dir unſichtbar iſt, welches dieſen Vulkan mit jenem fernen Erdbeben in Verbindung ſetzt, und den Irrſtern in unermeßlichen Bahnen um die Sonne ſchleudert. — Wie? Und du willſt den Zuſammenhang der überſinnlichen Welt wegläugnen? Und du willſt das geheime Band bezweifeln, welches die

Geister aneinanderkettet, weil es deinen Sinnen verborgen ist? Du willst behaupten: dieser Geist habe aufgehört, weil er in seiner äussern Erscheinung vor deinen Sinnen vorüberschwand? Als ob der Geist damit aufhörte, daß er sich dir nicht mehr zu erkennen giebt, wie damals, da er noch diese sterbliche Hülle beherrschte! Kennst du die Natur des Uebersinnlichen? Vermagst du den Zusammenhang zu erschauen, in welchem deine Seele mit der Weltseele steht, von welcher sie ausging? Kannst du wissen, wie die Elemente *) dieses zerrütteten Geistes sich in einer andern Region wieder harmonisch ordnen und zusammenfügen, oder mit verwandten Elementen zu einer neuen Bildung einigen? — Der Naturforscher sagt dir, daß bey der Auflösung organischer Körper die Grundstoffe sich zersetzen, und neue Verbindungen eingehen, um andre organische Wesen hervorzubringen: Wie? Und du willst die übersinnliche Natur von diesem großen Gesetze ausschließen? Siehe jenen glänzenden Krystall

*) Ich verweise diejenigen, welche sich mit diesem Ausdruck nicht vertragen können, auf den siebenten Abschnitt.

und ſeine ſymmetriſche Bildung! auch er entſtand aus den aufgelöſeten Beſtandtheilen eines andern Körpers. — Kannſt du wiſſen, ob es nicht auch einen geiſtigen Verwandlungs-Prozeß giebt, der im Reiche des Ueberſinnlichen nach ähnlichen Geſetzen verfährt? Und iſt dies nicht wahrſcheinlich, da die Natur in allen ihren ſichtbaren Erſcheinungen ſo folgerecht (conſequent) iſt? — Oder willſt du etwa behaupten, daß dieſes himmliſche Licht der Seele nicht mehr vorhanden ſey, weil es deinen Augen nicht mehr ſcheint, weil es ſich nicht mehr durch äußere Organe zu erkennen giebt? — Dann darf auch der Blindgeborne läugnen, daß das Licht der Sonne, und der Taubgeborne, daß der Ton und eine Harmonie der Töne exiſtire.

## Dritter Abschnitt.

Vom Widerstreite der schaffenden und zerstörenden Grundkraft. Beyde sind der erhaltenden unterthan, und diese läßt nicht zu, daß die zerstörende Kraft die Oberhand behalte. — Die finstre Ansicht derer, welche in der Schöpfung nur ein großes Grab erblicken, ist daher ein leeres Hirngespinnß.

— „Zugegeben!" — sagst du — — „Aber was kann uns damit geholfen seyn, wenn unsre Seele durch einen solchen Verwandlungs-Prozeß wieder in eine andre organische Form übergeht? Ihre frühere Existenz ist dahin, sie ist nicht mehr, was sie war, ihr Zustand ist verschlimmert worden, ihr Bewußtseyn ist wie ein Wassertropfen in dem Ozean der Schöpfung zerronnen. — Was hilft

es ihr, wenn ſie von ihrer vorigen Stufe herabſteigen muß, vielleicht um eines vernunftloſen Thieres Seele zu werden? Iſt der Baum, der in tauſend Stücke zerſplittert, zu Aſche verbrannt, und nach allen Himmelsgegenden zerſtreuet wurde, noch ein Baum? — Nein! — Und mögt ihr mit ſeiner Aſche auch das Feld düngen, und tauſend neue Keime aus ihr hervorſprießen laſſen: er hat aufgehört, jene ſtolze Eiche zu ſeyn, die einſt mit ihrem ſtattlichen Haupte an die Wolken ragte. Iſt der Diamant, der in dem Strahlenheerde des Brennſpiegels zu Nichts verflog, noch ein Diamant? — Verſucht es einmal, dieſes Nichts in jenen herrlich ſtrahlenden Edelſtein zurückzuſchaffen, der einſt an der Königskrone funkelte! — Iſt die Venus von Erz, die in einer Feuersbrunſt zu einer geſtaltloſen Maſſe zuſammenſchmolz, und dann in Scheidemünze verwandelt wurde, noch jenes ſeltene Kunſtwerk, das einſt aller Augen entzückte? — Iſt dieſes Geſchöpf, welches von dem Hauche der Wolluſt vergiftet, von Stufe zu Stufe bis zur feilen Verworfenheit herabſank, noch jenes engelgleiche Bild der Unſchuld und himmliſchen Reinheit, welches einſt jedes Herz mit Liebe entzündete? Und iſt dieſer Geiſt, der jetzt mit gebrochener Kraft in dem La-

byrinthe des Wahnsinnes umhertaumelt, und aus dessen sinnlosen Irreden nichts mehr von jenem Lichte des geordneten Verstandes hervorleuchtet: ist er noch, was er einst war? — Mögen sich auch seine Elemente, wie du glaubst, in einer anderen Region wieder ordnen und harmonisch zusammenfügen: die vorige Harmonie ist unwiederbringlich dahin! Mag er auch in eines Kindes Seele wieder aufleben: er ist von der Stufenleiter der geistigen Entwickelung tief herabgesunken. — Das eben ist der Stein des Anstoßes, über welchen eure schwache Menschenvernunft nicht hinweg kann; das eben ist die furchtbare Klippe, an welcher eure Weisheit scheitert. — Und wie leicht es euch immer werden mag, bis zur Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß die Seele fortdaure, das große Räthsel: Wie? werdet ihr nimmer befriedigt lösen. — Hier ist das eherne, festverriegelte Thor, aus welchem der grauenvolle Ruf: Zurück was sterblich ist! — hervorschallt; an ihm werdet ihr unaufhörlich euer Ziel finden, und in den finstern Strudel zurücksinken, der ewig gebiert, um das Geborne wieder zu verschlingen. — Lasset ab, ergrübeln zu wollen, was wohl hinter diesem Thore verborgen seyn möchte! — Solch ein unseliges Grübeln führt zur Verzweiflung

oder Verſtandesverwirrung. Denn das, was dieſes Thor euren Augen entzieht, liegt außer den Grenzen der menſchlichen Erkenntniß, wo der bangende Geiſt ſchwindelnd in die bodenloſe Tiefe hinabſchaut, worin zwey Rieſengeſpenſter hauſen: die ſchwarze dichtverſchleierte Nacht, und das leere, gähnende Nichts.“ — —

Finſtre Vorſtellung! wohl geeignet, den zagenden Geiſt von der Schwelle des Ueberſinnlichen zurückzuſcheuchen: du ſollſt mich nicht ſchrecken! — Auch Ich erkenne dieſes eherne feſtverriegelte Thor, welches mir die Ausſicht in das jenſeitige Gebiet verſperrt. Aber kein ſchreckendes Zurück! ſchallt mir aus ihm hervor, ſondern ein lockendes hindurch! — Ich leſe Zeichen an dieſem Thore, den ägyptiſchen Hieroglyphen, oder der räthſelhaften Keilſchrift an den Ruinen von Palmyra nicht unähnlich, die mir zwar noch unverſtändlich ſind, aber mich zum Forſchen einladen, und hoffen laſſen, daß etwas anderes, als jenes bodenloſe Nichts dahinter verborgen ſey, welches meinen Geiſt in den Abgrund troſtloſer Verzweiflung herabreißt. — Laß uns muthig dieſes Thores Schwelle erklimmen, und den geheimnißvollen Zeichen nachſpüren! Vielleicht zeigt ſich auch wohl eine haarbreite Spalte, die uns einen,

wenn auch noch so beschränkten Durchblick gestattet. — —

Wir bemerken in der Natur zwey Grundkräfte, die schaffende und die zerstörende. Beyde sind in unaufhörlicher Gegenwirkung. Was die eine aufbauet, das zertrümmert die andre, und was diese zertrümmert, das gestaltet jene zu einer neuen Bildung.

Aber sie sind einer höhern Urkraft unterthan, der erhaltenden, deren Wahrnehmung uns unwiderstehlich zu dem Begriffe jenes höchsten Wesens leitet, von welchem alle Weltordnung ausgeht. — Diese erhaltende Urkraft ist es, welche den Widerstreit jener beyden Kräfte in Uebereinstimmung bringt, und ohne welche die große Ordnung der Natur gar bald gestört werden würde, dergestalt, daß allgemeine Stockung und Chaos an deren Stelle treten müßte. Sie ist es daher, welche jene beyden Kräfte in ihren gemessenen Schranken erhält, welche dem Wachsthum durch Tod und Auflösung, und der Auflösung durch Wiedergeburt und Auferstehung ein Ziel setzt.

Die Pflanze, der Baum u. s. w. dürfen das ihrer Entwickelung gesetzte Ziel nicht überschreiten, diese Eiche darf nur ihre naturgemäße

Höhe und Stärke erreichen, ſie darf ſich nicht vermeſſen, mit ihren Armen in die Wolken zu greifen, und ſie in ihrem Laufe aufzuhalten; denn auch die Wolken ſollen frey daherziehen, und auch andre Gewächſe ſollen neben der Eiche aufſprießen und gedeihen. — Das Thier, der Menſch dürfen den Zielpunkt ihrer Ausbildung eben ſo wenig überſchreiten, denn auch das würde die Ordnung der Natur ſtören, vermöge deren jedem Dinge ſeine Sphäre*) angewieſen iſt. Und darum eben iſt die zerſtörende Kraft da, um das große Triebwerk in ſeinem Gange zu erhalten, indem ſie der Entwickelung, ſobald ſie über ihre Sphäre hinausgehen will, Schranken ſetzt.

Aber ſie dient nicht allein, der Entwickelung des Erſchaffenen, ſondern auch der Vervielfältigung deſſelben Schranken zu ſetzen. Sie iſt es, welche zahlloſe Leben im Keime ertödtet, und ganze aufſprießende Geſchlechter dahinrafft. Denn die zeugende Kraft ihrer Gegnerin iſt ſo unerſchöpflich, daß, wenn aus jedem

*) Sphäre: Wirkungskreis, Lebenskreis. Die Sprachkundigen mögen den öfteren Gebrauch dieſes fremden Wortes entſchuldigen, welches ich der Kürze und genaueren Bezeichnung wegen verzog.

Saamenkorne ein Gewächs, aus jeder Blüte eine Frucht, aus jedem Embryo ein Thier, ein Mensch werden sollte, bald kein Raum in der angewiesenen Sphäre vorhanden seyn würde, um die ungeheure Produktion zu fassen,*) oder doch kein Stoff, um sie zu entwickeln und zu erhalten. — Und darum eben fällt die zerstörende Kraft mit ihrem ganzen furchtbaren Rüstzeuge, mit Seuchen und Krankheiten aller Art, in das Gebiet ihrer Gegnerin ein, und eben darum ist auch der Tod, und sein Gehülfe, der Krieg, dieser große Verderber, diese schreckliche Geißel des menschlichen Geschlechts,**) ein leider nur zu nothwendiges Uebel, um in der Schöpfung aufzuräumen, und dem Nachwuchse Luft zu machen, wodurch allein das Gleichgewicht in der Natur erhalten werden kann. —

---

*) In jedem Mehnkörnchen z. B. liegt der Keim zu einer Mehnpflanzung, in jeder Eichel der Keim zu einem Eichwalde. Wo würde auf Erden Raum für andre organische Wesen bleiben, wenn alle diese Keime sich entfalteten?

**) Anmerkung. Und wie ich glaube; aller organischen Wesen, die durch Leidenschaften und Begierden in Thätigkeit gesetzt werden, wahrscheinlich also auch eine Geißel der Bewohner andrer Weltkörper.

Aber auch die zerſtörende Kraft muß ſich in ihren Schranken halten, ſie muß die Grundſtoffe der Schöpfung unangetaſtet laſſen, ſie darf ihre Wirkſamkeit nie über den Punkt ausdehnen, wo an die Stelle der Bewegung und des Wachsthums Stillſtand und Stockung eintreten würde, ſie darf den Tod nicht bis zur Vernichtung treiben, von welcher keine Rückkehr zum Leben möglich wäre; eine Idee, deren Gegenſtand eigentlich nur im Gehirne exiſtirt, weil ſie allen Geſetzen der Natur, folglich aller Vernunft widerſpricht.

Denn Vernichtung wäre abſoluter Stillſtand, völlige Ausſchließung von dem Zuſammenhange der Dinge, und dem Geſetze der allgemeinen Wechſelwirkung und Bewegung. Ein ſolches Ausſcheiden aber iſt Unſinn. Alles, was da iſt, muß auch in dem Gebiete der Natur vorhanden ſeyn, iſt folglich ihren Geſetzen unterworfen, und kann daher die ungeheure Kluft zwiſchen Seyn und Nichtſeyn nie überſpringen. — Was heißt Vernichtung? Die ganze Idee iſt ein bloß ſubjektives Erzeugniß der menſchlichen Einbildungskraft, die dasjenige, was dem Kreiſe der ſinnlichen Wahrnehmung entſchwand, und jetzt in einer andern Sphäre beſteht, als nicht mehr vorhanden, als ausgeſchloſſen aus dem Inbegriffe

der Schöpfung betrachtet, und ſie iſt daher vernunftwidrig. —

Aus allem dieſen folgt nun, daß die zerſtörende Kraft nicht die Grundſtoffe der Dinge, ſondern nur deren Zuſammenſetzung verändern, daß ſie nur die Form zertrümmern, aber die ſchaffende Kraft nie hindern kann, aus den Trümmern eine neue Form zuſammenzufügen! Allein auch hierin iſt ſie beſchränkt. Sie darf z. B. nicht ganze Gattungen oder Geſchlechter ausrotten; und wenn dies bey ihren großen Exekutionen dennoch geſchieht — (wie z. B. das ganze Rieſengeſchlecht des Mammouth, vielleicht bey der großen Natur-Revolution, welche die Erde erfuhr, völlig vertilgt zu ſeyn ſcheint) — ſo haben wir alle Urſache zu glauben, daß die ſchaffende Kraft die Lücke gar bald mit neuen Bildungen wieder ausfüllt. Daher finde ich es auch ſehr wahrſcheinlich, daß die Schöpfung bis dieſen Augenblick noch nicht abgeſchloſſen iſt, daß die Natur vielmehr ſtets neue, noch nie vorhanden geweſene Gattungen aus den Elementen hervorbildet, und das Gebiet der Naturgeſchichte ſich immer erweitert. Annehmen, daß alle dieſe unendlichen Gattungen, Untergattungen, Unterarten und Spielarten von Gewächſen und Thieren un-

mittelbar und zu gleicher Zeit aus der Hand des Weltſchöpfers hervorgegangen ſeyen, wäre kaum zu rechtfertigen. — Doch Unterſuchungen dieſer Art würden uns zu weit vom Ziele abführen. —

In dieſer unerſchöpflichen Zeugungskraft offenbart ſich daher die unbezwingliche Uebermacht, womit das ſchaffende Princip dem Zerſtörenden entgegenwirkt, indem es für Ein zerſtörtes Leben ſogleich zehn, hundert und tauſend neue aus den Schöpfungs-Elementen hervorzubringen vermag. —

Was aber ergiebt ſich aus dieſen Vorausſetzungen? Daß es eben jene erhaltende Urkraft iſt, welche nicht zuläßt, daß in der Natur Zerſtörung und Tod die Obethand über Leben und Entwickelung behaupten, und die finſtre Anſicht derer, welche in der Schöpfung nur ein großes Grab erblicken, worin alles Leben zuletzt untergehe, iſt mithin ein leeres Hirngeſpinnſt. — Wäre das zerſtörende Princip das mächtigere, dann würden die Jahreszeiten nicht mehr in der uralten Ordnung abwechſeln, dann würde der Lenz die erſtarrte Erde nicht immer auf's Neue verjüngen, dann würde die ganze Schöpfung zu einem ewigen Winter erſtarren. — Die erhaltende Urkraft iſt es, welche die anziehenden und abſtoßenden

Kräfte, gegen einander abwägt, wonach ſich die Wandelſterne und Monde um ihre Sonnen und Erden drehen; mit einem Worte: in ihr giebt ſich das unabänderliche Geſetz zu erkennen, welches die Welt regiert, und ohne ſie iſt gar keine Welt denkbar.

Wir nehmen ſie auch wahr, wohin wir unſre Augen wenden, in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt. Mögen auch Ungewitter zerſtörend daherfahren, mögen auch ganze Städte und Landſtriche im Erdbeben untergehen, mag das Meer auch ganze Welttheile verſchlingen; die Erde dreht ſich darum doch noch wie vor um ihre Axe, und weicht nimmer aus ihren gemeſſenen Kreiſen. Ja, wäre es auch möglich, daß ſie ſelbſt aus ihrer Bahn geworfen, und etwa an einem andern Weltkörper zertrümmert würde, wäre es auch möglich, daß dieſe Trümmer als Irrſterne vielleicht Jahrtauſende lang in unermeßlichen excentriſchen Bahnen das Weltall durchſchweiften: ſicher würden ſie ſich endlich zu neuen ſphäriſchen Formen abrunden, und in verjüngter Schönheit als neue Erden regelmäßig ihre Sonne umkreiſen. —

Mögen auch Krankheit, Peſt und Seuchen ganze Völkerſtämme ausrotten, mag auch der Krieg

Millionen dahinraffen: die Natur wird die Lücke bald wieder ausfüllen, und der Würgengel, welcher es darauf anlegte, das ganze menſchliche Geſchlecht von der Erde zu vertilgen, würde bald jenem mächtigeren Arme unterliegen, der in dem Erhaltungstriebe der Menſchen zuletzt einen unüberſteiglichen Damm gegen die Zerſtörungsſucht eines Weltverwüſters aufführt. — Mag auch Despotismus und Sittenverderbniß die Menſchheit weit, weit von dem Ziele des Rechten und ſittlich Schönen entfernen, mag auch im wilden Kampfe der Leidenſchaften, in dem Strudel der Raſerey, Vernunft, Tugend und Geſetz unterzugehen drohen: endlich kehren wir doch ſicher in das Geleiſe der geſelligen Ordnung zurück, und jenes erhaltende Princip, welches menſchliche Vereine zuſammenhält, wird über Anarchie, Despotenwillkühr und blindes Wuthgetümmel zuletzt immer die Oberhand gewinnen.

## Vierter Abschnitt.

Der Kreislauf des Schaffens und Zerstörens ist nur ein scheinbarer. Die zerstörende Kraft zerbricht nur die Form, um eine neue höhere Bildung aus ihr hervorgehen zu lassen. — Betrachtung der Stufenleiter in der Natur.

— „Wozu aber" — fragst du — „dieser unaufhörliche Zirkel, der zu keinem Ruhepunkte führt? Wozu dieser ewige Wechsel zwischen Schaffen und Zerstören? Wie soll ich in dieser dunkelwaltenden Urkraft, die immer aufbaut, um wieder niederzureißen, die unergründliche Weisheit des großen Baumeisters erkennen? — Beweise mir erst, daß alles dieses zu einem Endziele der Vollendung führt, daß dieser Widerstreit der Na-

turkräfte ſich zuletzt in Frieden und Einklang auflöſet: oder du haſt nichts bewieſen, und wir ſtehen immer noch an jener ſchwärzen Pforte, an welcher ich die Worte leſe: „bis hieher und nicht weiter!“ —

Ich könnte mich begnügen, dir auf dieſen Einwurf mit einem Gleichniſſe zu antworten; ich brauchte dich nur im Geiſte zu den Pyramiden von Ghize zu führen, und zu fragen: „Wozu ſind doch dieſe ungeheuren Bauwerke, an welchen nach Herodot hunderttauſend Menſchen zwanzig Jahre lang gearbeitet haben? Sollten ſie wirklich ſo ganz ohne einen entſprechenden Zweck, oder, wie einige behaupten, nur darum erbauet ſeyn, um einigen Todten als Grab zu dienen?“ —

„Das iſt nicht wahrſcheinlich“ — würdeſt du antworten — „Werke wie dieſe, die in ihrer Zuſammenſetzung ſo viel Plan und Abſicht verrathen, wiewohl ich dieſe nicht begreife, Werke, deren Aufführung ſo gewaltigen Aufwand und die Anſtrengung unzähliger Kräfte nothwendig machten, können unmöglich einem ſo erbärmlichen Zwecke gewidmet ſeyn. — Nein! Wenn auch ihre Beſtimmung nur ein Räthſel iſt: es hieße die menſchliche Vernunft verhöhnen, wenn ich glau-

ben wollte, dieſe ungeheuern Steinmaſſen wären um nichts und wieder nichts aufgethürmt worden" — „Wie?" — würde ich dir dann antworten — „Und du willſt die göttliche Vernunft zum Geſpötte machen, indem du behaupteſt, daß dieſer unermeßliche Weltenbau, gegen deſſen weiſe Ordnung jene Pyramiden nur elendes Menſchenwerk ſind, gegen deſſen Größe ſie kaum wie ein Maulwurfshügel — was ſage ich? — wie ein Sandkorn gegen die Alpen erſcheinen, ohne einen erhabenen, ihm entſprechenden Zweck aufgeführt worden ſey? — Betrachte dieſe Blume, dieſe Muſchel, dieſes Inſekt, betrachte den kleinſten Theil dieſer ſo unendlich großen und reichen Schöpfung! wieviel Ordnung und Zweckmäßigkeit, wieviel Ebenmaaß und Schönheit bemerkſt du daran! — Und dennoch iſt die dieſe hundertblättrige Roſe mit ihrem Duft und ihrer Farbengluth, und dennoch iſt dir dieſes kunſtreich gewundene Ammonshorn, und dieſe Biene mit ihrer ganzen organiſchen Geſtaltung, mit ihren bewunderungswürdigen Naturtrieben und Bildungskräften, ein dichtverſchleiertes Geheimniß. — Was aber ſind dieſe kleinen einzelnen Dinge gegen das große, unendlich mannichfaltige Schöpfungs-Ganze! — Wie? Und du Eintagsfliege!

die nicht einmal das Geheimniß dieſer Blume, dieſes Inſektes zu ergründen vermag, willſt dich vermeſſen, das groſſe Geheimniß, wonach dieſer Weltenbau geordnet iſt, ein plan- und zweckloſes Treiben zu nennen, und über die ganze Schöpfung nichts weiter ſchreiben, als das Sprüchlein von den Bergen, welche eine Maus gebähren?" — Ich frage: was würdeſt du auf dieſen Einwurf erwiedern? —

Aber ich will dich mit keinem Gleichniſſe abfertigen. Wie tief verborgen uns auch das Geheimniß der Schöpfung ſeyn mag, dennoch ſtrahlen uns einige Lichtſchimmer aus ihr hervor, die uns den Plan des Weltſchöpfers wenigſtens errathen, oder doch ahnen laſſen. —

Was ich vorher von dem Widerſtreite der beyden Grundkräfte ſagte, ſollte nur als Einleitung zu der gegenwärtigen Unterſuchung, als Baſis dienen, worauf ich die Schlußfolge gründen will, daß jener Kreislauf des Schaffens und Zerſtörens, in welchem ſich die Natur bewegt, nur ein ſcheinbares Rückſchreiten, folglich kein wahrer Zirkel ſey, der immer auf den Punkt zurückkommt, von welchem er ausging, ſondern ein allmähliges Fortſchreiten zur höheren Entwickelung; daß daher der Widerſtreit jener beyden

Kräfte kein eigentlicher Widerſtreit, ſondern vielmehr ein wahres Zuſammenwirken zu einem und demſelben Zwecke ſey. — Die zerſtörende Kraft nämlich zerbricht nur die bisherige Form, um der ſchaffenden, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in die Hände zu arbeiten, ſie iſt eigentlich nicht ihre Widerſacherin, welche ihre Zwecke vereitelt, ſondern ihre Gehülfin, welche ihr beygegeben iſt, um aus der zerbrochenen Form eine andre höher entwickelte Bildung hervorgehen zu laſſen. —

Um dieſe Behauptung zu rechtfertigen brauchen wir nur einen Blick auf die Stufenleiter zu richten, auf welcher die Natur allmählig vom Unedleren zum Edleren, vom weniger zum mehr Entwickelten, vom Unorganiſchen zum Organiſchen, vom Unbeſeelten zum Beſeelten, vom Vernunftloſen zum Vernunftfähigen übergeht. — Wie dieſer Uebergang geſchieht, das freylich iſt unſerer Wahrnehmung verborgen; wir erkennen nur die Stufenleiter ſelbſt, aber die Art und Weiſe, wie die Weſen an ihr hinaufklimmen, die Uebergänge von Stufe zu Stufe, ſind uns ein Geheimniß. Wir ſehen, daß von dem Mineral bis zur Pflanze, von der Pflanze bis zum Inſekte, zum Vogel oder vierfüßigen Thiere, und

von dieſem bis zum Menſchen, mehrere Entwickelungsſtufen vorhanden ſind: ja wir ſehen auch, wie das Unorganiſche ſich zum Organiſchen geſtaltet, wir ſehen z. B. den Baum aus der Erde hervorgehen; aber wie etwa das Pflanzenleben in das thieriſche, und die thieriſche Seele in einen menſchlichen Körper übergeht, das iſt uns verborgen.

Andre ſichtbare Erſcheinungen machen es jedoch glaublich, daß wirklich ein ſolcher Uebergang von der niedern zur höheren Entwickelungsſtufe ſtatt findet. Denn die Natur macht keine Sprünge, und von der niedrigſten Stufe unmittelbar zur höchſten überzugehen, das würde gegen die Geſetze ſtreiten, die wir in allen ihren ſonſtigen Einrichtungen wahrnehmen. Wir ſehen daher auch dieſe Stufen ſelbſt durch mehrere Zwiſchenſtufen miteinander verbunden, und die Kryſtalle und Petrefakten, die Thierpflanzen (Zoophyten) die Corallengewächſe und Polypen, die Amphibien und Fledermäuſe, die Affen und an die Thierheit grenzenden Wilden, mögen hier nur als Beyſpiele gelten, daß die Natur alle jähen Uebergänge vermeidet. —

— „Aber" — wirfſt du mir ein — „geſetzt auch, daß ſie die Geſchöpfe von Stufe zu Stufe

führt: was berechtigt dich denn anzunehmen, daß ſie dieſelben an dieſer Leiter aufwärts ſteigen läßt? Kann es nicht auch abwärts ſeyn? Iſt es nicht eben ſo wahrſcheinlich, daß ſie vom Edleren zum Unedleren, vom Entwickelten zum Unentwickelten, vom Organiſchen zum Unorganiſchen, kurz vom Menſchen zum Thiere, vom Thiere zur Pflanze u. ſ. w. zurückſchreite? Iſt es nicht eben ſo denkbar, daß ſie die Geſchöpfe von dieſer Stufenleiter, an welcher ſie dieſelben einſt hinaufklimmen ließ, jetzt wieder zum Nichtſeyn, oder zu dem lebloſen Elemente zurückführe, von welchem ſie ausgingen? Kann es nicht eben ſo wohl ſeyn, daß dieſe allgemeine Regſamkeit in der Natur nichts weniger als ein großer Entwickelungs-Prozeß, ſondern vielmehr ein großer Zerſtörungs-Prozeß ſey? Mit einem Worte: daß der Weltſchöpfer nun wieder in der Zertrümmerung des ungeheuren Gebäudes begriffen ſey, welches er einſt aufführte? —

— Um dieſen Einwurf als vernunftwidrig zu widerlegen, hätte ich eigentlich nur nöthig, dich auf jenes erhaltende Urprincip zurückzuweiſen, welches einen ſolchen Zweck nie zulaſſen würde, indem es der ſchaffenden Kraft die Ober-

hand über die zerſtörende gab. Statt deſſen aber frage ich dich: wie vertrüge ſich wohl ein Unternehmen, welches dahin gerichtet wäre, einen Rieſenbau aufzuführen, bloß um ihn wieder zu zertrümmern, mit dem Begriffe jener unendlichen Weisheit, die ſich in der ganzen Geſtaltung deſſelben zu erkennen giebt? Warum ſollte wohl ſoviel Aufwand an ein ſo vergängliches Werk verſchwendet worden ſeyn?

— „Möglich" — ſagſt du — „daß der Schöpfer es nur zerſtört, um es wieder aufzubauen, und dann wieder zu zerſtören, oder vielleicht auch, um aus den Trümmern ein vollkommneres Gebäude aufzuführen." — Aber warum — frage ich — führte er denn nicht ſogleich ein vollkommenes auf? — Und wenn es auf Zertrümmerung des unvollkommenen abgeſehen wäre: warum ſoviel Ordnung und Harmonie an eine Operation verſchwendet, die bloß auf's Niederreißen abzweckt? Wäre dieſer Zweck nicht auf kürzere, weniger planmäßige und ſyſtematiſche Weiſe zu erreichen geweſen? Wäre es nöthig geweſen, im Zerſtören ſelbſt wieder aufzubauen, zu ſchaffen, zu beleben und zu entwickeln? Konnte der Weltſchöpfer ſeinen Bau nicht durch einen einzigen ungeheuren Stoß, durch einen

einzigen Hauch seines Mundes wieder zusammenstürzen? — Und wenn er seine Geschöpfe aus dem Nichtseyn erhob, bloß um sie wieder zum Nichtseyn zurückzuführen: warum uns alle Stufen des Elendes von neuem durchwandern lassen? Könnte er uns nicht plötzlich von der obersten Stufe wieder in das Chaos zurückschleudern? Oder schuf er uns etwa nur, um sich an unsern Qualen zu weiden? Sollen wir etwa langsam zum Nichtseyn zurückgeführt werden, und erst alle Foltern und Martern erdulden, die das große Reich des Schmerzens einem empfindenden Wesen bereitet? — — Du siehst: deine Hypothese würde uns zu unvernünftigen Schlußfolgen führen. Denn soviel Größe und Erhabenheit, als wir in der Anordnung und Zusammenfügung dieses Weltbaues erkennen, läßt sich mit soviel Niedrigkeit, die sich an den Qualen eines Geschöpfes weidet, ohne die Vernunft zu beleidigen, nicht zusammenreimen.

# Fünfter Abſchnitt.

Die Natur führt die Geſchöpfe an dieſer Stufenleiter aufwärts und nicht abwärts. — Erklärende Beyſpiele aus der Chemie und Naturgeſchichte — Läuterung, Gährung, organiſche Entwickelung, Verwandlung, Palingeneſie im Inſekten-Reiche.

Aber ich will mich auf ſolche allgemeine Wahrſcheinlichkeits-Gründe, die von dem Begriffe eines höchſten Weſens abſtrahiret ſind, folglich dem Skeptiker nicht genügen, keinesweges beſchränken. Aus dem Buche der Natur will ich deinen Einwurf beantworten.

Aus dieſer ſtrahlen uns nämlich gewiſſe Erſcheinungen als Lichtblicke hervor, welche in die Nacht unſrer Beſchränkung einen Dämmrungsſchein werfen, der zu der Wahrſcheinlichkeit ge-

nügt, daß wirklich ein allmähliger Uebergang der Geschöpfe von einer Entwickelungsstufe zur andern statt finde, und daß dieser Uebergang kein Zurückschreiten, sondern ein Fortschreiten zum Vollkommneren sey.

Wir bemerken nämlich, daß unter gewissen Umständen das Edlere sich überall von dem Unedleren, das Feinere von dem Gröberen sondert, und zu einem Vollkommneren ausbildet. Wir sehen z. B., daß bey'm Hinzutritte des Feuers das reine Metall sich von den gröberen Erdtheilen, oder der Schlacke, scheidet, wir sehen, daß bey'm Hinzutritte der Luft gewisse Flüssigkeiten, z. B. der Most, in Gährung übergehen, wobey sich der geistige Stoff von der Hefe und dem Phlegma entbindet; wir sehen überhaupt, daß das Geistige oder Flüchtige stets ein Bestreben äußert, sich von dem Schwerstoffe loßzuringen, und nach einem, mit dem Gesetze der Gravitation im umgekehrten Verhältnisse stehenden, Gesetze der Sublimation oder Erhebungskraft, zu einer höheren Sphäre emporzustreben, indem es sich mit ihm verwandten geistigen Stoffen in Verbindung setzt. — Zwar wohin es sich verflüchtiget, das ist unsern Sinnen in der Regel verborgen: aber wir nehmen z. B. in dem angeführten Falle, wahr,

daß der Weingeiſt aufwärts ſtrebt, und die exaltirende, die begeiſternde Wirkung, die er hervorbringt, wenn wir ihn in uns aufnehmen, überzeugt uns, daß er mit der geiſtigen Kraft in uns ſelbſt verwandter ſey, als mit dem zurückgelaſſenen Stoffe, der endlich, von allem Geiſtigen verlaſſen, in Fäulniß übergeht.

Iſt die Auflöſung organiſcher Körper nicht eine ganz ähnliche Erſcheinung? Iſt es nicht auch hier das geiſtige, das belebende Agens, welches ſich von den Erdſtoffen loßringt? Wohin es ſich wendet, das erkennen wir zwar eben ſo wenig, als wir wahrzunehmen vermögen, wohin der entbundene Aether und das Licht der erlöſchenden Flamme entſchwindet. Aber da es offenbar mächtiger iſt, als die Materie, von der es ſich loßrang, ſo iſt es auch ſicher nur aus dem Kreiſe unſrer Wahrnehmung in einen andern übergetreten. — Du ſiehſt einen Baum verwelken und verdorren, du ſiehſt einen Menſchen dahinſterben und vermodern. — Nur dieſe, durch den Rückfall der gröberen Stoffe, welche nach dem Geſetze der Schwere zur Erde zurückkehren, hervorgebrachte äußere Erſcheinung iſt dir erkennbar: aber der innere Naturprozeß, wodurch ſich der Lebensgeiſt von jenen Stoffen ſchied, entging

deiner Wahrnehmung; du siehst nur die zerstörte Form, die zertrümmerte Wohnung, und da du nicht sahest, wie der Bewohner auszog, und wohin er umgezogen ist: so meinst du, er sey unter den Trümmern begraben. Läßt sich eine solche Schlußfolge rechtfertigen? —

Aus analogen Erscheinungen müssen wir im Gegentheil schließen, daß die Natur überall jene pädagogische Methode der stufenmäßigen Entwickelung befolgt, wonach sie aus der unvollkommneren Bildung die vollkommnere hervorgehen läßt. Was ist denn die Vegetation, oder das Entsprießen, Wachsen und Entfalten der Gewächse? Ist es etwas anderes, als das Hervorgehen einer höhern organischen Welt aus der unorganischen? — Und geht nicht wieder das höhere organische Leben des Thieres und des Menschen aus Pflanzen- und thierischen Stoffen hervor? Bedarf nicht schon der Fötus zu seiner Ausbildung und Lebenserhaltung der Nahrungs-Stoffe? Ist es nicht jener geheime Zersetzungsprozeß, mittelst dessen die Natur sie verfeinert und auf jene Bildung verwendet, die der Wohnsitz der Seele ist? — Zwar, daß das geistige Prinzip, die Seele selbst, auf diesem Wege in den Menschen übergehe, will ich nicht behaupten; hier ist nur von der höheren

organiſchen Bildung die Rede, welche er durch Aſſimilation der Stoffe empfängt. Du erwiederſt: ohne den Keim, aus welchem Pflanze, Thier und Menſch entſpringen, könnte ein ſolcher Uebergang des Unorganiſchen in das Organiſche, und des Unbeſeelten in das Beſeelte nimmermehr ſtatt finden, dieſer ſey die nothwendige Bedingung, ohne welche die Natur keine vollkommene Bildung aus den Grundſtoffen der Schöpfung erzeugen könne, unmittelbar ſey ſie es nicht im Stande. Aber geſetzt auch, daß dies ſo ganz unumſtößlich feſtſtände — (wiewohl ſich immer noch fragen ließe: woher entſtand das erſte Saamenkorn, wenn es nicht unmittelbar aus der Hand der Natur hervorging? Und woher entſtehen z. B. die zahlloſen Infuſionsthierchen in den gährenden Flüſſigkeiten, und das ganze Heer der Milben und anderen Gewürmes, ſo ſich in der Fäulniß erzeugt? Iſt hier auch immer eine Zeugung vorausgegangen?) — Geſetzt — ſage ich — deine Behauptung ſtände feſt: Was beweiſet es denn gegen den obigen Satz? Der Keim iſt nur die Grundlage oder Bedingung des organiſchen Lebens; das Leben ſelbſt empfängt er erſt durch einen ihm verwandten und in ihn übergehenden Lebensgeiſt. — Legt eine Eichel auf einen Stein: ſie wird nie

keimen und ſich entfalten; aber ſenkt ſie in die Erde, und das in der Erde wohnende vegetabiliſche Lebensprinzip wird ſie bald emporſprießen machen, und die Eiche dereinſt aus ihr hervortreiben. — Doch davon ſpäterhin ein Mehreres, wenn ich auf die Hypotheſe der Seelenwanderung komme. — Dem ſey wie ihm wolle, ſoviel ſcheint mir klar, daß die Natur aus dem Unvollkommneren ſtets das Vollkommnere entwickelt, mag dies nun unmittelbar oder mittelbar geſchehen. — Auch lehrt die Phyſiologie, daß in der unvollkommenen organiſchen Bildung ſchon die Grundlage der vollkommneren ſteckt, und wie z. B. die Wurzel des Baumes, wodurch er ſeine Nahrungsäſte aus der Erde zieht, den Gedärmen des Thieres analog, welche gleichſam die Wurzeln ſind, wodurch das Thier auf ähnliche Weiſe von innen ernähret wird, ſo hat man nicht ohne Grund die Blätter der Pflanze und des Baumes, mittelſt deren ſie die Luft ein- und ausathmen, mit den Lungen des Thieres verglichen *), und wie in dem Menſchen noch alle thieriſchen Begierden wohnen, ſo ſcheint

*) Und deutet nicht die Senſibilität und Irritabilität der Sinnpflanzen auf einen Uebergang zum thieriſchen Empfindungsvermögen?

auch in der thierischen Seele schon die Grundlage jener höheren geistigen Bildung zu liegen, welche den Menschen über das Thier erhebt. — Zu diesen allgemeinen Erscheinungen hat die Natur noch eine ganz besondere gesellet, welche ich gewissermaßen als ein sichtbares Glied in der Kette der Dinge betrachte, die sie in einen so undurchdringlichen Schleier hüllte. Ich meine nämlich die allmählige Verwandlung der kriechenden, häßlichen Raupe in den beschwingten, mit Farbenpracht begabten, Schmetterling. Dieselbe Erscheinung findet sich zwar in dem ganzen Reiche der Insekten, aber nirgend tritt sie so lebendig hervor, als bey der Palingeneſie des Schmetterlings. Hier ist offenbar Uebergang aus der niederen Sphäre des Wurmes, der im Staube kriecht, zur höheren Sphäre. — Tröstende Erscheinung! Sonnenstrahl in der Nacht unsrer Beschränktheit, als Sinnbild der Unsterblichkeit von den Dichtern aller Zeiten besungen! — Laßt uns den Raupenstand dieses Lebens, und den Puppenstand des Todes überwinden, und als goldschimmernde, leichtgeschwingte Zwiefalter werden auch Wir uns von der Erde erheben. — Wer sahe je, daß der Schmetterling wieder zur Puppe zusammen-

ſchrumpfte, aus welcher zuletzt wieder eine Raupe hervorkroch? — Freylich, was aus dem Schmetterlinge wird, wohin dieſe ätheriſche Pſyche, die kaum der irdiſchen Nahrung bedarf, die ihre farbigen Schwingen gegen das Sonnenlicht entfaltet, und von Blume zu Blume flattert: wohin ſie nun entſchwindet, oder in welches andre organiſche Weſen ſie etwa übergeht, das iſt uns wieder verborgen, hier iſt der Ring der Kette, welcher ſich an dieſen ſichtbaren anſchließt, wieder mit dem undurchdringlichen Schleier bedeckt, der uns hindert, die Natur bey jener geheimen Verrichtung zu belauſchen, wodurch ſie ein Leben in das andre übergehen läßt. Wir ſehen den leichten Körper des Schmetterlings dahinwelken, und ſeine Beſtandtheile zur Erde zurückkehren; aber was berechtigt uns denn zu glauben, daß mit jener erſten Palingeneſie ſein ganzes Daſeyn abgeſchloſſen ſey? Daß jener geiſtige Hauch, welcher ihn beſeelte, nun gänzlich zerronnen, oder etwa wieder in einen kriechenden Wurm oder eine bewegungsloſe Pflanze zurückgekehret ſey? — — Aus dieſen Vorausſetzungen ziehe ich daher die Folgerung, daß der Weltſchöpfer in allen ſeinen Einrichtungen die Erziehung der Geſchöpfe zu einer höheren Beſtimmung bezweckt, und zu dem Ende

von dem unbeseelten Stoffe ausgeht, indem er den Elementargeist über verschiedene Entwickelungsstufen aus der Region der unorganischen Welt nach und nach zum Gipfel der organischen Welt, zum Menschen erhebt, der auf der höchsten Stufe der uns bekannten sichtbaren Schöpfung steht, und mit seinem Scheitel, so zu sagen, an die Region des Uebersinnlichen, oder an das Reich der Geister ragt. — Dieses aber liegt schon ausser dem Bereiche unsrer Wahrnehmung, und giebt sich nur unserem Ahnungsvermögen und der Vernunft zu erkennen, die uns zuruft: „Was einen so mächtigen Anlauf nahm, muß wohl ein höheres Ziel haben, als dasjenige ist, welches der Tod dem irdischen Leben setzt.

## Sechster Abschnitt.

Ueber die Abweichungen und Rückschritte vom Ziele der Entwickelung. — Die Bahn der Entwickelung ist weder eine Kreisbahn, welche immer auf den Punkt zurückkommt, von welchem sie ausging, noch eine gerade, die ohne Abweichung ihrem Ziele entgegenrückt, sondern eine schlängelnde oder mäandrische, welche, der Abweichungen und Rückschritte ungeachtet, dennoch im Ganzen fortschreitet, wie die eines Flusses. —

Ich glaube mithin, daß das Geschöpf, ehe es zum geistigen Leben heranreift, erst von der niedrigsten Stufe der organischen Ausbildung, vom Pflanzenleben, zur thierischen Existenz, der ersten Stufe des Empfindungs- und Begehrungsvermögens, oder der Selbstthätigkeit nach blinden Ma-

turtrieben, von dieſer aber zum Denken und höheren Empfinden, oder zur Selbſtthätigkeit nach Geſetzen der Vernunft und ſittlichen Freyheit, erzogen werden muß, und werde dieſe Meinung ſpäterhin, wo ich von dem wahrſcheinlichen Endziele aller Entwickelung rede, durch meine Hypotheſe von dem Schöpfungs- oder Elementargeiſte, und deſſen Heraufbildung, näher zu erläutern ſuchen. Hier will ich mich zur Rechtfertigung dieſes Satzes nur auf die von Moſes Mendelsſohn in ſeinem Phädon ausgeführte Wahrheit berufen, daß die Natur alle jähen Uebergänge vermeidet, aus welcher Wahrheit ich denn die Folgerung ziehe, daß die menſchliche Seele nur durch ſtufenmäßige Läuterung des Elementargeiſtes zu dieſer Höhe der geiſtigen Ausbildung gelangt ſeyn kann. — Auch ſcheint mir hierin der Grund zu liegen, warum der Menſch im kindlichen Zuſtande erſt ganz Thier iſt, ehe er Menſch wird; und mag er auch keine Erinnerung eines früheren Zuſtandes haben, ſo iſt doch der thieriſche Anfang ſeines menſchlichen Daſeyns vielleicht nur eine Fortſetzung einer thieriſchen Vor-Exiſtenz. — So erſt erklärt ſich auch dieſer unaufhörliche Kampf zwiſchen Vernunft und blinden Naturtrieben in dem Menſchen. — Schon bey einer andern Veranlaſ-

fung habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Menſch der erſte Verſuch oder Schritt des Schöpfers zu ſeyn ſcheine, das Thier zur vernünftigen Selbſtthätigkeit und ſittlichen Freyheit zu erziehen. Aber wie das Kind, wenn es vom Gängelbande entwöhnet und ſich ſelbſt überlaſſen wird, oft ſtrauchelt und fällt, ſo iſt auch der Menſch ein dem Gängelbande des Inſtinktes entlaſſenes Thier, welches in dem Beſtreben, nach Geſetzen der Vernunft einherzuwandeln, und ſein Antlitz zum Himmel zu erheben, oft von blinder Begierde zum Straucheln und Fallen gebracht, und zur thieriſchen Verworfenheit herabgezogen wird. — So lange er in der irdiſchen Sphäre exiſtirt, wird er dieſen Widerſtreit der thieriſchen und geiſtigen Natur niemals vollkommen löſen, und indem dieſe ihn erhebt, wird jene ihn ſtets niederhalten. — Dabey iſt auch nichts Unröſtliches. Auf der jetzigen Entwickelungsſtufe kann und ſoll der Menſch noch kein vollkommenes Weſen, kein Engel ſeyn. Langſam reifen die Geiſter, und irdiſche Weisheit beſchränkt ſich auf das eifrige Beſtreben, die thieriſche Natur ſo weit in uns zu bekämpfen, daß, wenn einſt dieſe Form zerfällt, wir ſogleich in eine höhere Sphäre überzugehen fähig ſind, und nicht länger in der niede-

ren,

ren, an die Thierheit grenzenden, zu verweilen brauchen. Ich halte daher die ſchöne Idee, daß das Leben eines Weiſen ein abgeſchloſſenes Kunſtwerk ſeyn ſolle, für mehr dichteriſch als wahr: denn bey unſerer Miſchung von Schwerſtoffen und ätheriſchen möchte ſelbſt ein Sokrates kein ſolches Kunſtwerk liefern. — Nur der Stifter unſrer Religion vermochte dies, aber Er war ja ein aus höheren Sphären herabgeſtiegener Geiſt, an dem nichts Irdiſches war, als der Leib, den er zur Wohnung wählte, um uns in menſchlicher Geſtalt für ewige Zeiten ein Vorbild der Tugend aufzuſtellen und ein Licht der Wahrheit anzuzünden. — In der That! ein ſchöner, höchſt erhabener Gedanke, der der Religion der Chriſten zum Grunde liegt! — — *)

Jetzt aber wollen wir uns zur Beantwortung der ſchwierigen Frage wenden:

Wie ſoll man den beſtändigen Rückfall von einer bereits errungenen Entwickelungsſtufe zu einer niederen, mit jenem Geſetze des Fortſchreitens zuſammenſtimmen?

---

*) Auf dieſe Idee werde ich ſpäterhin bey der Hypotheſe der Trauéſtellation noch einmal zurückkommen.

Wir bemerken nämlich, daß die Natur die Geschöpfe zu einer gewissen Höhe der Ausbildung erhebt, und sie dann wieder zurücksinken läßt; wir sehen, daß die Pflanze, der Baum und das Thier sich bis zu einem gewissen Punkte entfalten, und dann verdorren, verwelken, hinsterben und vermodern; wir sehen, daß die körperliche sowohl als die geistige Kraft bis zum Gipfel des menschlichen Lebens sich immer mehr ausbildet, und dann allmählig nachläßt, und zuletzt gänzlich ausgeht; wir sehen einen hellen und vielfach ausgebildeten Verstand an der Klippe des Wahnsinns scheitern; wir bemerken überhaupt, daß der Mensch auf manche andre Weise von seinem Ziele zurückkommt, nämlich, indem er entweder den Sinn für das Erhabene und sittlich Schöne, welches er in sich ausbilden soll, der Herrschaft der Begierde unterwirft, und wieder zur Thierheit herabsinkt, oder indem Leidenschaft und Wahn ihn in die Irrwege der Unvernunft abschweifen lassen; wir sehen ein herrliches Gemüth in Lastern untergehen; wir sehen eine hohe geistige und moralische Kraft zu sinnlosen und verderblichen Zwecken mißbrauchen, und so weiter. —

— „Alles das" — so spricht der Zweifler — „sind doch offenbar Rückschritte und höchst trostlose

Erſcheinungen, die deine Hypotheſe von der fortſchreitenden pädagogiſchen Entwickelung zu Schanden machen, und augenſcheinlich beweiſen, daß die Natur uns in einem beſtändigen Zirkel immer wieder auf den Punkt zurückführt, von dem wir ausgingen. — Hier, hier alſo liegt der Knoten, und die gründliche Beantwortung dieſes Einwurfes iſt der eigentliche Stein der Weiſen!" — —

Ich bin nun zwar weit davon entfernt, dieſen Knoten löſen, dieſen Stein der Weiſen entdecken zu wollen: vielleicht aber gelingt mir's, den Weg, auf welchem man dazu gelangen kann, näher anzudeuten. —

Ich habe behauptet, daß die zerſtörende Kraft nur die bisherige Form zerbreche, um aus den Trümmern eine andre höhere Bildung hervorgehen zu laſſen; und hier iſt der Ort, wo ich dieſen Satz gegen deinen Einwurf zu vertheidigen ſuchen werde.

Die Bahn nämlich, auf welcher ſich die Natur im Laufe der Entwickelung bewegt, iſt weder eine gerade, die ohne Abweichung ihrem Zielpunkte entgegenrückt, noch eine Kreisbahn, die immer auf den vorigen Punkt zurückkommt, ſondern eine ſchlängelnde oder mäandriſche, die nach verſchiedenen Richtungen ab- und auch

wohl zurückweicht, aber dieser Abwege und Rückschritte ungeachtet, im Ganzen genommen dennoch fortschreitet und endlich zum Ziele gelangt, wie z. B. die Bahn eines Flusses, der sich hin und her windend, doch endlich das Meer erreicht. — Schon von einem tiefblickenden Geschichtsforscher *) ist die Bemerkung gemacht worden, daß die Rückschritte des menschlichen Geschlechts nur scheinbar seyen, daß es sich vielmehr in einer Art von Knotenlinie dem Ziele der Entwickelung zu nähern scheine. — In der geistigen Welt findet jedoch keine Bewegung nach gemessenen und abgezirkelten mathematischen Linien statt, vielmehr lehren alle Beobachtungen, daß die Natur das menschliche Geschlecht sowohl, als den einzelnen Menschen in allerhand mäandrischen und labyrinthischen Krümmungen oder Schlangenwindungen dem Ziele entgegenführt; ja dies scheint der Weg zu seyn, auf welchem sie die Geschöpfe überhaupt durch die verschiedenen Kreise der Entwickelung leitet. Diese Entwickelungs-Kreise erweitern sich jedoch, je höher das Geschöpf zum Vollkommneren emporsteigt. Die Pflanze z. B., welche sich bloß nach chemischen und mechanischen Ge-

*) Herder.

ſehen entfaltet, und in der Regel weder Bewegung, noch, wie wir glauben, Empfindung hat *), bedarf offenbar nur eines weit beſchränkteren Wirkungskreiſes, als das Thier, welches ſchon zur Selbſtthätigkeit berufen iſt. Die thieriſche Sphäre aber iſt wieder ſehr eng gegen die des Menſchen, der zur Entwickelung ſeiner höheren Anlagen auch einen ungleich größeren Wirkungskreis nöthig hat, welcher ſich immer mehr erweitert, je höher er zum Scheitelpunkte deſſelben emporſteigt. Daraus folgt aber zugleich, daß in der Sphäre des Menſchen auch unendlich mehr Abweichungen, Verirrungen und Rückſchritte möglich ſeyn müſſen, als in der des Thieres, welches ſich faſt nur in den Schranken des blinden Naturtriebes hält. Und das iſt auch nothwendig. Denn das Ziel der menſchlichen Entwickelung kann nicht auf ſo kurzem Wege erreicht werden, als das des Thieres und der Pflanze. Der Menſch ſoll ſich in dem ihm angewieſenen Kreiſe erſt gehörig ausbilden, ſeine Kräfte üben und nach allen Richtungen entfalten, ehe er zum Uebertritt in eine höhere Sphäre geſchickt wird. Nur durch das Labyrinth

*) Die mimosa pudica (verſchämte Sinnpflanze) ſcheint eine Ausnahme zu machen.

des Irrthums gelangt der Mensch zur Wahrheit, nur auf den Umwegen der Thorheit zur Weisheit, nur durch die Klippen und Sandbänke des Schicksals und der Leiden zur Tugend, kurz: durch Schmerz will uns der Schöpfer erziehen, durch Mißgeschick will er uns belehren und durch Verirrung und Fehltritt uns den Werth des Bessern finden lassen. Daß wir dabey mitunter im Straucheln und Fehltreten hart fallen, daß wir an den Klippen und Sandbänken hie und da scheitern, daß wir in dem Labyrinthe zuweilen den Faden verlieren, und weit vom Ziele abirren: das ist sehr natürlich, und nichts, was dem Gesetze des allmähligen Fortschreitens widerspricht. Denn wie gefährlich wir auch scheitern, wie weit wir uns auch verirren mögen: ein gänzliches Zertrümmern und Untersinken, eine Verirrung ohne Rückkehr und Rettung ist unmöglich, weil die anziehende Kraft, welche uns aus der niederen in die höhere Sphäre erhob, eben darum auch die stärkere seyn muß, folglich über die zurückziehende oder Schwerkraft die Oberhand hat, und einen gänzlichen Rückfall nie zuläßt.

Mag also der Mensch von dem Ziele der Vernunft und des sittlich Schönen auch noch so weit abweichen: er ist einmal an die höhere

Sphäre gebannt, wiewohl er noch lange in der niederen, an die Thierheit grenzenden, Region derſelben herumtaumeln kann, und wie ruchlos und verkehrt er auch handeln möge, nie kann die Rückkehr zur Tugend und Vernunft ihm gänzlich verſperret ſeyn. —

Laßt alſo immerhin unſer Fahrzeug zertrümmern: das, was in ihm wohnt, der Geiſt, iſt vor dem Untergange geſichert, jene höhere Kraft, welche ihn aus den Grundſtoffen der Schöpfung hervorrief und zu ſich heranfbildete, jener mächtige Arm des ſchaffenden und erhaltenden Weltgeiſtes hält ihn über dem Reiche einer rettungsloſen Zerſtörung empor. — Denn Geiſt und Stoff ſind ganz verſchiedene Dinge; der erſtere iſt über den letzteren erhaben, und kann ſo wenig ſeine Natur verändern und die Eigenſchaft des letzteren annehmen, als der Geiſt, welcher ſich von der Hefe ſchied, zur Hefe werden kann. — Iſt er es nicht, welcher die ganze Schöpfung belebt? Und iſt er nicht immer mächtiger, als der Stoff, den er durchdringt? Iſt er es nicht, der in der Luft, im Lichte und im Feuer waltet? Iſt er es nicht, welcher hier donnernd und zerſtörend die eiſerne Kugel vor ſich hertreibt, dort die Eingeweide der Erde zerreißt, und Felsmaſſen zu den

Wolken ſchleudert? Iſt er es nicht, welcher im Gewitter daherbrauſet und die Lüfte reinigt? Iſt er es nicht, welcher dieſen Baum aus der Erde hervortreibt, und ſeine Arme zum Sonnenlichte entfaltet? Und iſt er es nicht, welcher jenen Berg von Fleiſch und Bein in Bewegung ſetzt und beſeelt? Wie unendlich aber iſt nicht jener geläuterte Schöpfungsgeiſt, welcher in dem Menſchen wohnt, über denjenigen erhaben, welcher in der lebloſen und thieriſchen Natur waltet! wieviel mächtiger muß er ſeyn, da er alle jene blinden Naturkräfte beherrſcht und ſich dienſtbar macht! Und iſt es daher wohl denkbar, daß er mit dem Stoffe das Schickſal des Unterganges gemein haben ſollte?

## Siebenter Abſchnitt.

Jedes Leben iſt ein Ausfluß des allgemeinen Naturlebens, und theilt folglich die Eigenſchaft der Unſterblichkeit mit demſelben. Nur der äußere Menſch ſtirbt und kehrt zu den Grundſtoffen der Erde zurück, der innere geht von einer Erſcheinung zur anderen über. — Warum der Menſch keine Maſchine ſeyn kann, deren Daſeyn, als ſolche, mit der Zerſtörung ihrer Organe aufhört. — Die Geiſteskraft iſt eine unendliche, und kann daher nicht wie mechaniſche Kräfte durch Raum und Zeit beſchränkt ſeyn. — Was heißt entſtehen und vergehen?

„Wo biſt du hingeſchwunden, Heldenſeele! die ſo rüſtig auf dieſem Planeten gekämpft und gerungen? In welcher Region des Unermeßlichen wohnſt du jetzt? Oder weilſt du vielleicht noch unter uns, und biſt uns in einem anderen Leben

wieder erſtanden?" — So rief ich im Geiſte dem Schatten Blüchers nach. —

Aber mit geheimen Grauen faßte mich der Gedanke: „War es vielleicht wie alles, was blüht und welkt, nur eine flüchtig vorübergehende Erſcheinung, die nun in das Reich des Weſenloſen zerronnen iſt?" — Ich ſahe die entſeelte Geſtalt deſſen, der einſt ſo lebenskräftig in unſerer Mitte gewandelt, ſtarr und regungslos auf dem ſchwarzbekleideten Katafalk ausgeſtreckt. — Ach! dieſer helle Kerzenſchimmer, welchen die Candelabern auf dein bleiches Antlitz ſtreuen, kann das erloſchene Licht deiner Augen nicht wieder anzünden! die balſamiſchen Naturkräfte, wodurch Menſchenkunſt der Verweſung Schranken ſetzt, können die entſchwundene Federkraft deiner Seele nicht zurückzaubern! — Verhallet auf ewig iſt dein begeiſternder Feldruf! machtlos ruht dein gutes Schwerdt, einſt der Feinde Schrecken, nun bey dem erſchlafften Arme. Denn von dem Schlafe der Todten iſt kein Erwachen!" — „Verzage nicht!" — rief eine Stimme in mir. — „Nur der äußere Menſch ſtirbt, der innere iſt unſterblich! —"

Dieſe Vorſtellung bildete ſich zu folgender Gedankenreihe aus.

Der Menſch, als ſinnliche Erſcheinung, iſt etwas durchaus Unbeſtändiges und Wandelbares zu den Grundſtoffen der Erde zurückkehrend, und dem ewigen Kreislaufe des Blühens und Verwelkens unterworfen, wird er wieder Staub und neuer Bildungsſtoff für andre organiſche Weſen.

Auf ſolche Art kann uns aus der Aſche eines geliebten Todten die Cypreſſe entſprießen, mit deren Zweigen wir ſein Denkmal kränzen, oder die Traube, mit deren Geiſte wir ſein Gedächtniß feiern. — Und hierbey iſt nichts, wovor die Einbildungskraft ſich zu entſetzen braucht. — Denn die Natur iſt eine unerſchöpfliche Bildnerin, und wenn ſchon der Menſch aus den 25 Buchſtaben des Alphabets jene zahlloſen Wortfügungen, und aus dem engen Umfange der Grundtöne jene unendliche Verſchiedenheit der Harmonien bildet, ſo iſt das immer noch ein armſelig Spiel gegen die ſchaffende Kraft, womit die Natur durch ſtete Zerſetzung und Umwandlung des Stoffes neue und immer neue Gebilde hervorzaubert. —

Anders verhält es ſich mit dem innern, oder überſinnlichen Menſchen. Denn dieſe unerſchöpfliche Bildungskraft der Natur, welche den

äuſſern Menſchen hervorbrachte und beſeelte, dieſer Odem Gottes, welcher die ganze ſichtbare Welt durchdringt, und ohne welchen der Stoff todt und bewegungslos erſcheint: was iſt er anders, als eben jenes ewige und unſterbliche Leben, welches von dem Urquell aller Entſtehung und Entwickelung, von dem Weltgeiſte, ausgeht, und ſich in ſeinen zahlloſen Geſchöpfen durch eben ſo viele Erſcheinungen offenbaret. — Jedes einzelne Leben, es mag ſich regen, wo es wolle, in der Pflanze wie im Thiere, im Menſchen wie im Seraph, iſt daher nur ein Ausfluß des unverſiegbaren Lebensſtrohmes,*) den wir die Natur oder das allgemeine Weltleben nennen, und theilt folglich die Eigenſchaft der Unendlichkeit mit demſelben.

Gleich dem Blutumlaufe im menſchlichen Körper geht dieſe große Lebenscirculation durch das grenzenloſe Gebiet der Schöpfung, und pulſirt als entfernte Ader in dem beſonderen Daſeyn eines jeden Geſchöpfes. — Leiſe und verborgen wie die ätheriſchen Ströhmungen des Luftraumes, wogt dieſer Lebensſtrohm, dem allmäch-

*) In unſrer irdiſchen Beſchränktheit können wir das Ueberſinnliche nur durch ſinnliche Gleichniſſe erklären.

tigen Geſetze der Anziehung gehorchend, durch alle Reiche der Natur einem fernen Ziele entgegen. In ſeinem raſtloſen, unaufhaltſamen Laufe durchdringt er den Stoff als bildendes und beſeelendes Princip, und jedes einzelne Leben, nachdem es ſeinen Entwickelungskreis durchlaufen, nimmt es wieder in ſich auf, und führt es durch immer neue Gebiete dem unſichtbaren Ozean zu. — Derſelbe Lebensſtrohm iſt es, der ſich ſchon in der niedrigſten Region der Entwickelung, in dem Wachsthume der Kryſtalle, Erze und Geſteine offenbaret, und hier ſeine engen Kreiſe durchläuft; es iſt derſelbe, der in der organiſchen Welt, in dem Pflanzen- und Thierreiche ſeinen weiteren Umlauf hält: es iſt derſelbe, der aus dem Thierreiche in das Gebiet der Menſchheit hinüberſtröhmt, und nachdem er ſich auf ſeinem Zuge immer mehr und mehr geläutert, und immer Edleres und Vollkommneres erzeugt hat, zuletzt in das Reich des Ueberſinnlichen hinaustritt.

Jedes Leben alſo iſt in dem Weltleben begriffen, und dem Geſetze der allgemeinen Thätigkeit unterworfen, die ihren Impuls von jenem feſten Mittelpunkt empfängt, den wir als die Seele des Univerſum's betrachten. Wie die kleinſte und entfernteſte Arterie in Verbindung und Wech-

selwirkung mit dem Herzen steht, so das Leben des kleinsten Geschöpfes mit dem Gesammtleben. Der Körper aber erkrankt, der Blutumlauf wird gehemmt; Herz und Pulse stocken, das Leben entschwindet. — Nicht so das Naturleben. Dieses kann nie versiegen, seine Pulse können nimmer stocken; denn es ist ein in sich selbst abgeschlossenes Leben, welches die Bedingungen eines ununterbrochenen Fortganges, die Elemente einer ewigen Verjüngung und Erneuerung, einer ewigen Ergänzung und Wiedergeburt in sich trägt. — Folglich muß auch das in jedem einzelnen Geschöpfe wohnende Leben, als dem Ganzen angehörig, ein unsterbliches seyn.

Nur die äußere Gestalt, in welcher es sich darstellt, geht, als solche, in das Reich des Wesenlosen über, (es wäre denn, daß sich dieselben Atomen je wieder zu demselben Ganzen zusammenfügten) aber was diese Erscheinung hervorbrachte und belebte, der Schöpfungsgeist schreitet rastlos von einer Erscheinung zur andern fort. —

So gelangen wir, wenn wir diesen unaufhörlichen Cirkel, des Entstehens und Vergehens, worin sich die sichtbare Welt bewegt, mit ungetrübtem Auge betrachten, zuletzt auf einen Stand-

punkt, von wo aus wir in dem ſinneverwirrenden Taumel vorübergehender Erſcheinungen endlich das Geſetz der Beſtändigkeit erkennen, nämlich in jener unabläſſig fortbildenden Urkraft, welche ſich im Ganzen wie im Einzelnen offenbaret, und einem Geſammtziele der Vollkommenheit entgegenſtrebt. — Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet: was anders iſt nun der entſeelte Körper, deſſen Anblick dir Grauen erregt, als ein abgenutztes und weggeworfenes Gewand, welches der vorige Eigenthümer mit einem beſſeren vertauſchte?

Oft zwar ſtehen wir vor dem äuſſeren Menſchen, wie der Knabe vor dem Gehäuſe einer Flötenuhr, deren inneres Getriebe ihm ein unerklärbares Räthſel dünkt. Auch uns iſt das Geheimniß dieſes Mikrokosmos verſchloſſen, und nur der Werkmeiſter hat den Schlüſſel dazu. — „Was iſt es doch, ſo ſich da drinnen regt und bewegt? Was erklärt uns ein Wunder, zu deſſen Erklärung alle Geſetze der Mechanik nicht ausreichen? Wie entſtand dieſe Seele? Und wohin entſchwindet ſie, wenn ihr Gehäuſe zertrümmert wird?" — So fragen wir uns beängſtigt. Denn das eben iſt unſer gröſstes und innerſtes Bangen, daß mit dem Ruin des Gehäuſes zugleich jede Spur der in ihm vorhanden geweſenen Lebensur-

sache, mit dem Einsturz des Gebäudes zugleich jede Spur seines Bewohners verschwunden ist. — Wenn ein mechanisches Werk zertrümmert vor uns daliegt, so erkennen wir immer noch die Ursache des unterbrochenen Mechanismus in der Schwerkraft oder Federkraft derjenigen Theile, deren Zusammenstimmung jetzt gestört ist; noch jetzt können wir das Gesetz und Geheimniß der Bewegung erforschen, die Zerstörung wieder heilen, und das vorige mechanische Werk wieder herstellen. — Aber die Zerstörung dieses Organismus, worin einst die Seele wohnte, spottet unsers Scharfsinnes und unsrer Heilkunst; unwiederbringlich ist seine Federkraft dahin, und nichts vermag den Lebenshauch in den entseelten Körper zurückzubannen.

Doch gerade diese Betrachtung, statt uns niederzuschlagen, sollte uns vielmehr erheben. Denn eben die Gewißheit, daß der Geist sich nicht bannen läßt, eben die Gewißheit, daß die Gesetze des Endlichen zur Erklärung dieses Geheimnisses der Bewegung nicht zureichen, verbürgt ja die Unendlichkeit der bewegenden Ursache. Mechanische Kräfte vermögen wir zu bannen, denn sie sind endlicher Natur, sie haben ihren Ursprung und ihr Ziel in dem begrenzten

Ge-

Gebiete der Körperwelt.*) Als endliche, blinde und willenloſe Naturkräfte ſind ſie der unendlichen Kraft, der geiſtigen, unterthan, der Menſch kann ſie leiten und lenken, meſſen, wägen und beſchränken, kurz: er kann ſie in den Kreis der Bewegung bannen, welchen er ihnen vorſteckt. — Nicht ſo der Geiſt! — er iſt weder auf Raum noch Zeit beſchränkt. — Wer kann ſagen: dort entſpringt er, und bis dahin reicht er? Wer kann ihn meſſen und wägen? Und wer kann ihn feſthalten, wenn er ſeine irdiſche Wohnung verläßt? — Mit keinen beſchränkten Sinneswerkzeugen vermagſt du ſeinen Pfaden nachzuſpüren. Darum eben muß er höherer Natur ſeyn, als das Irdiſche, und weil die Macht der Zerſtörung nicht über die Grenzen des Endlichen hinausgeht, ſo muß er ſelbſt auch außer dem Bereiche der Zerſtörung ſeyn.

Warum alſo ſchreckt dich der Verfall ſeiner

*) Selbſt die Gravitations-Kräfte, wodurch ſich die Planeten in ihren weiten Bahnen bewegen, ſind nur mechaniſche, gemeſſene und auf Raum und Zeit beſchränkte. Der Menſch mit ſeiner unendlichen Geiſteskraft mißt dieſe Bahnen, und weit über ihre Grenzen hinaus trägt ihn der Gedanken-Flug.

Wohnung? Warum ſchrecken dich Tod und Grab? — Willſt du die ungemeſſene Kraft, die keinen Stillſtand und kein Maaß kennt, in die Ringmauer dieſes engen Daſeyns verſchließen? Willſt du das irrdiſche Leben verewigen? Iſt nicht der Tod des Weiſen einziger Troſt, wenn ſein Geiſt, ermüdet von dem Raupenſtande dieſes Lebens, ſich nach höherem Aufſchwunge ſehnt? — Wenn es keinen Tod gäbe, wenn unſre Seele auf ewig in dieſe enge Sphäre gebannt wäre: das allein würde niederſchlagend ſeyn. Denn was wäre ſie dann, als eine Gefangene, zu endloſer Einkerkerung verdammt? Aber daß keine endliche Macht ſie in dieſen Schranken aufzuhalten vermag, daß keine Deſpotengewalt ſie hindern kann, ihre Bande abzuſchütteln, und ihren Kerker zu brechen: das eben iſt ja das ſicherſte Unterpfand ihrer Freyheit und überirdiſchen Fortdauer. —

Ich weiß wohl, daß es ſcharfſinnige Phyſiologen giebt, welche deſſenungeachtet die Seele für nichts mehr und nichts weniger, als das Reſultat eines höher gebildeten körperlichen Organismus halten, und den Menſchen zu einem Automaten herabwürdigen möchten, deſſen Daſeyn auf die Dauer der Maſchine beſchränkt iſt. Hieraus

würde ſich die traurige Schlußfolge ergeben, daß mit dem Körper zugleich die Seele, mit der Urſache zugleich die Wirkung untergehen müßte, wie der Klang des Saitenſpieles mit der zertrümmerten Harfe. Auch ſcheint die Beobachtung, daß alles, wodurch der Körper leidet, zugleich mehr oder weniger die Wirkſamkeit der Seele zu ſchwächen pflegt, für ihre Meinung zu ſprechen. Aber eine höhere Anſicht widerlegt dieſe Mechaniker, die uns in der ganzen Schöpfung nichts weiter, als ein ſeelenloſes Figuren-Theater erkennen laſſen wollen. Denn es widerſpricht nicht allein der Vernunft, daß dieſe Geiſteskraft, welche weit über das Gebiet der Sinnenwelt hinausgeht, ein bloßes Reſultat der körperlichen Zuſammenſetzung ſey, ſondern es giebt ja auch ſo ſtarke Seelen, welche erhaben über körperliche Leiden und Gebrechen, ja ſelbſt über den Tod und ſeine Schreckniſſe, dieſes irdiſche Werkzeug und das Loos der Hinfälligkeit, dem es unterworfen iſt, beherrſchen. — Laſſen ſich ſolche Erſcheinungen auch durch einen höheren Organismus und Mechanismus erklären? —

Es ſcheint mir, daß diejenigen, welche dieſer Meinung ergeben ſind, ſich auf eine unverzeihliche Art irren, nämlich indem ſie als Wirkung

betrachten, was die Urſache iſt, indem ſie die ſchaffende Naturkraft, welche den Keim entfaltet und belebt, den Geiſt, welcher die organiſche Form beſeelt, das Agens, von welchem alle Lebensthätigkeit ausgeht, kurz: indem ſie das Hervorbringende als das Hervorgebrachte, das Handelnde als das Leidende anſehen. —

Es iſt unläugbar, daß, was in uns denkt und empfindet, edlerer Natur und Abkunft ſeyn muß, als der Körper, worin es in die Sinnenwelt hervortritt; es iſt unläugbar, daß die Seele dem Looſe des Stoffes nicht unterliegen kann, der in Staub und Moder zerfällt; es iſt unläugbar, daß auſſer der ſichtbaren Schöpfung, die uns umgiebt, noch eine unſichtbare vorhanden iſt, die ſich uns nur durch ihre Wirkungen auf die Sinnenwelt offenbaret, wiewohl ſie vielleicht einem höheren Wahrnehmungsvermögen erkennbar ſeyn mag.

Dieſe iſt das Vaterland der Seelen. Sie hängt jedoch mit der Körperwelt durch ein unmerkliches Band zuſammen, dergeſtalt, daß die Grenzen des ſinnlichen und überſinnlichen Gebietes, gleichſam wie der Horizont mit dem Dunſtkreiſe, oder wie Nacht und Tag in einander zerfließen. Wie wir nun auch das Band zwiſchen

Körper und Seele nennen mögen, ob Nervengeiſt, Nervenäther, Lebenskraft, Lebensſtoff, Erregungsſtoff oder magnetiſches Fluidum: ſoviel iſt gewiß, daß ein Medium vorhanden iſt, wodurch die Seele ſich mit dem Körper in Verbindung ſetzt, und daß dieſes Mittelweſen ſelbſt ſchon überſinnlicher Natur iſt. — Du ſprichſt: die Seele vergehe mit dem Körper, wie ſie mit ihm entſtand. — Aber was heißt denn entſtehen und vergehen? Entſtehen iſt für uns nichts anderes, als: in dem Kreis unſrer Wahrnehmung treten; vergehen: aus dem Kreiſe unſrer Wahrnehmung hinaustreten. Aber wie das Entſtandene ſchon war, ehe es in unſern Geſichtskreis eintrat, ſo iſt es auch noch, nachdem es aus ihm hinausgetreten. — Nur ſeine jetzige Sphäre iſt uns verborgen, wie ſie es war, ehe es in unſern Geſichtskreis eintrat. —

Du ſiehſt einen Fluß an dir vorüberfließen. Woher kommt er, und wohin geht er? Beydes iſt dir verborgen. Aber du zweifelſt nicht, daß er ſchon ein Fluß, oder doch ein Bach war, ehe er in deinen Geſichtskreis trat. Wie? Und du willſt zweifeln, daß er fortſtröme dort, wo er aus deinem Horizonte entſchwindet? — Du ſiehſt eine Pflanze aus der Erde entſprießen. Was

war ſie, ehe ſie entſtand, und als Blume durch Duft und Farbenpracht deine Sinne entzückte? — Es iſt dir verborgen. Aber die Naturkunde ſagt dir, daß die Elemente ihres Weſens und der Lebensgeiſt, der ſie entfaltete, ſchon ehe ſie dir ſichtbar wurde, in Erde, Luft und Sonnenlicht vorhanden waren. Wie? Und du zweifelſt, daß dieſer Lebensgeiſt fortbeſtehe, wenn die Bildung, die er hervorbrachte, zerfällt? — Du ſiehſt einen Menſchen an das Licht der Welt hervorgehen. Wie entſtand er, und was war er, ehe er in den Kreis deiner Wahrnehmung trat? Aus welchen Regionen, und nach welchem Geſetze der Anziehung verbanden ſich die Atomen ſeines Weſens? Und der Schöpfungsgeiſt,*) der ſie vereinigte, wo war er, ehe er dieſe organiſche Form belebte und beſeelte? — Es iſt dir ein tiefes Geheimniß. — Aber die Vernunft ſagt dir, daß er ſchon vorhanden ſeyn mußte, ehe er dir in ſichtbarer Geſtalt erſchien, daß die Urſache früher exiſtiren mußte, als die Wirkung. — Wie? Und du willſt an ſeinem Fortwirken

*) Schöpfungsgeiſt, Lebensgeiſt, Elementargeiſt gebrauche ich als gleichbedeutende Wörter, und verſtehe darunter das Princip eines jeden beſonderen Lebens.

zweifeln, wenn der Stoff, den er bildete und belebte, zu den Grundſtoffen der Erde zurückgekehrt iſt? — Iſt denn Daſeyn, als Erſcheinung, etwas anderes, als die Verkörperung eines unſichtbaren Geiſtes, der dieſe oder jene ſichtbare Geſtalt annehmend vor dem optiſchen Werkzeuge unſrer Seele vorübergeht? Nur ſo lange er uns ſichtbar bleibt, iſt er für uns da; aber ſein geiſtiges Fortleben, oder ſein Uebergang in eine andre ſichtbare Geſtalt iſt uns tief verborgen. Ihr Väter und Mütter, die ihr eure frühverblichenen Kinder beweint! wie oft mögt ihr ein fremdes Kind, zu welchem euch ein unausſprechliches Sehnen hinzieht, an eure Herzen drücken, ohne nur zu ahnen, daß es der entſchlummerte Liebling iſt, der in dem fremden Kinde wieder auflebte! —

## Achter Abschnitt.

Von dem Schwinden der Geisteskraft im Alter, und wie sich diese Erscheinung mit der Unsterblichkeit der Seele verträgt: das gegenwärtige Leben ist nur eine Lebens-Station. — Die Seele verlaßt den Körper nach der Ordnung der Natur eben so allmählig als sie in ihn einging. — Sie ist ein in's Unendliche sich entfaltender Keim, der eines eignen physischen Bildungsstoffes bedarf. — Wie entstehen die organischen Geschöpfe? Vom Gesetze der Anziehung, und wie es wahrscheinlich nach dem Tode fortwirkt. — Vermuthung, daß die Natur die Trennung oder Zerstörung des psychischen Elements nach diesem Gesetze in einer andern Sphäre wieder hergestellt. Vom Wahnsinn ꝛc.

— „Aber wir nehmen ja doch wahr," — erwiederst du — „daß die Seele mit dem Körper

ſelbſt untergeht. — Oder iſt etwa das Schwinden der Seelenkräfte im Alter etwas anderes, als geiſtiger Tod?" — Du deuteſt auf jenen kindiſch gewordenen Greis, deſſen Geiſteslicht faſt gänzlich erloſchen iſt, deſſen Gedächtniß ihn kaum noch ſeine nächſten Anachörigen, ſeine Kinder und Kindeskinder wiedererkennen läßt, der ſich des Wunſches nicht mehr entſinnen kann, welchen er einen Augenblick früher ausſprechen wollte, der mitten im Laufe der Rede den Faden des Gedankens verliert, und einen andern Gedanken an den abgeriſſenen anknüpft, wenn anders ſeine ſinnloſen Einfälle dieſen Namen verdienen. — „Wo iſt nun" — fragſt du triumphirend — „der Geiſt, der einſt dieſen Körper beſeelte, welcher jetzt nur noch thieriſch zu vegetiren ſcheint, und einem verödeten, den Einſturz drohenden Hauſe gleicht, deſſen Bewohner ſchon ausgezogen iſt?" —

Wo er iſt? — Du haſt es ſelbſt beantwortet. Ausgezogen iſt er, und in eine andere Wohnung umgezogen, oder doch im Begriff, eine andre zu beziehen. — Ich frage: wie geht denn die Seele in den Körper ein? Iſt ſie etwa ſchon in der neugebornen Leibesfrucht als eine vollkommne menſchliche Seele mit klarem Bewußtſeyn, mit Freyheit und Vernunft vorhan-

den, oder bildet sie sich erst allmählig in dem Körper aus? — Ohne Zweifel das letztere. — Warum soll sie also nicht eben so allmählig ihre Wohnung wieder verlassen, als sie dieselbe bezog? Warum sollte nicht ein bloß vegetirendes oder thierisches Leben in dem Körper zurückbleiben können, nachdem das höhere geistige Leben schon von ihm gewichen ist? Warum sollte die menschliche Seele, wenn sie den Körper verläßt, nicht eine Art von Pflanzenleben in ihm zurücklassen können? — Lebt nicht auch in dem Kinde anfangs eine völlig bewußtlose Pflanzenseele, die erst allmählig zum thierischen und dann erst zum menschlichen Bewußtseyn erwacht? *) — Die Natur, welche, wie schon öfters gedacht, alle Sprünge oder jähen Uebergänge vermeidet, führt die Seele, nachdem sie ihre Entwickelungszeit überstanden, eben so allmählig aus der gegenwärtigen Sphäre wieder hinaus, als sie sie einführte, und nur als Ausnahme von dieser Regel läßt sie die schnell dahinraffende Krankheit und den gewaltsamen Tod zu, wo die Seele sich plötzlich von dem Körper trennt.

---

*) „Homines non nascuntur, sed fiunt!“

Von dem Zeitpunkte alſo, wo die organiſche Kraft nachläßt, und der Lebensſtoff ſchwindet, wo die Tauglichkeit des Körpers, der Seele als Werkzeug ihrer Entwickelung zu dienen, ſich vermindert: von dieſem Zeitpunkte ſchickt auch die Seele ſich an, in einen neuen Wirkungskreis überzugehen.

Mag daher mit der abnehmenden Körperkraft das Gedächtniß immerhin ſchwächer, die Imagination matter und farbloſer, das Gefühl ſtumpfer werden: alles das ſind noch keine Symptome des geiſtigen Todes, ſondern nur der verminderten Thätigkeit der Seele, der die abgeſtumpften Organe den Dienſt verſagen.

Denn wir nehmen dagegen auch wahr, daß mit dem Schwinden der niederen Seelenkräfte die Vernunft, das höhere Erkenntniß- und Empfindungs-Vermögen, mit einem Worte, jene höheren Seelenkräfte, wodurch wir uns eigentlich an vollkommnere Geiſter anſchließen, im Alter an Stärke und Lauterkeit zunehmen, daß der Geiſt, je näher er der Schwelle des zeitigen Lebens kommt, immer mehr des Unedleren von ſich wirft, und des Edleren aufnimmt.

Ja mögen auch mit der zunehmenden Gebrechlichkeit des Greiſenalters ſelbſt die höheren

Geisteskräfte schwinden, und unter der Last der Jahre der Leib sowohl als die Seele ermattet dahinsinken: mit verjüngter Kraft wird sie sich wieder aufrichten, sobald sie sich der irdischen Fesseln entledigt fühlt. —

Das gegenwärtige Leben ist ja nichts mehr als eine Station auf der weiten Reise, die uns noch bevorsteht. Oder meint ihr etwa, daß wir aus dieser thierischen Region sogleich mit einem Schritte in die Wohnungen der Vollendeten gelangen können? Meint ihr, daß die Seele, durch Begierden und Leidenschaften aller Art noch zu mächtig an die Sinnenwelt gekettet, ihre Schwingen sogleich zum Himmelsfluge entfalten könne? Daß dieses Leben uns schon zu dem Wirken reiner und verklärter Geister geschickt machen könne? Sey uns immerhin der Rückblick in unser vergangenes, und die Aussicht in unser zukünftiges Leben versperrt: sicher haben wir schon mehrere Stationen hinter uns, und noch unendlich mehr vor uns. Wie aber des Wanderers Kräfte nachlassen, je näher er dem Ziele seiner Tagereise kommt, so ermüdet auch die Seele in der Nähe des Lebenszieles. Wie der Wanderer sich nach Ruhe sehnt, wenn die nahe Herberge ihm winkt, so auch die Seele im Angesichte des Grabes.

Nur Geduld! Nach kurzer Ruhe wird ein neuer Morgen ihr dämmern; mit verstärkter Lebensluft, mit erfrischtem Muthe, mit höherer Spannkraft, mit ganz neuen Werkzeugen ausgerüstet, wird sie sich von ihrem Schlafe erheben, zu einem schöneren Bewußtseyn erwachend, wird sie ihre Wanderung fortsetzen. —

Ja, mag auch der Wintersturm des Alters die Blüten dieses Lebens hinwegraffen: ein neuer Lenz wird neue Blüten treiben, ein schönerer Himmel schönere Früchte zur Reife bringen. —

Die Seele ist ursprünglich nichts anderes, als ein noch unentwickelter, aber einer unendlichen Entwickelung fähiger Grundkeim, aus welchem sie sich zu immer höherer Vollkommenheit hervorbildet. Wie aber jeder andre Keim eines eignen, seiner besonderen Natur angemessenen Bildungsstoffes bedarf, so scheint auch die Seele sich in ihrem eignen geistigen Elemente wie der Pflanzenkeim im Sonnenlichte zu entfalten. —

Sie allein, das Prinzip der unendlichen Entwickelung, ist das Unwandelbare in uns, welches über alle Trennung und Zerstörung erhaben ist; jenes geistige Element hingegen, worin sie heranwächst, ist wie der Körperstoff

vielfacher Ausbildung, Läuterung und Veredlung, aber auch wie der Körperstoff, vielfacher Trennung und Veränderung fähig. Nur auf diese Weise können wir uns die Zu- und Abnahme des Geistes, nur auf diese Weise alle die Verminderungen und Verluste erklären, welche die Seele in Hinsicht des geistigen Stoffes erleidet, den sie in dem gegenwärtigen Leben verarbeitet hatte.

Wie wir nämlich einfache körperliche Grundwesen, Atome oder Monaden annehmen *), aus deren Vereinigung alle sichtbaren Dinge entstanden sind, so nehme ich auch übersinnliche an, welche den Seelen als Bildungsstoff zu ihrer geistigen Entwickelung dienen. Diese unsichtbaren Atome oder Monaden durchdringen die ganze sichtbare Welt, und wohnen vielleicht noch ohne engere Verbindung in jenen flüchtigen Elementen, welche wir Feuer, Lebensluft, Wärmestoff, elektrische und magnetische Materie ꝛc. nennen, vor allen aber scheint das Licht der Sonne ihre eigenthümliche Heimath zu seyn.

*) Schon seit Epikur, Leucipp und Demokrit bis auf Leibnitz, Descartes und die heutigen Philosophen ist viel über diese untheilbaren Wezen philosophiret und — phantasiret worden.

„Der Erde geb' ich,
„Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
„Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir geeint" —

So läßt der als Dichter und Philoſoph gleich große Schiller den ſterbenden Talbot ſagen. Auch er ſcheint alſo Atome verſchiedener Art und Abkunft angenommen zu haben, aus welchen Körper und Seele beſtehen. Die Atome des Körpers ließ er zur Erde, die der Seele aber zur Sonne zurückkehren, von wannen ſie kämen. — Eine ſchöne und erhebende Idee, für welche ſich viel ſagen läßt. Denn ohne das belebende Licht der Sonne iſt die Erde ja ſtarr und todt. Die Sonne iſt ja die große Mutter aller Vegetation, und wo ihr Einfluß aufhört, da ſtirbt ja alles Leben, beſonders aber das geiſtige. Mit der Rückkehr ihres erwärmenden Strahles im Lenze quellen und ſprießen ja alle Keime der Pflanzenwelt; mit neuer Kraft erwachen die Lebenstriebe im Thiere und Menſchen, alle ſchöneren Gefühle werden rege, der Geiſt erhebt ſich mit zehnfacher Stärke und Klarheit: kurz die Sonne ſcheint der Schooß der Natur zu ſeyn, aus welchem die Atomen der Seele hervorgehen, wiewohl die Verſchiedenheit der Temperamente und Gemüthsanlagen uns faſt die Vermuthung aufdringt, daß dem

heiteren Elemente des Lichts auch viel des herabziehenden irdiſchen Stoffes, des wilden verzehrenden Feuers, des flüchtigen Oxygen's und des wäſſerigen Hydrogen's oder trägen Phlegma's beygemiſcht werde.

Doch ſey auch der Bildungsſtoff der Seelen, von welcher Beſchaffenheit er wolle, ſey er auch durchaus etwas Ueberſinnliches, das nicht einmal ſeinen nächſten Urſprung in der ſichtbaren Welt hat: ſoviel läßt ſich als wahrſcheinlich annehmen, daß die Elementargeiſter oder Urſeelen bey ihrem erſten Eintritte in das Reich der Erſcheinungen, vermöge eines mächtigen Geſetzes der Anziehung, auf dieſe körperloſen Atomen einwirken, ſie um ſich vereinigen, und ſo als belebendes und beſeelendes Prinzip in die organiſchen Grundformen eingehen, um ſie auszubilden, und ihre eigne Entwickelung in den hervorgebrachten Körpern zu beſtehen. Die organiſchen Geſchöpfe ſcheinen daher nichts anderes zu ſeyn, als Erzeugniſſe jener Anziehungskraft, womit die Elementargeiſter auf die unkörperlichen, und durch dieſe auf die körperlichen Atomen einwirken. Indem ſie nun während ihrer Verkörperung ſtets neuen Bildungsſtoff aus der ſinnlichen und überſinnlichen Region an ſich ziehen, entwickeln ſie die organiſchen Formen

men bis zu demjenigen Grade der Vollkommenheit, der nach ihrer eigenthümlichen Grundlage erreichbar iſt, und reifen zugleich ſelbſt in ihrem pſychiſchen Elemente zu ihrer höheren Beſtimmung heran. Und wie eine Quelle, die von ihrem Urſprunge ſtets neue Gewäſſer in ſich aufnimmt, und immer mächtiger anwächſt, ſo gehen auch ſie, durch den ſteten Hinzutritt des geiſtigen Elements, von den niederen Entwickelungsſtufen der unbeſeelten Natur allmählig zu den höheren über. Hier erſt erwachen ſie zum Bewußtſeyn ihres göttlichen Urſprunges, zur Selbſtthätigkeit, zur Vernunft und zur ſittlichen Freyheit, hier erſt beginnt ihr Daſeyn als Menſchenſeelen, und von hier aus gehen ſie ſodann entweder in noch edlere organiſche Grundformen einer uns unbekannten Region über, oder als vollendete Geiſter, die der körperlichen Wohnung ferner nicht bedürfen, unmittelbar in die überſinnliche Welt. — „Wird aber die Seele dasjenige, was ſie in der gegenwärtigen Sphäre ſich aneignete, die Kenntniſſe und Fähigkeiten, die Bilder und Erinnerungen dieſes Lebens, mit in jenes Leben hinübernehmen; und wie iſt dies zu erwarten, da wir ja wahrnehmen, daß es ihr mit der Ab-

nahme der Kraft nicht selten schon diesseits entschwindet?" —

Ich halte diese Trennung nur für eine vorübergehende. Denn warum sollte jene geistige Anziehungskraft, wodurch die Seele es in dieser Sphäre sich zubildete, nicht in der neuen Sphäre ihre vorige Wirksamkeit wieder erlangen, sobald das widerstrebende Prinzip gehoben ist? Warum sollte sich die Seele nicht mit dem Getrennten wieder vereinigen können, sobald die Ursache der Trennung vorüber ist? Die Ursache der Trennung war nämlich die abstoßende Macht der Zerstörung, wodurch die organische Kraft, und mit ihr die psychische Wirksamkeit geschwächt wurde. Mit dem Tode aber hört diese Ursache, und mit der Ursache zugleich die Wirkung auf; die Trennung hat folglich ihr Ziel erreicht, und die Kraft der Anziehung tritt, als eine unendliche Seelenkraft, in ihre vorige Wirksamkeit zurück. —

Findet diese Schlußfolge nicht auch in psychologischen Erfahrungen ihre Bestätigung? Aeußert die Seele nicht schon hier die Fähigkeit, die getrennten Elemente wieder mit sich zu vereinigen, sobald die störende Ursache, welche diese Trennung veranlaßte, gehoben ist? Wie oft z. B. geschieht es nicht, daß Vorstellungen und Bilder des Ge-

dächtniſſes in Folge einer Krankheit oder Hirnerſchütterung ſchwinden, und nach geſchehener Heilung ſich wieder einfinden? Und kehren nicht ſtets entſchwundene Erinnerungen zu uns zurück, die durch andre ſtörende Einwirkungen aus unſerem Gedächtniſſe verdrängt wurden? Liegt aber hierbey, wie bey der Ideen-Aſſoziation, wodurch die Seele verwandte Vorſtellungen mit ſchon vorhandenen verbindet, und in ſich aufnimmt, etwas anderes, als ein Geſetz der Anziehung zum Grunde? Und berechtigt uns das nicht zu dem Glauben, daß die Seele in ihrer künftigen Lebens-Sphäre dasjenige, was ſich hier von ihr trennte, mit verſtärkter Anziehungskraft wieder mit ſich vereinigen werde? Wenigſtens ſehe ich das, was ſie ſich für das zukünftige Leben hier aneignete und zubildete, das höhere Wiſſen und Empfinden, was ſeinem Weſen nach unvergänglich und unſterblich iſt, für unverloren an, wogegen ich es für wahrſcheinlich halte, daß ſie alles andre hier zurücklaſſen werde, was nur für das Bedürfniß ihrer zeitigen Exiſtenz geeignet iſt. Die Vorſtellungen und Bilder alſo, die Kenntniſſe und Erfahrungen, die Triebe und Neigungen *),

*) Laſſen wir nicht auch den Hang zu den Spielen der Kindheit in dem Kindesalter zurück?

welche ihrem Gegenſtande und ihrer ephemeren Natur nach auf dieſen engen Lebenskreis beſchränkt ſind, alles das wird uns wahrſcheinlich in die höhere Sphäre nicht hinüber geleiten, ſondern als vergänglich und zeitlich mit dem ſterblichen Körper auch hier ſein Ziel finden.

Hätten wir Augen für das, was bey der Verwandlung der Raupe in ihrem tiefſten Innern vorgeht, wahrſcheinlich würden wir dann erkennen, daß der Schöpfungsgeiſt, der in der Puppe und in dem Schmetterlinge fortlebt, den früheren Entwickelungsſtoff hier nach einem ganz neuen Geſetze ausbildet, und daß es wieder andre pſychiſche Atomen ſind, welche er aus der Region des Lichts an ſich zieht, um jene beſchwingte Pſyche zu bilden, die von gröberen Stoffen ſchon ſo geläutert iſt. —

Ja, hätten wir überhaupt Augen für das Ueberſinnliche, könnten wir das geheime Wirken und Weben erblicken, welches in dieſer geiſtigen Werkſtatt vor ſich geht, in welcher die Natur jene Myriaden Seelen ausbildet, die Erde, Luft und Meer beleben; könnten wir die zahlloſen Wunder erſpähen, die rings um uns her geſchehen, und die uns Blinden jetzt noch verſchloſſen ſind: dann würden wir gewahr werden, wie die

Geiſter der Schöpfung hin und her ziehen, bald dieſen bald jenen organiſchen Keim zu beſeelen; dann würden wir das groſse Triebwerk durchſchauen, wodurch ſie ſich in dem unſichtbaren Elemente zu jenen ſo unendlich mannigfaltigen Pflanzen- und Thierſeelen entwickeln, deren unvollkommenſte uns ſchon in ihrer äuſseren Erſcheinung ein ſo tief verhülltes Räthſel iſt. — Betrachtet einmal dieſe kleine geſchäftige Ameiſe und ihre labyrinthiſchen Vorrathskammern! betrachtet dieſe emſige Spinne und das künſtlich gewobene Netz, welches ſie für ihren Fang ausſpannt! betrachtet dieſe Seidenraupe, die ſich das weiche Ruhebett bereitet, worin ſie ihre Verwandlung birgt! betrachtet dieſe kunſtreiche Biene, deren bewunderungswürdiger Bildungstrieb ſie mit Ihresgleichen vereint, um eine Stadt zu bauen und einen Staat zu gründen, worin ſie mit ihren Mitbürgern unter einem Oberhaupte zu einem geſellſchaftlichen Zwecke zuſammentritt! — Wie erhaben über alle menſchliche Vorſtellung muſs nicht der geheime Schöpfungsprozeſs ſeyn, wodurch die Natur die Seelen dieſer Thierchen hervorbringt! — Wir nennen das Treiben dieſer Biene blinden Naturtrieb oder Inſtinkt, und glauben das Geheimniſs dadurch erklärt zu haben. Aber wer kann Zeuge

davon seyn, ohne zu denken: sollte die Seele dieses Thierchens nicht schon frühere Entwickelungsgrade in andern Insektenkörpern durchwandert haben, ehe sie zu dieser Stufe der Vollkommenheit gelangte? Und konnte sie wohl anders dazu gelangen, als indem sie die Elemente ihrer früheren Entwickelung mit in die neue organische Wohnung herübernahm, um sie hier weiter auszubilden? Führen uns also nicht die gewöhnlichsten Naturerscheinungen zu der Vermuthung, daß das Gesetz der Anziehung auch in derjenigen Sphäre fortwirkt, in welche die Seele nach ihrem Zeitleben übergeht? Und wenn wir die Thiere nach ihren verschiedenen Trieben und Gemüthsanlagen, nach ihren Kunstfähigkeiten, ja selbst nach den Geisteskräften betrachten, die sich hie und da bey ihnen kund geben, und nun alle diese thierischen Triebe und Anlagen in dem Menschen wiederfinden, obgleich geläuterter durch Vernunft und entwickelter durch höhere Kraft: sind wir dann nicht zu glauben berechtigt, daß auch die menschliche Seele nur die Elemente eines früheren thierischen Daseyns in der neuen Sphäre fortbildet, und daß es wieder andre Elemente sind, welche ihr in der höheren Region zuwachsen? —

Wenn ich es hiernach für wahrscheinlich hal-

te, daß das abstoßende Naturprinzip, welches jene Trennungen veranlaßte, nach dem Tode dem mächtigeren Prinzipe der Anziehung weichen werde, so glaube ich denn auch, daß wir uns über das Verschwinden der Geisteskraft, als Folge des körperlichen Verfalles beruhigen, und um die individuelle Fortdauer der Seele unbesorgt seyn können. —

Das Leben vergehet wie ein Licht, dessen Nahrungsstoff aufgezehret ist. Zitternd hängt das scheidende Flämmchen an dem niedergebrannten Docht; noch einmal erholt es sich, und lodert hell wieder auf, und noch einmal, und nun erlischt es.

Wir aber, die Todeszeugen, stehen trauernd daneben, und klagen: „Wo bist du hingeschwunden, du schönes, heiteres Licht, das uns leuchtete in den Stunden der Finsterniß? — Ach! nun bist du zu Nichts zerronnen auf ewig!" — — Ihr irret! — Denn mögen wir auch sein Fortbestehen nicht gewahr werden: die Atomen, die sich zu seinem Daseyn einten, sind in diese unsichtbare Lebensluft ausgeströmt, welche das Element alles thierischen und Pflanzenlebens ist, und auch die Bedingung seines eigenen Daseyns als leuchtender Körper war. Mit ihr vereint werden sie bald, als neuer Lebensstoff, einem andern Da-

seyn zuwachsen, und vielleicht jetzt schon wohnen sie in diesem oder jenem organischen Wesen, *), oder in uns selbst. — Waren sie nicht schon unsichtbar vorhanden, ehe sie dir als Flamme sichtbar wurden? Warum willst du an ihrer Fortdauer zweifeln, nachdem sie ihre ursprüngliche, übersinnliche Natur wieder angenommen haben? —

So schwindet auch die Seele, wenn ihr Lebensstoff in der Gegenwart aufgezehret ist: aber in dem neuen Elemente der Zukunft wird ihr ein schöneres Daseyn erblühen. —

Zage drum nicht bey ihrem Entschwinden! Des abgelebten Greises Seele gleicht der untergegangenen Sonne, deren Scheinbild nur noch in unserm Gesichtskreise dämmert, indem ihre letzten, sterbenden Strahlen an uns vorüberzucken. Was du siehest, diese wankende, niedergebeugte Gestalt mit fast erloschenen Augen, ist nur ein lebender Todter, der schon mit einem Fuße im Grabe steht. Gewährt nicht alles, was du an dieser dem Anscheine nach so untröstlichen Erscheinung wahrnimmst, die Ueberzeugung, daß der Geist,

*) Es ist bekannt, daß in Emanirung des Sonnenlichts auch jedes andre Licht die Vegetation und das thierische Leben befördert.

der nur noch durch ein ſchwaches Band mit dem verfallenen Körper in Verbindung ſteht, ſich von ſeiner letzten Feſſel loßzuringen ſtrebt, um ſeiner höheren Beſtimmung entgegen zu eilen? Iſt ſeine Seele nicht jetzt ſchon mehr jenſeits als dieſſeits? Lebt er nicht jetzt ſchon mit dem ganzen Nachlaß ſeiner Empfindungen und Vorſtellungen, ſeiner Hoffnungen und Ahnungen in einer andern Welt, und in näherer Gemeinſchaft mit den Vorausgegangenen? Ja ſelbſt die Anhänglichkeit an das Leben, die mit der Sehnſucht nach Auflöſung ringt: iſt ſie nicht der letzte wehmüthige Rückblick eines Abreiſenden, der gleichſam auf der Schwelle zwiſchen Hierſeyn und Dortſeyn ſchwankt, und einem ſtärkeren Antriebe folgen muß? Und das plötzliche Auflodern einer erlöſchenden Geiſtesflamme im hohen Alter, beſonders aber im Tode: iſt es anders zu erklären, als durch eben dieſes Schwanken einer Seele, die ſchon zwiſchen dieſer und einer neuen Region getheilt iſt?

Du denkeſt auf jenen Wahnſinnigen. — „Hier" — ſprichſt du — „iſt völlige, unheilbare Geiſteszerrüttung, an der alle menſchliche Kunſt ſcheitert"

Wohl wahr! aber nur alle menſchliche Kunſt! — Die Natur iſt ein beſſerer Arzt. Sie

ist es, welche die Zerrüttung dieses Geistes zu heilen und seine Harmonie wiederherzustellen vermag. Wie und wo? Das überlassen wir jener mächtigen Heilkraft, welche die Trümmer eingestürzter Berge allmählig wieder ebnet und mit neuem Grün bekleidet, ihr, die alle Spuren der Zerstörung tilgt, und alle Risse verbindet.

Der Wahnsinn ist allerdings eine traurige Erscheinung, aber nichts weniger als eine trostlose. Er ist eine Disharmonie in der geistigen Welt, jedoch nur für uns, die in ihrem beschränkten Kreise die Auflösung dieser Disharmonie nicht gewahr werden. Er ist der zeitige Untergang eines Geistes, dessen Ruin wir nur, aber dessen Auferstehung wir nicht bemerken. Nur die Zertrümmerung des Bestandenen nehmen wir wahr, aber wie die Natur aus den Trümmern ein neues Werk aufführt, das entgeht uns. — Und dennoch geht so sicher kein Geistesfünkchen verloren, als ein Sonnenstäubchen aus dem Inbegriffe der Schöpfung zu verschwinden vermag. —

Beobachte diesen Wahnsinnigen genauer! — Die Lichtblicke, welche aus dem Chaos seiner Geistesverwirrung hervorschimmern, und die unser

Staunen erregen, weil wir in ſeinem geſunden Zuſtande nichts davon wahrnehmen: ſollten ſie nicht Zeichen einer Palingeneſie, ſollten ſie nicht Symptome einer geiſtigen Verwandlung ſeyn, ähnlich jener chemiſchen, wo die edleren Elemente als gereinigte Kryſtalle ausſcheiden? Kümmere dich nicht um den entgeiſteten Rückſtand, um das Caput mortuum, welches in dem Gefäße zurückbleibt! nur die vorige Bildung iſt dahin; ihre Elemente ſind unverloren. Und ſo tröſte dich auch über das Hinſcheiden jenes Geiſtes, welcher der Macht einer ſchmerzhaften Krankheit oder eines nagenden Kummers unterlag. Die Natur wird die concentriſche Ordnung, die hier geſtöret iſt, dort wieder herſtellen, und alle Lücken ausfüllen.

Die Pſychologie bietet uns Erſcheinungen höchſt wunderbarer Art. Hat man nicht Beiſpiele, daß einzelne Verſtandesfächer, z. B. das Gedächtniß, faſt gänzlich ausgeben, ja daß ſelbſt in dieſen Fächern einzelne Lücken entſtehen? —

So niederſchlagend dieſe Erſcheinung für diejenigen ſeyn mag, die an eine abſolute Einfachheit der Seele glauben, indem dadurch ihre unhaltbare Theorie über den Haufen geſtürzt wird; ſo wenig kann ſie denjenigen beunruhigen, der in

der Seele selbst das Unwandelbare von dem Wandelbaren, den Geist von dem Stoffe unterscheidet, und den letzteren als das Element betrachtet, worin der erstere zur Vollkommenheit heranreift, welches daher einer unendlichen Ausbildung, einer unendlichen Läuterung und Veredlung, aber auch einer endlichen, das heißt vorübergehenden Trennung fähig ist. Auf solche Art läßt sich die Unsterblichkeit der Seele gegen die Zweifel retten, welche uns zuweilen bey der Wahrnehmung ihrer Verluste und Rückschritte befallen, ohne daß wir nöthig hätten, mit einigen Philosophen des Alterthums eine doppelte Seele, eine unsterbliche und eine sterbliche, oder eine überirdische und eine irdische anzunehmen.

## Neunter Abſchnitt.

Von dem Vermögen der Seele, ſich über die Sinnenwelt zu erheben. — Vom Traume. — Von Geiſtererſcheinungen und Ahnungen. — Vom Tode — Tod iſt geiſtige Läuterung — Verwandlung, Palingeneſie. — Beantwortung des von der Einfachheit und Unkörperlichkeit der Seele hergenommenen Einwurfes.

Die Seele iſt ein Weſen, welches mit einer Kraft und Schnelligkeit, der nichts in der Schöpfung zu vergleichen iſt, — über die Grenzen der Körperwelt hinauszuſchweifen vermag. Selbſt das Licht, deſſen Strahl den ſchnellgeflügelten Blitz weit hinter ſich zurücklaßt, was iſt es gegen die Denkkraft, vermöge deren die Seele in einem Nu Zeit und Raum durchfliegt, und gegen die Einbildungskraft, vermöge deren ſie ganz aus

dem Kreiſe der ſinnlichen Wahrnehmung hinaustritt, um ſich emporzuſchwingen in die Region des Auſſerſinnlichen, um zu herrſchen in dem Gebiete der Täuſchungen? — Am auffallendſten aber offenbart ſich dieſe Kraft der Seele im Traume. Hier wirkt ſie völlig unabhängig vom Körper, ſie ſieht ohne Augen, ſie hört und fühlt ohne ſinnliche Werkzeuge; kurz ſie ſcheint, wie vom Körper getrennt, in dem Reiche der Einbildung zu leben. — Wenn wir nun annehmen, daß auch im Tode die Seele ſich von dem Körper trennt, und unabhängig von demſelben beſteht, ſo ſind Tod und Schlaf in gewiſſer Beziehung analoge Zuſtände. Darin aber unterſcheidet ſich die Iſolirung der Seele im Traume von der im Tode, daß dem Träumenden die Pforte des Irdiſchen offen, und die Rückkehr durch dieſelbe frey bleibt, dem Todten hingegen — —

Oder ſollte es wirklich Geiſtererſcheinungen und jene durch überſinnliche Einwirkung hervorgebrachten dunkele Vorempfindungen geben, die man Ahnungen nennt? In der That! wiewohl ich mich nicht rühmen kann, dergleichen je ſelbſt erlebt zu haben, ſo mag ich mir doch nicht anmaaßen, ſie ſchlechthin wegzuläugnen. Denn uns Blindgebornen iſt ja das Weſen der Geiſter

ſo unbekannt, daß es ſehr vermeſſen wäre, die Möglichkeit eines höheren Wahrnehmungs-Vermögens für dasjenige zu beſtreiten, was uns andern überſinnlich iſt. So lange uns aber das Geiſterreich ſo fremd bleibt, können wir unmöglich mit Zuverſicht behaupten, daß das Thor, welches aus dieſem Leben hinausführt, den Abgeſchiedenen ſo ganz verſchloſſen ſey, daß durchaus keine Rückkehr durch daſſelbe, keine geiſtige Wechſelwirkung zwiſchen ihnen und dem Irdiſchen möglich wäre. Damit will ich jedoch keineswegs ſagen, daß wir alle albernen Geſpenſtergeſchichten und Viſionen hirnkranker Phantaſten als unwiderleglich dahingeſtellt ſeyn laſſen ſollen. Die Verirrungen der Geſpenſterſeher haben gewöhnlich darin ihren Grund, daß ſie die groben Täuſchungen der Sinnenwelt, welche ſich der aufgeregten, einer ruhigen Beobachtung unfähigen Einbildungskraft aufdringen, oder die ſelbſtgeſchaffenen Schreckbilder ihrer Phantaſie, mit Erſcheinungen aus der überſinnlichen Welt *verwechſeln*, und ſie können daher nichts gegen die Möglichkeit wirklicher Geiſtererſcheinungen beweiſen, vielmehr deuten pſychologiſche Beobachtungen auf einen Verkehr zwiſchen den Grenzprovinzen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt. Man wende nicht ein, daß wir

im gewöhnlichen naturgemäßen Zustande von einem solchen Verkehr durchaus nichts spüren. Was ist denn der naturgemäße Zustand des Menschen? Ueberwiegende Sinnlichkeit, die ihn noch zu sehr an das Irdische kettet, als daß er sich um das Ueberirdische sonderlich kümmern sollte, und ich glaube daher, daß, wenn wirklich dergleichen Erscheinungen und Ahnungen statt finden, sie nur denjenigen begegnen können, welche sich mit einer besondern Gemüthsstärke über die Sinnenwelt zu erheben, und den in der Seele schlummernden höheren Sinn für geistige Einwirkungen zu öffnen vermögen. Daß es aber einen solchen Sinn geben könne, das mag ich eben so wenig zu bestreiten wagen, als die Möglichkeit, daß die Seele, vom Körper getrennt, als Geist bestehen, und sich einem solchen Sinne zu erkennen geben könne. — Giebt es nicht Zustände, welche fast vermuthen lassen, daß sie sich sogar von dem lebenden Körper zu trennen vermag, während sie außer ihm in einer anderen Sphäre zu existiren scheint? Neben dem, was ich vorher von der Geistesabwesenheit des Greises sprach, berufe ich mich auf die Ohnmacht und den Scheintod, welcher mit Bewußtlosigkeit verbunden ist. — Hier scheint die Seele wirklich von dem Körper getrennt

trennt zu ſeyn und während ſie ihn in einer todtähnlichen Erſtarrung zurückließ, in einer andern Region zu exiſtiren, ja wenn es wahr iſt, daß Perſonen, die aus der Ohnmacht und dem Scheintode erwachten, dunkle Erinnerungen aus einer ihnen fremden Region in dieſes Leben zurückbrachten, ſo gewinnt dieſe Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Auch möchte ſich das, was man uns von den magnetiſchen Hellſehern erzählt, die während dieſes Zuſtandes mit ganz klarer Anſchauung in einer weit entfernten Gegend zu leben ſcheinen, kaum anders, als durch einen wirklichen Austritt der Seele erklären laſſen. Wenigſtens iſt zu dieſer Vermuthung vielleicht mehr Grund, als zu der, daß die Seele während des bewuſtloſen Zuſtandes der Ohnmacht und des Scheintodes ganz unthätig in dem Körper ſchlafe. Denn gänzliche Unthätigkeit der Seele wäre Stillſtand, Stillſtand aber läßt ſich nicht gut denken, weil die Seele gleichſam ein miteingreifendes Rad in dem Getriebe der Geiſterwelt iſt, folglich die allgemeine Bewegung ohne Unterbrechung theilen muß. —

Dem ſey wie ihm wolle: ſoviel ſcheint mir klar, daß, wie der Körper ohne das das Agens der Seele beſtehen kann, nemlich mit bloß thieri-

ſchem oder vegetativem Leben, ſo auch die Seele ohne körperliche Organe, z. B. im Traume. — Und da ſie ohnedies ein Weſen von ungemeiner Beweglichkeit iſt, ſo kann ich in dem Glauben, daß ſie von dem Körper getrennt, in die irdiſche Sphäre zurückzukehren vermöge, eben nichts vernunftwidriges finden. Dagegen bezweifle ich, daß die Abgeſchiedenen unmittelbar nach dem Tode durch die Erinnerung an die Zurückgelaſſenen zu ihnen zurückgeführt werden können, weil ich ſpäterhin die Wahrſcheinlichkeit zu begründen hoffe, daß mit dem Tode das Bewußtſeyn des irdiſchen Lebens aufhören, und erſt in einer höheren Sphäre wieder erwachen werde.

Und hier iſt endlich der Ort, wo ich mich an das furchtbare, tiefverhüllte Geheimniß des Todes wagen will. — Der Tod nämlich ſcheint mir nichts anderes zu ſeyn, als Verwandlung im Wege einer geiſtigen Läuterung. Ich glaube nämlich, daß ſich im Tode das Edlere von dem Unedleren, das Reinere und Geläuterte von der Schlacke ſondert, um als neue Bildung in eine höhere Sphäre überzugehen. — „Ungeheurer Materialismus!“ — werden diejenigen ausrufen, welche in dieſer Ver-

gleichung einen Widerſpruch mit ihrer Hypotheſe von der Einfachheit und Untheilbarkeit der Seele finden. — Aber ich muß aufrichtig bekennen, daß ein Ding, welches keine Ausdehnung im Raume hat, und dennoch im Raume beſtehen ſoll, vor meiner Faſſungskraft wie ein Sonnenſtäubchen ſchwindet; es exiſtirt meiner Meinung nach, nur in dem Gehirne ſeiner Erfinder wie ein mathematiſcher Punkt. Allerdings iſt die Seele ein immaterielles Weſen, in ſofern wir nämlich unter Materie dasjenige verſtehen, was ſich unſern Sinnen zu erkennen giebt, aber wie folgt denn daraus, daß ſie untheilbar und ohne Ausdehnung ſey? Iſt dieſer Lichtſtrahl, welcher von der Sonne ausſtrömt, nicht auch ein theilbares*) und ausgedehntes Weſen? Und dennoch giebt er ſich keinem Blindgebornen zu erkennen. Wie nun, wenn der Blindgeborne ungefähr alſo philoſophiren wollte: „Es exiſtirt, wie ich höre, und wie auch die Vernunft mir ſagt, ein gewiſſes Medium, wodurch man dieſe Gegenſtände, die mich umgeben, und von deren Daſeyn ich mich nur mühſam durch Gefühl, Gehör,

*) Wer kennt nicht die intereſſanten Experimente, die Lichtſtrahlen im Prisma zu ſpalten?

Geruch und Geschmack überzeuge, mit einemmal als ein Gesammtes und Zusammenhängendes, als einen Inbegriff von Sachen, wahrnehmen kann. — Dieses Wesen nennen sie Licht. Da ich es aber weder fühlen noch hören, noch riechen, noch schmecken kann, so muß es nothwendig ein untheilbares und einfaches Wesen seyn, welches keine Ausdehnung im Raume hat." — Wie würden wir Sehenden ein solches Philosophem beantworten? — Sollen wir also bloß darum, weil wir keine sinnlichen Werkzeuge haben, wodurch sich uns das Geistige zu erkennen giebt, eine ähnliche Folgerung abstrahiren? Können wir uns nicht höher organisirte Wesen denken, die mit einem Sinne für dasjenige begabt sind, was uns übersinnlich ist? — Ihr findet es so trostlos und niederschlagend, daß die Seele zusammengesetzter Natur seyn solle, weil sie alsdann auch allen Veränderungen und Zersetzungen der Materie unterworfen seyn müsse. Aber was wissen wir denn von dem Wesen des Stoffes? Wenn man alles das, was zum Theil große Denker darüber gesagt haben, zusammenfaßt, so ist das Resultat: Alles Zusammengesetzte besteht aus Grundbestandtheilen, welche der Verstand nicht mehr fassen kann, eben weil sie ohne Ausdehnung sind. Aber

eben deshalb führt alles Grübeln über dieſe Grundbeſtandtheile zu keinem Reſultate, welches die Vernunft befriedigt. Und das iſt ganz natürlich. Denn das Grundweſen der Dinge iſt einem beſchränkten Geiſte, der das Unendliche nicht faſſen kann, daſſelbe in der Tiefe oder Intenſivität, was der unermeßliche Raum und die ewige Zeit ihm in der Weite oder Extenſivität ſind, und wie er hier, indem er in das Grenzenloſe ausſchweift, gar bald an die Schranken der menſchlichen Erkenntniß ſtößt, ſo auch dort, indem er ſich in das Bodenloſe vertieft. Hier iſt ihm das Unendliche, was er mit ſeinem Verſtande nicht meſſen kann, dort, was er mit ihm nicht theilen kann. Wie unbekannt uns aber auch das Grundweſen des Körpers und der Seele ſeyn mag: ſoviel bleibt immer höchſtwahrſcheinlich, daß das denkende und empfindende Princip in uns etwas von dem Stoffe, woraus unſre organiſche Bildung zuſammengeſetzt iſt, ſo unendlich Verſchiedenes ſeyn müſſe, daß es nie die Eigenſchaft deſſelben annehmen kann.

Ich habe ſchon oben angedeutet, daß ich in der Natur zwiſchtn Geiſt und Stoff unterſcheide. Den erſteren ſehe ich überall, wo er ſich als be-

lebendes und beseelendes Princip offenbaret, für einen unmittelbaren Ausfluß des schaffenden Weltgeistes an. Er ist daher als aktives Princip dem passiven, oder dem Stoffe, entgegengesetzt, welcher ihm gleichsam als Thon dient, aus welchem er alle sichtbaren und unsichtbaren Bildungen hervorbringt. Ich unterscheide daher zwischen körperlichem und geistigem, zwischen sinnlichem und übersinnlichem Bildungsstoffe; und wie dieser über jenen herrscht, so herrscht der Geist als Agens über beyde. — Was für ein höheres Princip könnte es nun aber wohl in der Natur geben, das über dem Geiste wäre, welcher gleichsam eine Ader der Gottheit ist? — Er ist es demnach, welchen ich für das Einfache und Unzertrennliche in unsrer Seele halte, wogegen das Element, woraus er diese bildet, die Eigenschaft der Theilbarkeit mit dem Körperstoffe gemein hat. Ich halte darum den psychischen Stoff, wie den Körperstoff, vielfacher Läuterung und Verfeinerung fähig; und gerade in dieser unendlichen Bildungsfähigkeit finde ich die Bürgschaft der unendlichen Vollkommenheit, welche der Seele beschieden ist.

Wo wäre denn auch die Nothwendigkeit, daß alles, was eine Ausdehnung im Raume hat,

dem Looſe der Zerſtörung und des ewigen Kreislaufes unterworfen ſey, dem der irdiſche Stoff unterliegt? Iſt dieſes heitre Sonnenlicht, welches mit kaum zu berechnender Schnelligkeit den endloſen Raum durchfliegt, iſt dieſer reine Aether, der in ungetrübter Klarheit ſich über unſerm Scheitel wölbt, der Zerſtörung unterworfen? Was aber iſt Sonnenſtrahl und Aether gegen den Geiſt, welcher Raum und Zeit mit unendlich größerer Schnelligkeit durchzuckt, und die ganze Schöpfung in ſeiner Vorſtellung umfaßt?

Ich glaube daher, daß wir uns über den Skrupel von der zuſammengeſetzten Beſchaffenheit unſrer Seele, ohne um ihre Unſterblichkeit bekümmert zu ſeyn, muthig hinwegſetzen können. Denn da ſie den Körperſtoff beherrſcht, wie könnte die zerfallende Wohnung ſie mit ſich in den Abgrund der Zerſtörung herabreißen?

# Zehnter Abſchnitt.

Rechtfertigung der Anſicht, daß im Tode eine geiſtige Verwandlung erfolge. — Von der Erhebung und Läuterung der Seele, welche ſich von dem Körper zu trennen im Begriff iſt. Mehrere Beobachtungen, welche auf dieſe Läuterung hindeuten. Vom Hinſcheiden erhabener Seelen.

Der Tod alſo iſt Palingeneſie im Wege einer geiſtigen Läuterung oder Verklärung, und ich betrachte ihn daher als das Ende jenes Natur-Prozeſſes, wodurch wir zu einem höheren Daſeyn hinübergeführt werden ſollen. Dieſer Natur-Prozeß aber iſt das ganze menſchliche Leben. — Eigentlich alſo fangen wir ſchon mit dem Tage unſrer Geburt zu ſterben an, nicht bloß darum, weil wir mit jedem Pulsſchlage der leiblichen

Auflösung näher rücken, sondern auch, weil uns die Natur mit jedem Lebensschritte dem Ziele unsrer geistigen Verwandlung, dem Tode näher führt.

Jetzt kommt es darauf an, die Behauptung, daß unser geistiges Wesen im Tode geläutert werde, und daß dieses auf eine Verwandlung oder Wiedergeburt deute, durch Beyspiele und Vernunftschlüsse zu rechtfertigen. —

Schon der Gedanke des Todes, womit sich die Seele des Sterbenden, oder auch eines solchen beschäftiget, der einer Todesgefahr, z. B. einer Schlacht entgegengeht, das Vorgefühl eines neuen völlig unbekannten Zustandes, der ihr bevorsteht, stimmt sie zum Ernste, und bringt sie mit jener Welt, in welche sie überzugehen im Begriff ist, in nähere Beziehung.

Dies ist nicht etwa bloß bey denjenigen der Fall, deren Einbildungskraft, durch Aberglauben und Gewissensangst erhitzt, der Seele ein Schreckbild von Höllenqual und ewiger Verdammniß vorspiegelt, sondern mehr oder weniger bey jedem aufgeklärten Menschen, dem Vernunft und Religion sagen: Es giebt ein anderes Leben, in welchem der unsterbliche Theil deines Wesens fortdauert. Ja, auch der ungläubigste Atheist wird

im Angesichte des Todes zum ernsten Nachdenken gestimmt werden, und der Gedanke an das große Räthsel: Seyn oder Nichtseyn! wird ihn mit tiefen Schauern durchdringen.

Der Todeskampf selbst aber ist die eigentliche Krisis der geistigen Läuterung. Die Beobachtung eines jeden Sterbenden, der nicht etwa durch einen unerwarteten Todesstreich urplötzlich dahingerafft wird, sondern dem Tode mit Bewußtseyn entgegensieht, und allmählich seiner Macht unterliegt, auch noch Kraft genug hat, dem, was in ihm vorgeht, Worte zu geben, bestätigt diese Meinung. Denn, indem es aus seinen erlöschenden Augen zuweilen wie Dämmerungsstrahlen aus einer andern Region hervorbricht, scheint sein Geist schon den Grenzwall erklimmt zu haben, welcher dieses Leben von jenem scheidet, und aus seinen letzten Worten spricht uns nicht selten die Begeisterung eines überirdischen Sehers an, der uns die Geheimnisse einer fremden Welt verräth, in welche er so eben hinausschaut. Wir bemerken daher auch, daß der Tod selbst die Schlechtesten bessert; alles, was der Böswicht im Leben verabsäumte, sucht er im Vorgefühle des Todes nachzuholen, und sich, wie er's nennt, mit Gott zu versöhnen; alle die Pflichten, die

er mit Füßen trat, wiederholen ſich in ſeinem Gedächtniſſe, und mahnen ihn an die ſchwere Schuld, die er dieſſeits noch abzutragen hat. Ja, geſetzt auch, daß dies bloß die Gewiſſensangſt thäte, ſo würde es doch immer von moraliſchen Motiven zeugen, welche im Tode eine vorzügliche Wirkſamkeit offenbaren. —

Sehr troſtreich iſt in dieſer Hinſicht die Beobachtung der zum Richtplatz gehenden Verbrecher, und was manche der ruchloſeſten in der Todesſtunde ſprechen, die letzten Worte, womit ſie von dem verſammelten Volke Abſchied nehmen, ſind oft wirkſamere, moraliſche Vorträge, als die wir von Canzeln und Cathedern hören. — In pſychologiſcher Hinſicht iſt daher auch das Leſen derjenigen Teſtamente, welche von dem Teſtator im Vorgefühle des nahen Todes ſelbſt zu Papier gebracht wurden, gar ſehr merkwürdig, weil der letzte Wille eines ſolchen Menſchen gleichſam eine Urkunde ſeiner geiſtigen Läuterung iſt. Gewöhnlich fangen dieſe Urkunden mit Betrachtungen über das Loos alles Sterblichen, über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit der menſchlichen Dinge, über das zukünftige Leben, und mit Erhebung des Gemüthes zu demjenigen an, in deſſen Hände

der Testator seinen unsterblichen Theil übergiebt; dann folgt nicht selten eine Art von Beichte, oder eine Erinnerung an die verabsäumten Pflichten, die er nun nachholen wolle, eine Erklärung, allen Feinden vergeben zu wollen, ein aufrichtiges Bekenntniß, daß er ohne Groll von hinnen scheide, und auch von den Feinden und allen, die er jemals gekränkt, Vergebung hoffe ꝛc. — Mit einem Worte: es giebt vielleicht keinen, oder doch gewiß nur wenige, die im Tode nicht geläutert würden, und alle Schlacken der Bosheit und niedrigen Leidenschaft mit über die Schwelle des irdischen Lebens hinüber nähmen. So wenig ich mich nun zu dem crassen Glauben bekenne, daß sich diesen Verworfenen jenseit des Grabes eine Hölle aufthun werde, wie die schreckenschwangere Phantasie des Aberglaubens sich dieselbe ausmalt, so zweifle ich doch nicht, daß ihr Loos seyn werde, sich ferner noch in der Sphäre der Begierden und Leidenschaften, kurz in der Region des Schmerzes und des Wahnes herumzutummeln, und insofern glaube ich allerdings an eine Hölle.

Jene Heldenseelen hingegen, welche das Irdische einem erhabenen Zwecke opferten, jene göttlichen Märtyrer, welche, von dem Muthe des

Glaubens beseelt, den Schmerz und die Schrecken des Todes verachten, um ihren Mitmenschen irgend ein wahrhaftes Gut, z. B. geistige oder weltliche Freyheit zu erkämpfen: sie sind es, deren Hinscheiden mir als der stärkste Beweis gilt, daß die Seele unmittelbar in die Region der Verklärten übergeht, wenn ihre Läuterung vollendet ist, und die letzten Lebensmomente eines Huß, Gustav Adolph, Leonidas, Winkelried ꝛc. betrachte ich als Silberblicke, welche den Scheidungspunkt bezeichnen, wo sich das Ueberirdische von dem Irdischen losringt. —

Alles dieses scheint mir daher anzudeuten, daß der Tod nichts anderes sey, als Zerbrechung der bisherigen Form, um eine höhere Bildung aus ihr hervorgehen zu lassen, mit einem Worte: geistige Verwandlung. — Aber was für eine Bildung wird aus dieser hervorgehen? Werden wir vielleicht in einer andern organischen Form fortleben, oder als selbstständige Geister, die keiner körperlichen Werkzeuge mehr bedürfen, in die höhere Sphäre übergehen?

Ich glaube, daß auch die Palingeneste der menschlichen Seele, nach dem Gesetze der stufenmäßigen Entwickelung, nur einen dem vorigen

verwandten, wenn gleich mit höheren Kräften und Fähigkeiten begabten Schöpfungsgeist hervorbringen werde, kurz unsre Verwandlung wird jener der Raupe in den Schmetterling analog seyn. — Wären wir im Stande, den inneren Naturprozeß zu betrachten, der während dieser Verwandlung vorgeht, dann würden wir ohne Zweifel ein Wunder erblicken, wovon wir kaum eine Ahnung haben. Denn daß in der Puppe, welche das Geheimniß der Verwandlung in ihrem Innern verbirgt, ein ganz wunderbares Getriebe von Zersetzungen und neuen Verbindungen statt haben muß, das läßt sich nicht bestreiten, wenn wir die von der vorigen so sehr verschiedene Organisation der beschwingten Psyche betrachten, welche sich aus der Puppe entwickelt. Gleichwohl geht aus einer Schmetterlingslarve nie ein anderes Ding hervor, als ein Schmetterling, nie z. B. ein Käfer, eine Wespe, oder ein anderes Insekt, ja nicht einmal eine andere Unterart von Schmetterlingen wird sich aus dieser oder jener Larve oder Puppe entwickeln, als gerade diejenige, welche nach der ganz besonderen organischen Anlage aus ihr hervorgehen soll und kann; nie wird z. B. die Larve eines Papillon's oder Tagvogels

einen Nachtvogel oder Dämmerungsvogel (Phaläna oder Sphinx) erzeugen, oder umgekehrt. — Denn natürlich muß die Verwandlung, wegen der Verschiedenheit des Bildungsstoffes, der organischen Grundlage und des Schöpfungsgeistes, welcher diese oder jene Larve beseelt, auch verschiedene Resultate hervorbringen. —

Aus solcher Analogie ziehe ich nun die Folgerung, daß auch unsere Verwandlung im Tode ganz verschiedene Bildungen zu Tage fördern wird. — Zwar werden wir wahrscheinlich alle, gleich den Insekten überhaupt, mit einer höheren Schwungkraft begabt werden; wie der Schmetterling weniger für das Bedürfniß des Leibes existirt, als die unersättliche Raupe, desto fröhlicher aber auf der Blumenflur umherschwärmt: so hoffentlich auch Wir. Aber wie auch unter den Schmetterlingen noch ein großer Unterschied besteht in Hinsicht der Organisation und der Farbenpracht, und wie sich einige von den andern durch höhere Schwungkraft, zarteres Begehren und geistigeres Leben auszeichnen: so vielleicht auch Wir. Denn natürlich kann die große Mehrheit der grobsinnlichen Menschen zu einem unmittelbaren Uebergange in das Reich der Verklärten

unmöglich vorbereitet genug seyn, und ich zweifle daher nicht, daß ihre Seelen nach dem Tode noch in andern organischen Formen auf diesem oder einem andern Weltkörper eine Zeitlang fortbestehen werden, bis sie ihre Läuterung bestanden. — Doch davon späterhin ein Mehreres! —

---

# Eilfter Abſchnitt.

Was wird der unmittelbare Zuſtand der Seele nach dem Tode ſeyn? — Bewußtloſigkeit, welche erſt dann, wenn die Verwandlung vollendet iſt, in das Bewußtſeyn des neuen Zuſtandes übergehen wird. — Analoge Beyſpiele, wodurch dieſe Behauptung erläutert wird.

Was aber wird der Zuſtand unſrer Seele unmittelbar nach dem Tode ſeyn? — Und was wird aus dem Bewußtſeyn werden? — Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir erſt die Prämiſſe berichtigen: Was iſt Bewußtſeyn? Wie entſteht es, und in welchen Fällen wird es geſtört, unterbrochen und aufgehoben? —

Bewußtſeyn iſt die mehr oder weniger lebhafte Vorſtellung unſers beſonderen, von allen

andern verſchiedenen Daſeyns, oder mit andern Worten: die Vorſtellung unſers Ich's, entſpringend aus der concentriſchen Richtung unſers Vorſtellungsvermögens nach innen, oder auf uns ſelbſt. Je mehr alſo dieſe Richtung concentriſch iſt, das heißt, je mehr die Vorſtellungskraft der Seele auf ſich ſelbſt gerichtet iſt, deſto lebhafter iſt das Bewußtſeyn, deſto deutlicher unterſcheiden wir unſer Daſeyn von jedem andern; je mehr aber dieſe Kraft nach außen gerichtet iſt, und von ihrem Mittelpunkte abweicht, deſto dunkler und verworrener iſt das Bewußtſeyn, wie wir an der ſogenannten Geiſtesabweſenheit der Zerſtreuten wahrnehmen. Bey dem Thiere ſcheint das Bewußtſeyn nur ein dunkles Gefühl ſeines individuellen Daſeyns zu ſeyn, während es in dem Menſchen durch ein erhöhetes Vorſtellungsvermögen verſtärkt wird. — Das, was wir unſer Ich nennen, iſt daher nichts weiter, als das Centrum oder der Brennpunkt des Bewußtſeyns, in welchem gleichſam alle Strahlen unſrer Seele zuſammenfallen. — Das Bewußtſeyn entſtehet erſt dann, wenn die organiſche Bildung und der ſie beſeelende Schöpfungsgeiſt ſich in dem Grade entwickelt haben, daß die Vorſtellungskraft jener concentriſchen Richtung fähig iſt. — Daher fängt

das Daſeyn des Säuglings mit Bewußtloſigkeit, oder doch nur mit einem ganz dunklen Bewußſeyn an, welches erſt mit zunehmender Ausbildung zur Klarheit gelangt, und eben daraus folgere ich, daß auch unſre Exiſtenz nach dem Tode mit Bewußtloſigkeit, oder einem nur dunklen Bewußtſeyn des neuen Zuſtandes, anfangen werde. Denn jene concentriſche Richtung muß natürlich in allen den Fällen aufgehoben werden, wo eine geiſtige Umſchaffung oder Verwandlung, das heißt, eine veränderte Elementarverbindung erfolgt, und dies iſt wahrſcheinlich im Tode der Fall. — Erſt dann, wenn die neue Bildung, in welche unſre Seele übergeht, vollendet iſt, wird daher das neue Bewußtſeyn mit Klarheit in uns erwachen. —

Eine nähere Betrachtung derjenigen Zuſtände, wo jene concentriſche Richtung verändert wird, ſoll dieſe Hypotheſe erläutern. Zuſtände ſolcher Art ſind Ohnmacht, Scheintod, Traum und Wahnſinn. — Bey dem letzteren iſt es irgend eine phyſiſche oder moraliſche Kraft, welche mit einem ſolchen Stoß auf den Mittelpunkt der Seelenthätigkeit wirkt, daß die Richtung des Vorſtellungsvermögens auf dieſen Mittelpunkt geſtört, und daſſelbe auf einen andern Punkt, nämlich auf die fixe Idee des Wahnſinnigen, hingeleitet

wird. — Die Bezeichnung dieſes Zuſtandes durch den Ausdruck: Verrücktheit, iſt daher nicht ſo ganz unphiloſophiſch, und für den denkenden Arzt giebt es keine anziehendere und ſchwierigere Aufgabe, als die Heilung eines Geiſteskranken, weil hier alles darauf ankommt, die Vorſtellung wieder auf das Centrum eines klaren Bewußtſeyns zurückzuführen, aus welchem die Seele ſich und ihr Verhältniß zu den Dingen allein richtig zu erkennen vermag. — Ganz anders verhält es ſich mit der Ohnmacht und dem Scheintode, welcher von Bewußtloſigkeit begleitet iſt. Hier wird die concentriſche Richtung des Vorſtellungsvermögens nicht bloß geſtört, ſondern gänzlich unterbrochen. Die Lebensgeiſter, die Träger der Vorſtellungen, ſcheinen durch eine jähe Einwirkung von ihrem Centrum gänzlich verſprengt zu ſeyn, und zerſtreut herum zu irren, bis ſie allmählig ſich wieder um daſſelbe ſammeln; und dann erſt kehrt Bewußtſeyn und Lebensthätigkeit zurück. —

Ganz analog und gleichſam eine ſanfte Ohnmacht iſt der Schlaf. Hier ſcheinen die Vorſtellungen ſich anfänglich von den äußern Eindrücken loßzumachen und ganz nach innen zu wenden, indem ſie in immer engeren Wirbeln ihren Mittelpunkt umkreiſen; dann aber in ſanften Spiral-

linien nach und nach von ihrem Centrum abzuſchweifen, und ſo aus der Sphäre der Sinnenwelt in das verworrene Reich der Phantaſie, in immer ausgedehnteren Kreiſen, gleich den Ringen, die durch einen Steinwurf auf der Waſſerfläche entſtehen, abzuirren.

Daher findet im Schlafe nur ein dunkles und verworrenes Bewußtſeyn ſtatt, welches bey immer weitrer Abſchweifung der Vorſtellungen allmählig in jene wohlthätige Bewußtloſigkeit übergeht, welche die Gefährtin eines geſunden oder feſten Schlafes iſt. Daher kommt es denn auch, daß wir aus einem ſolchen Schlafe nur langſam wieder zum klaren Bewußtſeyn erwachen, weil die Vorſtellungen ſich nicht ſogleich wieder um ihr Centrum ſammeln und ordnen können, und ebendaher erklärt ſich auch die ſogenannte Schlaftrunkenheit, indem die Flüchtlinge ſich in der vorigen, ihnen fremd gewordenen, Sphäre nicht ſogleich wieder zurecht finden können. — Die bekannte Erſcheinung, daß man die Lebensgeiſter, zumal bey einer Ohnmacht, durch geiſtige Eſſenzen zurückruft und concentrirt, beweiſet zugleich, welch eine Verwandtſchaft zwiſchen den Elementargeiſtern der beſeelten und unbeſeelten Welt ſtatt findet; aus der Abweſenheit eines klaren Bewußt-

seyns im Schlafe ergiebt sich aber auch, daß jede Thätigkeit der Seele, wodurch die Vorstellungen mit Anstrengung auf ihren Mittelpunkt fixirt werden, das Einschlafen hindern muß. —

Aus allen diesen analogen Erscheinungen glaube ich nun die Folgerung ziehen zu dürfen, daß, da der Tod der höchste Grad der physischen Veränderung ist, nämlich gänzliche Zerstörung des Organismus, er auch im höheren Grade auf die Veränderung des Bewußtseyns wirken muß. — Wenn dieses also im Traume, im Wahnsinne und in der Ohnmacht nur verdunkelt, gestört und unterbrochen wird, so wird es im Tode vermuthlich gänzlich aufgehoben. — Hierin ist jedoch nichts, worüber wir zu erschrecken brauchen. Denn die Zerstörung trifft nur den Stoff unsers Wesen, nicht aber den Geist, der zwar auch eine Veränderung in seinem Elementarzusammenhange leidet, aber nur, um in eine neue Bildung umgeschaffen zu werden, in welcher, sobald die Verwandlung vollendet ist, ein anderes, wahrscheinlich schöneres Bewußtseyn erwachen wird. — Ich glaube daher auch, daß das thierische Bewußtseyn der Raupe — denn warum sollte nicht das kleinste Thier ein gewisses dunkles Gefühl seiner Existenz haben, da es offenbar der Empfindung fähig ist? —

während ihrer Verpuppung aufhört, und daß ein ganz neues Bewußtseyn erst in dem Schmetterlinge erwacht. — Und wenn meine Hypotheſe, daß das menſchliche Daſeyn ſich nach und nach aus dem thieriſchen entwickelt hat, nicht ohne Grund iſt, ſo erklärt es ſich auch auf dieſe Weiſe, warum wir Menſchen kein Bewußtſeyn des früheren Zuſtandes haben. Ich laſſe es alſo dahingeſtellt ſeyn, was manche verſichern, daß ſie ein dunkles Gefühl eines früheren Daſeyns als Thier oder Menſch, ja ſogar als dieſes oder jenes Individuum der Vergangenheit in ſich tragen, denn ſoviel iſt gewiß, daß wir während der erſten Entwickelungsperiode faſt in völliger Bewußtloſigkeit vegetiren, und erſt dann, wenn der Schöpfungsgeiſt ſich in uns mehr von der gröberen Beymiſchung geläutert hat, erwacht ein neues, höheres Bewußtſeyn in uns, das Bewußtſeyn, daß wir vernunftfähige Geſchöpfe, und zu einer höheren Wirkſamkeit beſtimmt ſind, als das Thier.

## Zwölfter Abschnitt.

Beantwortung des Einwurfes, daß mit der Erinnerung an unsern frühern Zustand auch unser individuelles Daseyn aufhöre. — Daseyn ist nicht Stillstand, sondern steter Wechsel; mit jedem Augenblicke sind wir andre, als wir waren. Demselben Wechsel ist daher auch das Bewußtseyn unterworfen, und das Vermögen, es in uns zu erneuern, das Erinnerungsvermögen. — Beantwortung der Frage: ob Erinnerung und Wiedersehen zum Inbegriff einer vollkommenen Glückseligkeit gehören, und wie sie in einer höheren Sphäre zu erwarten sind.

„Da haben wir's!" — fällt mir der Zweifler triumphirend in die Rede. — „Du giebst also zu, daß unsre Existenz nach dem Tode mit Be-

wußtloſigkeit des jetzigen Zuſtandes verbunden ſeyn werde. — Gut! — dann aber haſt du auch zugegeben, daß unſer jetziges Daſeyn mit dem Tode aufhöre. Denn worin anders beſteht denn unſre Seele, oder das, was in uns denkt und empfindet, als in dem Bewuſtſeyn eines ganz beſonderen, eigenthümlichen und von allen andern verſchiedenen Daſeyns, kurz, in dem Bewußtſeyn, daß wir wir ſelbſt ſind? Dieſes ſchließt ja aber auch die Erinnerung an unſer früheres Daſeyn in ſich. Geh: dieſe verloren, ſo iſt unſre Exiſtenz gleichſam mitten durchgeſchnitten, folglich kein Ganzes mehr; wir haben dann aufgehört, dieſelben zu ſeyn, die wir waren, und geſetzt auch, daß die Elemente unſers früheren Weſens ſich zu einem vollkommneren verbinden. Die vorige Verbindung, das vorige Daſeyn iſt aufgehoben: wir ſind ganz andre Weſen geworden!" — Darauf antworte ich: Iſt denn jedes Fortſchreiten zum Vollkommneren etwas anderes, als Veränderung des vorigen Zuſtandes? Giebt es einen Stillſtand in der Natur? Und kann er dem Bedürfniſſe eines vernünftigen Weſens entſprechen, welches immer nach dem Höheren ſtreben ſoll? Du fürchteſt, wir werden nach dem Tode nicht mehr dieſelben ſeyn, die wir waren. Aber ſind wir etwa

nicht mit jedem Pulsſchlage andre, als wir waren? Iſt unſer Daſeyn nicht ein beſtändiger Wechſel? Gleicht unſre Seele nicht einem Prisma, worin ſich die Lichtſtrahlen mit jedem Augenblicke, wenn gleich unmerklich, anders brechen? Wechſeln nicht ſtets andre Vorſtellungen und Empfindungen in unſrer Seele? Biſt du als Jüngling noch derſelbe, der du als Knabe; als Mann noch derſelbe, der du als Jüngling warſt? — Und wenn du als Greis auf deine früheſte Jugend zurückſchaueſt, oder dein Ebenbild als Kind erblickſt: erſcheint dir dieſes Kind nicht als ein von dem Greiſe ganz verſchiedenes Weſen? — Siehe jene Wolke, die mit jedem Windſtoße, mit jedem Luftſhauche allmählig ihre Geſtalt verändert! betrachte ſie nach einer Viertelſtunde wieder: ob du noch dieſelbe Wolke in ihr erkennen wirſt. — So die menſchliche Seele! jeder Stoß des Schickſals, jeder Hauch des Lebens geſtaltet ſie anders. — Ja ſelbſt die Elemente unſers Weſens ſind nach einer Reihe von Jahren nicht mehr dieſelben. Form ſowohl als Stoff, ſind ſteter Veränderung unterworfen; nur das Grundgeſetz unſrer Entwickelung beſteht, bis die Form zerfällt, um einer andern zu weichen, die zugleich ein andres Entwickelungsgeſetz erheiſcht. — Betrachte jenen

Birnbaum, der in deiner Jugend gepflanzt wurde! Du faheſt ihn alle Tage, bis er 40 Jahr alt wurde; du glaubſt, er ſey noch derſelbe Baum, den du pflanzen faheſt. Du irrſt: er iſt der Geſtalt ſowohl, als dem Weſen nach, ein ganz andrer. — Durch ſtetes Hinzutreten und Hinausſcheiden neuer Atomen, welche er aus Erde, Luft und Sonnenlicht in ſich aufnahm und wieder ausgab, iſt er in ſeinen Bildungsſtoffen, die unbemerkbar, durchaus verändert worden. Nur Eins war bleibend in ihm: der Elementargeiſt, der in ihm wohnt, jene Grundform der Vegetation, wodurch er ſich gerade zu dieſem beſonderen Birnbaum entwickelte, der dir Jahr aus Jahr ein ſo köſtliche Früchte ſpendet. —

Betrachte jenen Mann! du kannteſt ihn als Kind, du faheſt ihn faſt täglich bis in ſein funfzigſtes Jahr. Du glaubſt, er ſey noch derſelbe, der er als Kind war. Du irrſt! ſowohl äuſſerlich als innerlich iſt er ein andrer. Aeuſſerlich: denn ſeine Geſtalt iſt bis auf gewiſſe Eigenthümlichkeiten ſeiner organiſchen Bildung und dieſe phyſiognomiſchen Grundzüge verändert, und auch die Stoffe ſeiner körperlichen Miſchung ſind im Gange der phyſiſchen Entwickelung durch andre Nahrungsſtoffe ganz erneuert worden. Innerlich: denn Geiſt

und Gemüth haben ſich in ihm durch Erziehung, Studium und Erfahrung, wie durch die beſondre Richtung, welche Schickſale und Lebensverhältniſſe ihm gaben, ganz anders geſtaltet, neue Ideen und Empfindungen, neue Triebe und Kräfte haben ſich in ihm erzeugt und ausgebildet, kurz: er iſt auch in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht ein andrer geworden. — Nur Eins war bleibend in ihm: der Elementargeiſt in ihm, der Schöpfer jenes Grundgeſetzes, wodurch er ſich gerade zu dieſem Individuum entwickelte, deſſen urſprüngliche Gemüths- und Geiſtesanlagen jetzt ſo ſchöne Früchte zeugen, zu jenem wackern Staatsbürger und Geſchäftsmann, der nie vom Pfade des Rechts und der Pflicht weicht, und Gutes und Edles um ſich her verbreitet, zu jenem verſtändigen und einſichtsvollen Manne, der in allen Verhältniſſen ſo klar ſchaut, und immer die rechten Mittel zum Zwecke wählt. — Wenn alſo unſer Daſeyn ein beſtändiger Wechſel iſt: muß dann nicht auch unſer Bewußtſeyn und das Vermögen, es in uns zu erneuern, demſelben Wechſel unterworfen ſeyn? — Was folgt nun hieraus? — daß, wie wir ſelbſt uns ſtets verändern, auch unſre Erinnerung ſtets eine andre ſeyn muß; daß, je weiter wir uns von einem früheren Zuſtande entfernen, auch

die Erinnerung an demſelben immer ſchwächer werden muß, gleichwie wir eine Gegend, je weiter wir uns von ihr entfernen, immer undeutlicher erkennen, bis ſie zuletzt gänzlich unſerm Geſichtskreiſe entſchwindet.

„Zugegeben. — Aber das iſt ſehr traurig. Denn ohne Erinnerung iſt doch offenbar keine vollkommene Glückſeligkeit möglich. — Und dieſe ginge ja hienach verloren.“ — Verloren? — Allerdings! aber **nicht unwiederbringlich**, vielmehr heſſe ich wahrſcheinlich zu machen, daß wir die Erinnerung an unſern jetzigen Zuſtand in unſere höhere Lebens-Sphäre wieder aufnehmen werden.

Doch geſetzt einmal: ſie ginge unwiederbringlich verloren: was, frage ich, kann wohl dem Schmetterlinge, der ſo frey und ſelig auf der ſonnigen Flur herumflattert, mit der Erinnerung geholfen ſeyn, daß er einſt eine kriechende Raupe war? — Wenn es einen Zuſtand giebt, wo wir als ſelige Geiſter nach ewigen Geſetzen der Harmonie und Vernunft leben: wer möchte dann nicht gern die Erinnerung an die Armſeligkeiten und traurigen Verirrungen dieſes Lebens aus ſeiner Seele vertilgt wiſſen? Jede höhere Entwickelungsſtufe hat auch ihre höheren Anſichten,

ihre höheren Bedürfnisse und Freuden; und wenn wir als Männer zuweilen mit süßer Wehmuth auf die harmlosen Spiele unsrer Knabenzeit zurückblicken, so hat das wahrlich nicht seinen Grund in dem Verlangen, wieder Kartenhäuser zu bauen, und auf Steckenpferden herumzureiten, sondern in der Erinnerung an einen Zustand, der mit der Beschränktheit des kindlichen Alters auch die negative Glückseligkeit der Unschuld und Sorglosigkeit vereint. Erwachsene Leute lassen sich daher auch wohl zu den Spielen der Kinder herab, es ist das eine Art von Selbsttäuschung, die sich gern von dem drückenden Ernste des männlichen Alters losmachen, und wenigstens in der Einbildung wieder ein Kind seyn möchte, aber wahrlich nur auf Augenblicke: denn nur zu bald wird ihnen das kindische Treiben unschmackhaft, und sie kehren mit Begierde zu den ernsteren Beschäftigungen ihres Alters zurück. Beweis genug, daß es mehr eine negative Glückseligkeit ist? nämlich die Abwesenheit der Sorgen und des Mißmuthes, der Leiden und Gebrechen des Alters, was die Erinnerung an des Kindesalter versüßt, als eine positive.

So haben sich auch, nach dem heiteren Glauben der Alten, die Himmelsbewohner zu den Sterb-

lichen herabgelaſſen, und ſich an ihrem Treiben ergötzt.

Daß ſie aber nicht lange bey dieſem thörichten Geſchlechte verweilten, und bald aus Ueberdruß in ihre ſeligen Wohnungen zurückkehrten, iſt ſehr erklärbar. Und ſo werden vielleicht auch wir einſt zu dieſem armſeligen Gewürm herniederſchweben.

Und wie wir jetzt als Männer und Greiſe über das Herren- und Knechtſpiel der Kinder lächeln, ſo werden wir dann vielleicht mitleidig auf die ernſthafteren Knabenſpiele der Menſchen herabſehen, auf ihre Kämpfe und Arbeiten, ihre Sorgen und Mühen, ihre Händel und blutigen Raufereyen, ihre Menſchenjagten und Völkerſchlachten, ihre Soldaten-Spielereyen und Despoten-Hudeleyen, auf ihren Ehrgeiz und Dünkel, ihren Geburts- und Ahnenſtolz, ihr Haſchen und Jagen nach Orden, Ländern und andern Flittern, wie auf ihre Weltverbeſſerungs-Träume und philoſophiſchen Syſteme. — Sagt einmal aufrichtig: kann dann wohl die Erinnerung, daß wir dieſe Knabenſpiele auch einmal mitmachten, zur Erhöhung unſrer Glückſeligkeit beytragen? —

— Doch! doch! — Denn geſetzt auch, daß uns mit dem Rückblicke auf den Jammer und die

Verirrungen des Erdenlebens nicht geholfen wäre: wer möchte wohl eben so gern die Erinnerung an die guten Werke aufgeben, die er hier gestiftet, an die reinen Freuden, die er hier geschmeckt hat? Und wer möchte wohl das Andenken an die theuren Seelen aus seinem Gedächtnisse verbannt wissen, die schon hier einen Theil seiner selbst ausmachten? Wer möchte sich mit dem Gedanken an die Auferstehung der Todten befreunden können, wenn er ihm nicht zugleich die Hoffnung gewährte, diejenigen einst wieder zu finden, mit denen er hier Lust und Schmerz theilte, deren Liebe ihm Trost und Balsam für die Wunden des Lebens war? kurz: wer möchte wohl den Gedanken an ein zukünftiges Leben ertragen, wenn in dem Ozean, in welchem das gegenwärtige zerrinnt, zugleich die Erinnerung an dasselbe untergehen soll? — Wahrlich! es ist etwas Untröstliches in dem Gedanken, daß alle menschlichen Anstrengungen und Kämpfe, alle Freuden und Leiden für das Gedächtniß verloren gehen sollen, daß alle jene großen Seelen, die das Sterbliche dem Unsterblichen opferten, ohne Hoffnung auf den unverwelklichen Preis der Erinnerung gekämpft und gerungen, gewirkt und

geschaf-

geschaffen haben sollen.*) Ja es möchte vielleicht wenig Erhabenes geschehen, wenn derjenige, welcher das Zeitliche an eine große Idee zu setzen bereit ist, nicht von dem schönen Glauben beseelet würde, daß die Strahlen seines Werkes in das zukünftige Leben hinüberleuchten werden. — Und wenn nun auch die Liebenden keine Aussicht hätten, sich jenseits wiederzufinden: wie würde mit einemmal aller Zauber jenes himmlischen Gefühles schwinden, dessen Ziel in das Unendliche hinausgesteckt ist! wie wenig Beyspiele jener aufopfernden Liebe und heroischen Freundschaft würde es dann noch geben, die, weil ihr irdisches Glück versagt ist, in der Hoffnung einer zukünftigen Vereinigung von hinnen scheidet! — Es ist daher wohl nichts natürlicher, als die Frage: wie ist diese, von dem Begriffe einer vollkommenen Glückseligkeit unzertrennliche Erinnerung denkbar?

*) Diese Betrachtung hat sich hier vorzüglich in mir erneuert bey der Nachricht von dem Tode unsers unvergeßlichen Fischer.

# Dreyzehnter Abschnitt.

Die Beantwortung dieser Frage bedingt eine andre: welches nämlich ist das Endziel der geistigen Entwickelung? — „Entbindung des Geistes aus den Grundstoffen der Schöpfung, und stufenmäßige Herausbildung desselben zum göttlichen Ideal.“ — Das Gesetz aber, welches dieser Entwickelung zum Grunde liegt, ist das der geistigen Anziehung.

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns nothwendig in die übersinnlichen Höhen erheben, und auf der Leiter des Verstandes eine Staffel zu erklimmen suchen, von welcher sich uns das ferne Endziel zeigt, dem der Weltgeist uns entgegenführen will. — Diejenigen, welche alle Schlußfolgen auf ein mathematisches Granit-Fun-

dament gegründet wissen wollen, werden diese Leiter zwar mit Jacobs-Traumleiter vergleichen, welche an eine Nebelwolke angelehnt sey, und mit welcher der schwerfällige Menschenverstand herabzustürzen Gefahr laufe. Aber das soll uns nicht bange machen. Denn was wir auf dieser Leiter erstreben, ist ja nichts anderes, als ein Resultat des Verstandes, welcher von Gesetzen der sichtbaren Welt auf analoge Gesetze der unsichtbaren folgert, mithin, wie die strenge Mathematik, mittelst gegebener Größen die unbekannte Größe X sucht und findet. — Unsre transcendentale Leiter hat nicht allein einen festen Grund und Boden, worauf sie steht, sondern auch einen festen Anlehnepunkt, und beydes ist die sichtbare Welt. Mag sie daher auch um einige Sprossen in die unsichtbare hinausragen: wir können sie ohne Gefahr erklimmen, vorausgesetzt, daß wir nicht zu leicht vom Schwindel befallen werden. Welches also ist das wahrscheinliche Ziel, dem wir entgegen wandeln, und wird auch Erinnerung und Wiedervereinigung zu dem Begriff unsrer künftigen Glückseligkeit gehören?

Ich bin der Meinung, daß alles Leben und Regen, alles Keimen und Entfalten, alles Blühen und Verwelken, alles Bilden und Zerstören,

alles Aufbauen und Zertrümmern, welches wir um uns her wahrnehmen, nichts anders sey, als das allmählige Entwickeln einer neuen uns unsichtbaren Schöpfung aus den geistigen Elementen der sichtbaren, zur Verwirklichung eines göttlichen Urbildes, in welchem der Inbegriff des Vollendet-Schönen zu einer harmonischen Einheit ausgebildet sey, erhaben über Zeit und Raum, über Zerstörung und Beschränkung.

Das stufenmäßige Fortschreiten, welches wir in der Natur bemerken, führt uns nämlich zu der Vorstellung eines großen Bildungs-Prozesses, wodurch der Weltschöpfer das geistige Element *) aus den Körperstoffen entbinden, läutern, und zu jener harmonischen Gesammtbildung erheben will, welche ich die unsichtbare Schöpfung nenne, die aus der sichtbaren hervorgeht.

Wir nehmen nämlich ein höchst feines, flüchtiges, bewegliches und mächtiges Grundwesen in der Natur wahr, welches von den Stoffen, woraus alle körperlichen Bildungen zusammengesetzt sind, sich auffallend unterscheidet, und dessen ich oben schon bey Erwähnung der Atomen gedachte.

---

*) Ich weise hier auf das zurück, was ich oben von den Atomen der Seele sprach.

In der unorganiſchen Welt ſcheint dieſes geiſtige Weſen noch ganz roh und unentwickelt als erſtes Lebens-Element in den Grundſtoffen der Schöpfung zu ſchlummern. In der organiſchen erſcheint es ſchon als ausgebildeter Entwickelungsſtoff, und als ſolchen nennen es die Phyſiologen Lebensſtoff, Lebenskraft, (auch Lebensgeiſt) Erregbarkeit, nach Stahl, die Seele, und nach Meſmer, das allgemeine magnetiſche Fluidum.

Dieſes unſichtbare Weſen nun iſt vielleicht auch der Grundſtoff, oder, wenn man will, die prima materia, woraus der Elementargeiſt die menſchliche Seele hervorbildet.

Aber ſchon in der unorganiſchen Welt giebt es ſich durch Anziehung und Abſtoßung, bald als freundliches, bald als feindliches Princip zu erkennen, und eben ſo in der organiſchen. Wie dort die Begegnung des Unverträglichen Kampf und Erſchütterung, Trennung und Zerſtörung zur Folge hat, ſo äußert es ſich hier durch ganz analoge Erſcheinungen, nämlich durch Zuneigung und Abneigung, durch Liebe und Haß, durch den Einklang oder Widerſtreit der Triebe und Neigungen. Was wir Hang zum Guten oder Böſen nennen, iſt daher vielleicht nichts anderes, als das Reſultat des in dieſem oder jenem Men-

schen vorherrschenden Erregungs-Stoffes, welcher sich in der unbeseelten Schöpfung als blinde, willenlose Naturkraft, in der beseelten aber, wo es schon zum Denken und Empfinden geläutert ist, durch den Antrieb zum Guten und Bösen, und durch das Vermögen, Gutes und Böses zu unterscheiden, offenbaret.

So lange aber das geistige Element noch an den Körperstoff gebunden ist, bedarf es zu seiner Entbindung und Entwickelung einer höheren Kraft, die es aus dessen Banden befreyet. Dies ist eben jener Schöpfungsgeist, der sich durch die Art und Weise, wie er das Element ausbildet, als anziehende Kraft zu erkennen giebt. Dieses Bestreben findet jedoch in dem Kampfe mit der abstoßenden Kraft sowohl, als mit der Schwerkraft des Stoffes (die man auch Trägheit oder zurückziehende Kraft nennen kann) ein stetes Hinderniß, und wie dieser Kampf nothwendig zu seyn scheint, um den Geist durch Uebung zu bilden und zu stärken, so ist er zugleich die Ursache der Trennung und Zerstörung in der organischen Welt, aus dieser Trennung aber entspringt zugleich das Gefühl des Schmerzes, so wie das entgegengesetzte der

Luſt aus der harmoniſchen Begegnung des Anziehenden und Angezogenen.

Nach dem Geſetze der Progreſſion nimmt die Anziehung zu, je mehr ſich das Angezogene dem Anziehenden nähert, und auch hieraus ziehe ich die Folgerung, daß die Seele, ſobald ſie über das Gebiet des Irdiſchen hinweg iſt, nicht mehr in daſſelbe zurückſinken kann, ſondern ſich mit immer verſtärkter Anziehung ihrem Gegenſtande nähern muß.

Dieſer aber iſt eben jenes überſinnliche Endziel, von welchem alle geiſtige Anziehung ausgeht.

Doch ehe wir zu demſelben emporklimmen, kommt es erſt darauf an, durch analoge Naturerſcheinungen das Geſetz der Anziehung zu rechtfertigen. — Es giebt ſich nämlich überall durch jenen mächtigen Trieb zu erkennen, womit in dem Gebiete des Geiſtigen das Verwandte dem Verwandten zu begegnen ſtrebt.

Beyſpiele aus der phyſiſchen und moraliſchen Welt mögen dies erläutern.

## Vierzehnter Abschnitt.

Wie sich das Gesetz der Anziehung in der physischen und moralischen Welt zu erkennen giebt. Bey der chemischen Anziehung — Vegetation — thierischen Entwickelung und menschlichen — Liebe, Glaube, Freyheitstrieb, Forschungstrieb, Kunstsinn ꝛc., sind nichts anderes, als Keime, welche durch höhere Anziehungskraft entfaltet werden, wie der Pflanzenkeim durch Luft und Licht.

Wodurch geschieht es, daß das Feuer aus dem verschlossenen Raume zerstörend hervorbricht, sich mit der Lebensluft (dem Sauerstoff-Gas) verbindet, und mit ihr vereinigt, zur Riesenflamme emporwächst?*) — Was liegt dem Gesetze der

*) Die Lebensluft, jener höchstgeistige Theil der atmosphärischen Luft, welcher die nothwendige Verbrennung

chemiſchen Verwandſchaften, der Gährung, Sublimation ꝛc. zum Grunde? Was bewirkt die Wechſelwirkung magnetiſcher und electriſcher Kräfte? Was macht den Wein im Faſſe aufſprudeln, wenn die Zeit da iſt, wo die Reben blühen? Was macht, daß das Meer gegen den Mond anſchwillt? Es iſt das Geſetz der Anziehung, wonach das Geiſtige dem Geiſtigen zu begegnen ſtrebt, ſo wie es die Schwerkraft oder körperliche Anziehung iſt, welche auf entgegengeſetzte Weiſe das Annähern der Körperſtoffe, z. B. das Herabfallen der feſten Körper, die Gravitation der Planeten, und den Verfall des entgeiſten Körpers bewirkt. Denn was wir Verweſung, Auflöſung nennen, iſt ja nichts weiter, als das Zurückſinken des Stoffes zur Erde nach dem Geſetze der Schwere.

---

alles thieriſchen Lebens iſt, äuſſert überhaupt eine merkwürdige Verwandſchaft mit dem Feuer. Denn ſie iſt nicht allein das Lebens-Princip des Feuers, ohne welches die Flamme ſogleich erliſcht, ſondern ſie bietet auch die merkwürdige Erſcheinung dar, daß eine glimmende Kerze und ein glühender Stahldraht in ſie hinein getaucht, plötzlich im helliſten Lichte auflodern, und daß der Phosphorus in ihr mit Sonnenhelle leuchtet. Doch wem wäre das nicht bekannt?

Ferner: was macht die Pflanzen sprießen, wachsen, und sich organisch entwickeln? — So weit es den Naturforschern möglich war, das Geheimniß der chemischen Verbindungen und Absonderungen zu belauschen, welches der Vegetation zum Grunde liegt, spielt auch hier die anziehende Kraft eine Hauptrolle, indem sie durch die Einwirkung der Lebensluft, durch Licht und Wärmestoff hauptsächlich jene Zersetzungen und verwandschaftlichen Einigungen bewirkt, vermöge deren sich die Pflanze aus dem Keime hervorbildet und entwickelt. Und sie ist es auch wahrscheinlich, welche macht, daß sich die Pflanzenseele zuletzt gänzlich von dem Stoffe losringt, indem sie die zu ihrer ferneren Entwickelung nicht mehr taugliche Form verläßt, um in eine höhere organische Bildung — (Pflanze oder Thier) — überzugehen, wiewohl dieser Uebergang unsrer Wahrnehmung verborgen ist. —

Doch steigen wir auf unsrer Leiter zum Thierreiche empor! Hier offenbart sich die anziehende Kraft schon auf ganz andre Weise, nämlich durch die Hervorbringung eines vollkommener organisirten Wesens, welches mit Bewegung und Selbstthätigkeit begabt ist. Hier sehen wir das geistige Element schon zur Empfindung, zur Begierde,

zum dunklen Vorſtellungsvermögen ausgebildet; hier ſind es Erhaltungstrieb, Geſelligkeitstrieb, Geſchlechtstrieb und mütterlicher Inſtinkt, zuweilen ſogar höhere Triebe, z. B. Treue und Dankbarkeit, wodurch ſich die Anziehung äußert, und dieſe höheren Triebe verrathen zugleich, daß die thieriſche Attraktion ſchon Vorbereitung, oder doch Anlage, zu einem denkenden und höher empfindenden Weſen, folglich ein unmittelbarer Uebergang zum Menſchen gar wohl denkbar ſey. — Auch iſt das Thier dasjenige Geſchöpf, welches die Natur durch die Fähigkeit zu unterſcheiden, was ihm Luſt oder Schmerz bereitet, zur moraliſchen Freyheit, zur Vernunft erziehen zu wollen ſcheint.

In dem Menſchen endlich giebt ſich dies Geſetz der Anziehung nicht allein durch eine ungleich edlere organiſche Bildung zu erkennen, zu deren Daſeyn die Stoffe ſich einen, ſondern auch durch Triebe, welche ihn ſchon mit über das Irdiſche erheben.

Sobald wir nämlich zu dem Bewußtſeyn unſrer menſchlichen Beſtimmung gelangen, erwacht auch mehr oder weniger in uns die Vorſtellung eines Urbildes der Vollkommenheit, und mit der Vorſtellung zugleich der Trieb, uns demſelben zu

nähern. Dieſes Urbild umfaßt die Vorſtellungen des Wahren und des Schönen. — Wahrheit nenne ich Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt und mit dem Zwecke unſers Daſeyns, wie er ſich durch unſere Kräfte und Anlagen offenbaret. Schönheit iſt entweder körperliche oder unkörperliche, das heißt, Seelenſchönheit, Tugend. — Dieſe aber nenne ich Uebereinſtimmung mit Gott, das heißt, mit dem Urbilde der Schönheit und des Ebenmaaßes, wie wir es bey dem Anblicke der Weltordnung ahnen. — Tugend oder Seelenſchönheit iſt daher ein bloßes Abſtraktum oder ein Ideal. — Die Phantaſie verkörpert nun das Ideal gar gern zu einem ſinnlichen Bilde, welches ſie natürlich in der ſichtbaren Welt ſucht. Findet ſie hier ein jener dunklen Ahnung des Urbildes entſprechendes Gleichniß, worin ſie gewiſſe Grundzüge deſſelben zu erkennen glaubt — (welche ſich in dem Weibe hauptſächlich durch den Ausdruck der Milde und Anmuth, in dem Manne aber durch den der Kraft und des Hochſinnes ausgeſprochen) — ſo entſpringt daraus das Gefühl der Liebe, jener höheren nämlich, welche von thieriſcher Beymiſchung ſo frey iſt, als es die centauriſche Zuſammenfügung des Menſchen nur irgend zuläßt. —

Die Griechen ſahen die Gefühle für Schönheit, Tugend und Wahrheit als Grundtriebe der menſchlichen Seele an. Daher jene ſublime platoniſche Dichtung, daß die Seele, bevor ſie in eine ſinnliche Erſcheinung überging, als ein reinideales Weſen mit den Begriffen der Schönheit, Tugend und Wahrheit von Anbeginn vereint geweſen, durch ihre Verkörperung aber von dieſen Begriffen abgefallen ſey, und nun auf weiten Bahnen zu ihnen zurückkehre; eine Idee, die zwar unendlich ſchön, aber ſo ſubtil iſt, daß ſie, wie eine ſchillernde Seifenblaſe unſrer Faſſungskraft entſchwindet. Zwar glaube auch ich, daß jener angeborne Sinn für Wahrheit und ſittliche Schönheit, der gleich mit dem erſten menſchlichen Bewußtſeyn in uns erwacht, jener ernſte und unbeſtechliche Richter, der hocherhaben über dem blinden Getümmel der Leidenſchaften in unſrer Bruſt thront, wo ihm als winkfertige Diener das ſtrafende und belohnende Gewiſſen zur Seite ſtehen, ein unmittelbarer Abkömmling der Gottheit ſey, denn aus ihm entſpringt ja das Gefühl unſers göttlichen Urſprungs und unſrer göttlichen Beſtimmung: aber dieſer Sinn ſcheint mir ein noch unentwickelter Keim, der erſt in ſtufenmäßiger Ausbildung begriffen iſt. Dasjenige nun,

wodurch er entfaltet wird, iſt eben jene höhere Anziehungskraft, welche von dem Urbilde der Vollkommenheit, von Gott ſelbſt, ausgeht, und die Blüten, welche ihm entſprießen, ſind ein eben ſo nothwendiges Erzeugniß der bildenden Urkraft, als die Blüten, welche das Sonnenlicht dem Gewächſe entlockt.

Doch laßt uns jetzt die verſchiedenen Erſcheinungen, wodurch ſich das Geſetzt der Anziehung in der ſittlichen Welt zu erkennen giebt, einzeln betrachten. Sie heißen Liebe, Freundſchaft, Glaube, Hoffnung, Freyheitstrieb, Forſchungstrieb, Kunſtſinn ꝛc.

Liebe, Freundſchaft und alle ihnen verwandten ſchöneren Triebe, welche in der menſchlichen Sphäre das Gleichartige verbinden, welche aus der Uebereinſtimmung des Urſprunges, der Neigungen und Gefühle, der Leiden und Freuden, der Schickſale und Gefahren, Blutsverwandte, Freunde und Gefährten, Bundes- und Kampfgenoſſen hervorgehen laſſen: was ſind ſie anders, als die Wirkung einer geheimen Anziehung, die nothwendig überirdiſcher Art ſeyn muß, da ihre Macht über die Grenzen des irdiſchen Lebens hinausgeht.

Herzerhebend und pſychologiſch merkwürdig

ſind daher die Beyſpiele von Freunden, Liebenden, Gatten, Eltern, Kindern u. ſ. w., die mit ſtummer Hingebung, nur von dem einzigen Gefühle der Sehnſucht erfüllt, dem Vorausgegangenen in den Tod folgten, indem ihre Lebenskraft der Gewalt des Schmerzes unterlag. — Was iſt dieſe Sehnſucht anders, als Anziehung? — Und in der That laſſen ſich ſolche Erſcheinungen nur durch ein geheimes Band zweyer Seelen erklären, die ohne Vereinigung nicht beſtehen können, und deren eine die andre mit ſich in die neue Sphäre zieht; nur auf dieſe Weiſe läßt ſich jener Heldenmuth der Liebe, welcher einen gemeinſchaftlichen Tod der Trennung vorzieht, und jenes ſympathetiſche Gefühl erklären, welches zwey Herzen oft urplötzlich, wie durch einen elektriſchen Schlag, entzündet; *) und nur auf dieſe Weiſe dürfte uns das Geheimniß jener unmittelbaren Geiſtesberührungen klar werden, die man Ahnungen nennt. — Was giebt dem Glaubenshelden den Muth, die Schrecken des Todes zu verachten, und auf Scheiterhaufen und Blutgerüſten das irdiſche Leben für heilige Wahrheiten

*) Oder iſt es, nach Ariſtoteles, nur Eine Seele in verſchiedenen Körpern?

und Öffenbarungen zu opfern? — Es ist der Glaube! — Was aber ist der Glaube, als Erhebung des Gemüths zu dem göttlichen Urbilde, folglich eine Wirkung jener geheimen Anziehungskraft, die von dem Gebiete des Uebersinnlichen ausgeht? — Was begeistert den Helden, der sein Blut in der Feldschlacht verspritzt? Was rüttelt die Völker aus dem Todesschlafe der Knechtschaft, und rüstet sie mit der Kraft aus, den ehernen Phalanx der Söldner zu durchbrechen? — Es ist der Trieb der Freyheit! Was aber ist dieser, als das Ringen nach einem Ziele, an welches der Kämpfende das Leben setzt, um es entweder diesseits oder jenseits zu erreichen? Muß aber eine Kraft, die uns über das Irdische erhebt, nicht auch einen überirdischen Ursprung haben? — *) Ueberhaupt ist es der Freyheitstrieb, durch welchen sich die anziehende Naturkraft am mächtigsten kund giebt. Schon der rohe Elementargeist zeigt ein Bestreben nach ungehemmter Entwickelung;

*) Siehe Egmont's Lebensende in Göthe's herrlichem Drama, höre Beethovens begleitende Musik, und fühle der Freyheit hinreißende Gewalt, wenn das Drama des wirklichen Lebens dich kalt lassen kann.

lung; Feuer und Luft befreyen ſich donnernd und zerſtörend aus dem verſchloſſenen Raume, das entbundene Gas zerſprengt das Gefäß, und wer kennt nicht die furchtbar zerſtörende Gewalt, womit die entwickelte Salpeterluft die eherne Kugel vor ſich hertreibt und ſich Bahn bricht? — Anders offenbart ſich der Freyheitstrieb in dem Pflanzenreiche; der Keim durchbricht die harte Schaale und die ſtarre Erde, und das entfaltete Gewächs ſtreckt ſeine Zweige durch die finſtre Mauerſpalte zum Lichte der Sonne hervor; aber ungleich mächtiger kündigt ſich dieſer Trieb in dem Thierreiche an, und am mächtigſten in dem Menſchen. — Wie? Und ihr wollt ihn erſticken? — Bietet alle eure Künſte auf: es wird euch nie gelingen! — —

Was iſt der Tugendtrieb, welcher die Güter der Erde für höhere wegwirft? Was iſt die Hoffnung auf ein beſſeres Leben, die uns bis zum Grabe nicht verläßt? Was iſt die Geduld, die alle Schmerzen überwindet? Was iſt der Durſt nach Wahrheit und Wiſſenſchaft, der, um zu dem Urquell des Lichts zu gelangen, weder Anſtrengungen noch Opfer und Gefahren ſcheuet? Was iſt die Denkkraft überhaupt? Iſt ſie nicht Wirkung einer verborgenen Anziehungskraft? Iſt

es nicht derſelbe Durſt nach Licht, den der Geiſt mit der Pflanze gemein hat? — „Cogito: ergo sum!“ ſagte Descartes — Cogito: ergo ero! — hätte er weiter ſchließen können, denn gerade in der Denkkraft liegt ja eine der ſtärkſten Bürgſchaften für die Fortdauer der Seele. — Und nun endlich! was iſt der Kunſtſinn, der alle Kraft der Seele dem Ideale widmet, welches ihr vorſchwebt? — Iſt er nicht auch eine Wirkung jener Urkraft, die den Schöpfungsgeiſt zu ſich heraufbildet? —

Die Gefühle aber, welche ſtandhafte Liebe und Freundſchaft, Heldenmuth und jede Tugend in uns andern erwecken, die Begierde, womit wir dem Forſcher auf ſeiner Bahn folgen, und jede große Idee in uns aufzunehmen trachten, der unausſprechliche Zauber, womit uns erhabene Kunſtſchöpfungen ergreifen: ſind ſie nicht eben ſo viele Beweiſe, daß es dieſelbe Kraft iſt, welche in jeder menſchlichen Bruſt elektriſch zündet? — Die Tonkunſt beſonders ſcheint mir unter den Künſten diejenige zu ſeyn, welche uns mit einer höheren Region in ſo nahe Berührung bringt, daß das Gefühl der Unſterblichkeit nie lebendiger in uns wird, als wenn z. B. ein Mozartiſches Requiem, ein Händelſches Halleluja oder eine

Glückische Iphigenia uns umrauschen; wir glauben Anklänge oder Geisterstimmen aus einer übersinnlichen Welt zu vernehmen, die uns ganz nahe, und dennoch so verborgen ist. Nun aber frage ich: deutet nicht alles das auf jenes Endziel einer großen Harmonie der Geister, zu welcher wir emporgehoben werden?

## Funfzehnter Abschnitt.

Das Endziel der Geister wird bestehen in unbegrenzter Freyheit der Seele, erhaben über Raum und Zeit, über Beschränkung und Zerstörung über Begierde und Leidenschaft. — Mit unbeschränkter Denkkraft werden wir die ganze Natur und die ganze Verkettung zwischen Ursache und Wirkung überschauen. — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden daher als ein grosses Ganzes vor uns liegen; daher Erinnerung an unser vergangenes Daseyn, daher Auflösung aller Mißklänge des endlichen Lebens in dem unendlichen. Die Schranken, welche der Anziehung des Geistig-Verwandten entgegenstanden, werden dort wegfallen: daher Wiederfinden und unzertrennliche Vereinigung mit den Geliebten wie mit dem Urquell aller Anziehung — mit Gott ꝛc.

Zwar, worin dieses Endziel eigentlich bestehen werde, das kann die beschränkte Menschenvernunft

nur ahnen; die matten Strahlen, welche aus dem Reiche des Lichts zu ihr hereindämmern, können ihr nur einen ſchwachen Schimmer jenes Zuſtandes geben, der den verklärten Geiſtern beſchieden iſt. Sie muß ſich daher begnügen, von der höchſten Seligkeit der Sterblichen auf die der Unſterblichen zu ſchließen; nur mit Farben des irdiſchen Lebens kann ſie ſich den Himmel ausmalen. — Mithin vermag ſie nur Grundzüge zu entwerfen, wie ſie von dem Begriffe vollendeter Weſen abgezogen ſind, die in einem idealen Geiſterſtaate beyſammen wohnen. — Aus dieſen Grundzügen aber wird ſich zugleich ergeben, daß wahrſcheinlich auch Erinnerung und Wiedererſehen zu dem Inbegriffe der uns beſchiedenen Glückſeligkeit gehören werden. —

Ich glaube nämlich, daß dieſe Glückſeligkeit beſtehen werde in unbegrenzter Freyheit der Seele, erhaben über alle Beſchränkungen des Raumes und der Zeit, denen ſie unterworfen war, ſo lange ſie noch in den Schranken des Endlichen ſchmachtete.

Denn hier bedurfte ſie noch ſinnlicher Werkzeuge zur Ausbildung ihrer Kräfte und Anlagen. Sobald dieſer Zweck erreicht und ſie zu völlig

freyer Selbstthätigkeit tüchtig ist, wird ihr das Werkzeug unnütz. — Es ist daher wahrscheinlich, daß sie dort mittelst höherer, ihrer geistigen Wirksamkeit angemessener Organe, die keine Beschränkung mehr leiden, oder auch ohne alle Werkzeuge, unmittelbar durch sich selbst thätig seyn werde. — Ihre Fähigkeit dazu bedarf wohl kaum eines Beweises, weil es eine unläugbare Erfahrung ist, daß die Kräfte der Seele nie eine höhere Thätigkeit äußern, als wenn sie von sinnlichen Eindrücken unabhängig sind. —

Zu dieser Freyheit der Seele muß nothwendig auch Entfesselung von Begierde, Leidenschaft und thierischem Bedürfniß gehören.

Welche Freuden das Gebiet der höchsten geistigen und moralischen Vollkommenheit, die ohne alle sinnliche Beymischung ist, darbieten könne, davon giebt uns das irdische Leben nur einen geringen Vorschmack. — Aber selbst dieser Vorschmack genügt unsrer Vernunft zu der Schlußfolge: was läßt sich erst von der vollkommenen Befriedigung jener edleren Triebe versprechen, wenn schon die unvollkommene soviel reine Lust gewährt? — Und wie ganz anders muß eine geistige Seligkeit seyn, die frey von der

Bibliothek

Quaal und dem Stachel der Begier, weder Abspannung noch Ekel und Ueberdruß mit sich führt, und deren Gebiet so grenzenlos und so unendlich reich an Abwechselung seyn muß! — Seelenschönheit ist für uns nur ein abstrakter Begriff, dessen Gegenstand uns nicht wahrnehmbar ist; ihr Urbild giebt sich uns nicht, wie die körperliche Schönheit, durch ein sinnliches Abbild, sondern nur durch einen schwachen Schimmer zu erkennen, der aus ihrer übersinnlichen Heimath zu uns hereindämmert. — Aber schon dieser Schimmer: auf welchen entzückenden Reiz des Urbildes, von welchem er ausgeht, läßt er uns schließen! — Gesetzt nun, daß einem höheren Wahrnehmungsvermögen ein Abbild der Seelenschönheit erschiene, wie sich uns die körperliche darstellt; — ich frage: mit welcher Liebe, mit welchem Verlangen, müßte erst eine solche Schönheit entzünden, da schon die irdische so große Wunder thut! —

Auch Wiedersehen und unzertrennliche Vereinigung dessen, was schon auf Erden durch schöne Gefühle und tugendhafte Neigungen verbunden war, wird zu dem Inbegriff der geistigen Harmonie gehören.

Diese Folgerung ist auf das Gesetz der An-

ziehung gegründet, von welchem ich ausging. Die Vereinigung des Getrennten wird keine Schranken mehr finden, sobald die irdischen gefallen sind; die anziehende Kraft wird daher mit verdoppelter Stärke auf diese Vereinigung hinwirken, und weil die Seelen geläutert und verkläret sind, so muß auch die Lust, womit sich das Verwandte in der höheren Sphäre begegnen wird, unendlich lebendiger seyn, als das irdische Begegnen war.

Aber eben darum bedarf es wohl keiner Erwähnung, daß diejenige Liebe, welche nur aus sinnlicher Anziehung entspringt, jene reine Sphäre nicht erreichen kann, und wer sich Hoffnung auf ein Paradies macht, wie es der sinnliche Glaube der Muhamedaner verheißt, der wird sich höchstwahrscheinlich in seiner Erwartung getäuscht finden. — Daß aber Geschlechtsliebe reinerer Art von jener Harmonie nicht ausgeschlossen seyn werde, daran zweifle ich nicht. Denn Verschiedenheit der Geschlechter und ein Gesetz der Anziehung zwischen denselben, giebt sich in der ganzen Natur kund. — Es sind nämlich, wie ich schon oben andeutete, die beyden Prinzipe der Stärke und Milde, welche den Unterschied zwischen Männlichem und Weiblichem begründen, und aus

deren Anziehung jener innige Verein entſteht, den ich, ſobald er zur höchſten Reinheit geſteigert iſt, Geſchlechtsliebe im höheren Sinne nenne.

„Denn wo das Starke mit dem Zarten,
„Wo Strenges ſich und Mildes paarten,
„„Da giebt es einen ſchönen Klang““

ſo ſingt der Dichter der Glocke. Wie unbeſchreiblich ſchön muß alſo dieſer Klang ſeyn, wenn das Strenge und das Zarte von allen Erdtheilen geläutert ſind! — Das weibliche Geſchlecht iſt ungefähr daſſelbe in der geiſtigen Harmonie, was die Mitteltöne in der Harmonie der Farben ſind, ohne welche dieſe nur ſchreyend neben einander ſtehen würden, keine wahre Harmonie bildend. — Daher iſt auch in der heydniſchen ſowohl, als in der chriſtlichen Mythologie das Urbild der Kraft und ernſten Weisheit mit dem der weiblichen Milde gepaart.

Vermöge der unbegrenzten Denkkraft, die zum Inbegriffe der geiſtigen Vollkommenheit gehört, werden wir die ganze Natur als eine große Einheit in entzückender Klarheit überſchauen.

Wir werden daher dasjenige, was wir in der irdiſchen Sphäre nur als

ein Einzelnes und Abgesondertes erkannten, dort als ein großes Gesammtes überblicken, und die ganze Verkettung zwischen Ursache und Wirkung wird klar vor den Augen unsers Geistes liegen. Folglich werden sich auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in unsrer Anschauung als ein Ganzes darstellen. — Wir werden daher auch unser vergangenes Leben und den ganzen Lauf unsrer Entwickelung, von der untersten Stufe bis zur obersten, im Zusammenhange erschauen, und das Bewußtseyn unsers irdischen Lebens, welches uns mit dem Tode entschwand, wird dann wieder in uns erwachen. —

Denn je höher der Geist zum Gipfel der Entwickelung hinaufsteigt, desto mehr erweitert sich auch die Sphäre seiner Erkenntniß, desto größer wird auch sein Gesichtskreis, so wie derjenige, welcher einen Thurm besteigt, die ganze Stadt mit ihren Umgebungen überblickt, wovon er unten nur einzelne Straßen und Plätze übersahe.

Oder denkt euch: ihr durchwandelt ein lan-

ges Thal, welches ſich allmählig zum Gipfel eines Gebirges erhebt. So lange ihr noch unten wandelt, iſt der zurückgelegte Pfad wegen der Anhöhen und Wälder, die den Rückblick beſchränken, euren Augen verborgen. Aber indem ihr allmählig zur Höhe hinanklimmt, und von Zeit zu Zeit um euch blickt, breitet ſich das unten liegende Thal immer mehr und mehr vor euch aus, und wenn ihr nun endlich den Gipfel des Gebirges erreicht habt, da ſinket ihr, ergriffen von dem Eindrucke des Unermeßlichen, welches ſich euch darſtellt, auf eure Knie nieder, und ſtaunend überblickt ihr nun die ganze Umgegend, und alle Stationen des zurückgelegten Weges, vom fernen Horizonte, wo ihr ausginget, bis zu eurem gegenwärtigen Standpunkte, erkennt ihr nun wieder.

So klimmen auch Wir zum Gipfel des unſterblichen Lebens hinan, und wenn wir endlich den höchſten Punkt erreicht haben, dann werden alle Stadien der Vergangenheit, alle Lichtpunkte des irdiſchen Lebens, wiewohl vielleicht erſt nach Jahrtauſenden, in unſrer Erinnerung wieder aufleben, den vergeſſenen ſeligen Momenten der Kindheit ähnlich, die zuweilen, vermöge der Ge-

dankenverkettung in unserem Gedächtnisse wieder aufblitzen.*) —

Diese Erinnerung wird aber keine schmerzhafte seyn, wie sie nicht selten unser irdisches Leben verbittert, wenn wir an trübe Momente und traurige Verirrungen zurückdenken, sondern die Mißklänge des endlichen Lebens werden sich in der Harmonie des unendlichen auflösen.

Denn gleichwie sich in einem Kaleidoskop die unregelmäßigsten Gegenstände, wenn ihr sie hinter das Objektiv-Glas bringt, im Glanze symmetrischer Schönheit und mit unendlichem Wechsel der Gestaltung darstellen; wie sich in dem Gemälde eines Meisters alles, was in der Nähe als grelle oder schmutzige Farbung erscheint, von dem rechten Standpunkte betrachtet, in der Harmonie des Ganzen verliert; wie in einer Landschaft,

*) Auch verwandte sinnliche Eindrücke sind schon vermögend, uns eine ganze Vergangenheit zurückzuzaubern. — So steht jedesmal, wenn die Linden duften, sogleich eine glückliche Jugendliebe, mit allen ihren wonnevollen Träumen und Schwärmereyen, vor meiner Erinnerung. Denn auch damals dufteten gerade die Linden.

aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, alle Unebenheiten und Krümmungen, alle Wildnisse und Schluchten in der Schönheit des grosen Naturgemäldes verflieſsen: so werden sich auch alle Widerwärtigkeiten des irdischen Lebens, alle labyrinthischen Pfade, auf welchen das Schicksal uns führte, in dem Einklange des Universum's auflösen. Dann erst werden wir erkennen, daſs es keinen Zufall giebt, und warum das Schicksal uns bald auf dornigten, bald auf ebenen Wegen zum Ziele leitete; dann erst werden wir die Nothwendigkeit des physischen sowohl, als des moralischen Uebels begreifen, und uns überzeugen daſs das Böse uns nur darum als Mißklang vorkam, weil wir die Auflösung dieses Mißklanges nicht gewahr wurden.

Dies zur Beruhigung für diejenigen, welche sich mit dem Glauben an ein zukünftiges Erinnerungs-Vermögen nicht recht vertragen können, weil sie meinen, daſs die Erinnerung an das Gute nothwendig auch die an das Böse bedinge, die letztre aber eben so nothwendig eine schmerzhafte seyn müſse. Vielmehr hegten auch die Alten schon den heitern Glauben, daſs die Seelen der Abgeschiedenen aus den Wassern des Lethe Vergessenheit der irdischen Leiden, Verirrungen und Gebrechen

ſchlürften, unbeſchadet der Erinnerung an die Freuden, die ſie hier genoſſen, und an die guten Werke, die ſie hier geſtiftet. Dieſe dichteriſche Idee verträgt ſich ganz wohl mit den Forderungen der Vernunft. —

Nun möchte man jedoch einwenden: Wenn es wahr iſt, daß die Erinnerung an unſre zeitigen Verirrungen und Unthaten keine ſchmerzhafte ſeyn werde: ey! dann laßt uns nur getroſt drauf loß ſündigen! denn am Ende löſet ſich ja doch aller moraliſcher Mißklang in Harmonie auf.

Aber das wäre eine thörigte Schlußfolge. Denn wenn gleich das moraliſche Uebel, wie das phyſiſche, eine Naturnothwendigkeit iſt, wodurch die Weltordnung nicht geſtört werden kann, ſo iſt und bleibt es doch immer ein Uebel, und unmoraliſches und vernunftwidriges Handeln kann darum nie Regel oder allgemeines Geſetz werden, ſo lange die Weltordnung aufrecht erhalten werden ſoll. — Geſetzt alſo, daß die Menſchen es je dazu erheben wollten, ſo würde ihr ſinnloſes Beſtreben gar bald an jenem erhaltenden Urprincip ſcheitern, welches in dem Vernunftgeſetze und den daraus hervorgehenden geſellſchaftlichen Ordnungen eine unumſtößliche Schutzmauer gegen das böſe Princip aufführte, und ſtets wird der Men-

ſchen höchſtes Geſetz ſeyn: Handelt ſo, daß euer Handeln mit dem Begriffe einer höheren Weltordnung beſtehen könne! — Doch hierüber behalte ich mir vor, vielleicht in einem Nachtrage über das Vernunftgeſetz und die moraliſche Freyheit ausführlicher zu ſprechen. —

Als Weſen, die weder durch Raum noch Zeit beſchränkt ſind, werden wir auch über dem Reiche der Zerſtörung und den Schreckniſſen des Todes erhaben ſeyn.

Denn Zerſtörung herrſcht nur in dem Gebiete des Endlichen, wo der Kampf widerſtrebender Kräfte jene Trennungen bewirkt, welche die Zertrümmerung der organiſchen Bildungen zur Folge haben; ſie kann daher das Gebiet der reinen Geiſter nicht berühren, welche aus der zerbrochenen Form entbunden, und über dem Bereiche des Widerſtreites ſind. — Folglich wird auch das, was uns hier mit Grauen und Abſcheu erfüllte, wobey jeder endliche Geiſt von Schauern der Vernichtung ergriffen wird, der Tod, ſeine Schrecken für uns verlieren, und ein Kirchhof, ein Schlachtfeld u. dgl. wird uns dann, wenn wir aus dem Reiche der Verklärung auf das Irdiſche herabſchauen, als ein Saatfeld

erſcheinen, aus welchen Keime der Unſterblichkeit entſprießen, oder wie Klopſtock ſingt: „als eine Saat, geſäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen.“

Darum werden wir uns auch einer unvergänglichen Kraft erfreuen, die weder welkt noch altert. Frey von Leidenſchaft, Begierde und irdiſchem Bedürfniß, frey von Haß, Wuth, Neid, Habſucht, Ehrgeiz und Herrſchgier, frey von Furcht und Bangen, frey von Sorge und Reue, werden wir mit dem Weltgeiſte, dem Urquell aller Anziehung, vereinigt, mit Ihm von Einem Lichte durchſtrahlt, von Einem Feuer durchglüht, wie der Aether der Sonnenſphäre, nur in Ihm leben, denken und empfinden: und dann endlich wird uns Freyheit und jener ewige Friede werden, der in dem Reiche des Wahnes und der Leidenſchaften ſtets ein ſchöner Traum bleiben wird.

Hier aber muß ich einem Zweifel begegnen. — „Wir geſtehen aufrichtig“ — wird man einwerfen — „daß uns vor dieſer unendlichen Wonne grauet, die ſich ewig um Eine Achſe drehet.

Was

Was iſt ein Glück, welches ſein Ziel erreicht hat? Was iſt eine Seligkeit ohne Ringen und Kämpfen, ohne Fürchten und Hoffen, ohne Wirken und Schaffen? Selbſt alle Herrlichkeiten des Himmels müſſen auf die Länge ermüden, wenn ihnen keine Sorge und Mühe beygemiſcht iſt.

Denn

„Etwas fürchten, hoffen und ſorgen
„Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
„Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
„Und das ermüdende Gleichmaaß der Tage."

ſo ſagt Schiller wahr und ſchön. —

Allerdings! aber er ſpricht ja nur von der Schwere des menſchlichen Daſeyns, welches nothwendig durch Furcht und Hoffnung, durch Sorge und Arbeit angefriſcht werden muß, wenn es nicht durch Einförmigkeit ermüden, oder durch Uebermaaß der Luſt abſpannen und erſchlaffen ſoll. Aber erwägt ihr denn nicht, die ihr den Maaßſtaab des Endlichen an das Unendliche legt: daß Ermüdung, Ueberdruß und Abſpannung nur da denkbar ſind, wo die gemeſſene Kraft dem Uebermaaße nicht gewachſen iſt? Nur ein endliches Weſen kennt die drückenden Gefühle der Abſpannung und des Ueberdruſſes.

Uns freylich würde es ſogar auf die Länge

ermüden, immer Mozartſche oder Heydnſche Symphonien zu hören, und wenn auch die Cherubim ſelbſt das Conzert begleiteten. Aber zu dem Begriffe der unbegrenzten Vollkommenheit, der wir entgegenſtreben, gehört ja nicht allein die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der geiſtigen Entzückungen, ſondern auch die unbegrenzte Kraft, ſie zu ertragen.

Ihr ſprecht von Schaffen und Wirken, von Ringen und Kämpfen, und ihr habt recht, wenn ihr die Thätigkeit als nothwendige Bedingung einer wahren Glückſeligkeit heiſcht. Aber was berechtigt euch denn, uns von dieſem Glücke auszuſchließen? Im Gegentheil werden wir dann als ſelbſtſchaffende Geiſter zu der Fortbildung der großen Harmonie mitwirken, wie es hier ſchon der Edleren ſchöner Beruf iſt. Der grenzenloſe Raum wird das Feld unſrer Wirkſamkeit ſeyn, und die grenzenloſe Zeit wird ihrer Dauer nie ein Ziel ſetzen. Dann vielleicht werden auch wir die höchſte Glückſeligkeit empfinden, zu welcher die menſchliche Vernunft ſich erheben kann, nämlich die, empfindende und denkende Weſen aus dem Schooße der unbeſeelten Schöpfung zu erwecken, zu entwickeln und zu uns heraufzubilden, und

dieſes Weltall mit ſeinen zahlloſen Sternenheeren, bey deren Anblick die menſchliche Faſſungskraft ſchwindelnd in ihre Schranken zurückſinkt, wird unſrer Thätigkeit einen nie verſiegenden Stoff darbieten. — Doch hier laßt uns ſchnell von unſrer Leiter zurückſteigen! Denn wer kann ohne Gefahr den Gedanken des Unendlichen verfolgen?

## Sechszehnter Abschnitt.

Die Hypothese — der Seelenwanderung — Versuch, dieselbe durch ein in der ganzen sichtbaren Natur herrschendes analoges Gesetz zu rechtfertigen — Beantwortung einiger Einwürfe. — Worauf deutet die außerordentliche Verschiedenheit der geistigen und moralischen Anlagen, und deren Entwickelung?

„Aber wohin werden wir denn wohl unmittelbar nach dem Tode gerathen? In welch eine neue Wohnung wird unsre Seele übergehen, wenn sie sich von diesem Körper getrennt hat? Und wird sie auch noch jenseit des Grabes mit allen den Schmerzen, Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, die ihr das irdische Leben so reichlich darbot?" —

So fragen diejenigen, deren Ungeduld sich

auf eine ſo weit ausſehende Glückſeligkeit nicht vertröſten laſſen will, die vielmehr, wo möglich, mit Einem Schritte aus dieſem Leben ſogleich in irgend ein Paradies eintreten möchten.

Es verſteht ſich nun zwar von ſelbſt, daß ſich keine Pfand-Verſchreibung auf die Wohnung geben läßt, welche die Seele nach dem Tode beziehen wird; hier iſt vielmehr der wahre Tummelplatz der Vermuthungen und Hypotheſen. — Aber wenn uns Erſcheinungen der ſichtbaren Welt auf eine ſolche Hypotheſe führen, welche vor der prüfenden Vernunft beſteht: warum ſollten wir ihr nicht unſern Beyfall ſchenken? — Eine Hypotheſe dieſer Art iſt nun die der Seelenwanderung, welche ſchon mit der Religion der Urvölker, ja ſelbſt der aufgeklärten Griechen ſo innig verſchlungen war.

Wenn wir jedoch dieſe Hypotheſe näher beleuchten, ſo iſt das Reſultat, daß die Seelenwanderung keine zurückſchreitende ſeyn könne, die uns wieder in die Körper vernunftloſer Thiere u. ſ. w. verſetzt, (denn das würde dem Geſetze der ſtufenmäßigen Entwickelung widerſprechen, wovon ich vorhin ſprach) — ſondern eine fortſchreitende; aber nur eine allmählig fortſchreitende, das heißt, keine ſolche, die

uns mit einem Sprunge zum Ziele der Vollendung führt — denn die Natur vermeidet bekanntlich alle jähen Uebergänge — sondern eine solche, die uns von Stufe zu Stufe dahin gelangen läßt. — Wir werden daher — so glaube ich — nicht unmittelbar nach dem Tode in den Staat der Vollendeten eingehen, sondern wahrscheinlich noch in ähnlichen organischen Formen auf diesem oder einem andern Weltkörper fortleben, also nach dem Grade unsrer geistigen Entwickelung entweder in menschlicher, oder in einer höher organisirten Gestalt wiederaufleben, und nur wenige irdisch Vollendete möchten vielleicht eine Ausnahme von dieser Regel machen.

Bevor wir jedoch diese Hypothese weiter ausführen, wollen wir uns erst an die Beantwortung eines Einwurfes machen, der sie über den Haufen zu stürzen droht.

— „Wenn wir nämlich annehmen" — sagt man" — daß eine Seele ihren bisherigen Körper verlasse, und nun in einen andern Körper übergehe; wie ist dies vernünftigerweise denkbar? Wäre es nicht höchstlächerlich und absurd, anzunehmen, daß sie, sobald sie von dem Körper getrennt ist, sogleich in irgend einen Fötus fahre, um ihn zu beseelen? — Und so etwas müßte doch

nothwendig geſchehen, wenn eine Seelenwanderung aus einem organiſchen Körper in den andern ſtatt fände. — Ja noch mehr. Geſetzt einmal, wir kämen über dieſe Schwierigkeit hinweg: würden wir nicht ſogleich wieder auf andere Widerſprüche ſtoßen, wenn wir z. B. einen gebildeten Geiſt, der aber zur Aufnahme in eine höhere Sphäre noch nicht reif wäre, wieder in einen Säugling zurückwandern ließen, um ſeine irdiſche Entwickelung in ihm zu vollenden? Hieße das nicht, ihn einen Rückſchritt machen laſſen? Muß er als Kind nicht wieder mit der Geiſtesbildung von vorne anfangen? Zwar, daß die Seele eines vernunftloſen Thieres in einen menſchlichen Fötus wandre, das möchte ſich allenfalls noch mit der Idee des Fortſchreitens vertragen; aber wie denn jener Fall?" —

Um dieſen Einwurf zu erwiedern, brauchte ich mich eigentlich nur auf die Namen Plato und Pythagoras zu berufen, welche der Idee einer Seelenwanderung, ſogar einer zurückſchreitenden, huldigten, und von denen der erſtere uns einen mit den ſchönſten Dichtungen durchwebten Mythus derſelben hinterlaſſen hat, während der letztere überzeugt zu ſeyn vorgab, daß er ſchon früher in verſchiedenen Geſtalten auf Erden gelebt habe.—

Aber nichts von Autoritäten! — Ich will es einmal mit einigen Wahrscheinlichkeitsgründen versuchen.

Ihr findet es so ganz widersinnig, daß eine abgeschiedene Seele in eine neue organische Lebensform übergehen, oder, wie ihr Euch ausdrückt, in einen andern Leib fahren könne. Und freylich! wenn ihr Euch eine so sinnliche Vorstellung von der Seele macht, wie jener, der uns eine Classifikation derselben nach der Verschiedenheit ihrer Farbe, Größe und Gestalt hinterlassen hat: dann habt Ihr recht. Aber was wißt Ihr denn von dem Verhältniß der Seele zu dem Körper, daß Ihr derselben die Fähigkeit absprecht, nach ihrer Trennung von dem vorigen einen andern Körper zu beseelen? — Seltsam! — wenn ein elektrischer Funke durch eine Kette von neun und neunzig Menschen mit Blitzesschnelle in den hundertsten übergeht, so nimmt Euch das nicht Wunder, denn Ihr fühlt die Wirkung in euren Gliedern. — Wenn der Geist der Traube in Euch fährt, und ganz andre Menschen aus Euch macht: so denkt Ihr nichts weiter dabey, als: der Wein thut's! — Keinem aber fällt dabey ein, daß der unendlich feinere Elementargeist, der den Men-

ſchen beſeelt, vielleicht auf ähnliche Weiſe aus einem Körper in den andern übergehen könne. —

Und doch möchte es in der That nicht ſchwer werden, zu beweiſen, daß in der Natur ein der Seelenwanderung ganz analoges Geſetz herrſche.

Iſt es nicht eine allbekannte Sache, daß der Keim ſich nie durch ſich ſelbſt, oder a priori, entfalten könne, ſondern daß dies erſt durch ein ihm verwandtes Erregungsprinzip geſchehen müſſe, welches in ihn übergeht? — Das Weizenkorn wird nimmer keimen, ſo lange es in der Scheuer liegt: aber ſenkt es in die Erde, und bald werdet ihr es ſprießen ſehen. — Aus dem Saamen des Schmetterlings werden nimmer Raupen hervorgehen, ſo lange er in dem Keller ruht: aber ſetzt ihn der Sonnenwärme aus, und bald wird die neue Generation in's Leben treten. — Worauf beruhen denn aber dieſe ſo ganz gewöhnlichen Erſcheinungen? Worauf anders, als auf einem der Seelenwanderung ganz ähnlichen Naturgeſetze, nach welchem ſtets die Einwirkung eines belebenden Schöpfungsgeiſtes — ſey er nun in Wärmeſtoff, Luft, Licht ꝛc. oder wo er wolle, vorhanden — nothwendig iſt, um den Keim zu entfalten? Befördert nicht der ausſcheidende Lebensgeiſt

der verwesenden Pflanzenstoffe das Entsprießen und Gedeihen der Saat? — Ist nicht alle Vegetation von dem Einflusse des erregenden Prinzips abhängig, welches von andern Stoffen ausgeht? — Findet also nicht eine Wanderung der Elementargeister durch die niedere organische Schöpfung statt? Warum wollen wir sie denn in der höhern wegläugnen? Warum wollen wir denn die menschliche Seele von diesem Gesetze ausschließen? Die Leibesfrucht — so scheint mir's — empfängt von der Mutter nichts weiter, als den Keim, oder die Bedingung der organischen Entwickelung: dieser Keim aber muß, wie jeder andre, erst durch einen in den Fötus übergehenden Lebensgeist beseelet werden. — Wie dieser Uebergang geschiehet, das freylich möchte uns wohl immer ein Geheimniß bleiben, so lange unsre Sinne dem geistigen Elemente der Seele verschlossen sind. —

Wenn nun hieraus die Wahrscheinlichkeit einer Seelenwanderung, in Folge eines ihr entsprechenden Naturgesetzes, erhellet, so laßt uns einmal zur Beantwortung des zweyten Einwurfes übergehen.

Ihr findet es ungereimt, daß die Seele, um ihre Entwickelung in der irdischen Sphäre

zu vollenden, erſt wieder von dem Gängelbande anfangen ſolle. — Das heiße ja, meint ihr, zur unterſten Stufe zurückſteigen, und die Ausbildung wieder von vorne beginnen. Wozu nützen denn — fragt ihr — alle die ſchönen Kenntniſſe und Fertigkeiten, welche wir uns hier mit großer Mühe und Arbeit anzueignen ſtrebten, ſobald ſie bey unſerm Umzuge in die neue Wohnung verloren gehen? Daß ſie aber wirklich verloren gehen, wenn wir wieder Kinder werden, das iſt doch nur zu gewiß, und ſchwerlich wird irgend ein Bekenner der Seelenwanderung behaupten wollen, daß jemals ein ausgebildeter Geiſt fertig auf die Welt gekommen ſey, indem er die in einem früheren Leben erworbenen Wiſſenſchaften und Fähigkeiten wieder mit in die Wiege nahm. — Aber ich frage: worin beſteht denn eigentlich die wahre Summe des menſchlichen Wiſſens? Wenn ihr alle die Irrthümer, womit das Gedächtniß überladen wird, all den Wuſt von Kenntniſſen, die bloß auf das Bedürfniß dieſes armſeligen Lebens, auf das vergängliche irdiſche Daſeyn berechnet ſind, davon abziehet: wieviel möchte dann wohl übrig bleiben, was zum wahren Reichthum des Geiſtes gehört?

Oder meint ihr etwa, daß ihr all dieſes

mühsam erlernte positive Wissen, welches eure engen und ephemeren gesellschaftlichen Einrichtungen nothwendig machen, in der höheren Sphäre gebrauchen werdet? Meint ihr nicht vielmehr, daß der Geist erst wieder von dieser Schlacke geläutert werden muß, ehe er in das Gebiet der reineren Geister übergehen kann? —

Aber auch der wahre gediegene Geistesreichthum — meint ihr — müsse nothwendig bey diesem Umzuge unsrer Seelen verloren gehen. —

Das eben ist es, was ich bestreite, und die höchst auffallende Verschiedenheit der geistigen Anlagen und ihrer Entwickelung scheint mir hauptsächlich für meine Hypothese zu sprechen. — Nichts von den sogenannten Wunderkindern, welche die Behauptung, daß kein Meister auf die Welt komme, fast zu widerlegen scheinen. Diese halte ich vielmehr für Verirrungen der Natur, welche das rechte Verhältniß zwischen geistiger und organischer Anlage verfehlte, und sich für solchen Mißgriff gar bald durch Zerstörung des Organismus an ihrem eignen Werke rächt. — Betrachtet hingegen die reißende Schnelligkeit, womit sich bey einigen sonst kräftigen und wohl organisirten Kindern alle Keime des Verstandes, zugleich mit den Anlagen des Gemüthes, entfal-

ten. Selbſt die verkehrte Richtung, welche die Seele durch Erziehung und ungünſtige Lebensverhältniſſe empfing, ſind nicht vermögend, das aufſtrebende Talent und den Sinn für das Gute und Schöne zu erſticken: der Genius bricht ſich Bahn, in welche Schranken ihr ihn auch eingt. —

Und nun betrachtet einmal jenes ſtupide Kind, an welchem alle pädagogiſchen Experimente ſcheitern, aus deſſen unempfänglicher Seele nie ein Funke hervorblitzt, das mit thieriſchem Stumpfſinne nur ſinnlich begehrt und empfindet? Meint ihr etwa, daß bloß Zeugung und Geburt, oder die ſie begleitenden mehr oder weniger günſtigen Umſtände eine ſolche Verſchiedenheit bewirken konnten? Allerdings haben dieſe auf die körperliche Beſchaffenheit Einfluß: der Geiſt aber achtet nicht auf die Wohnung, ſondern kehrt auch bey dem Gebrechlichen ein. Denkt nur an Kant, Pope, Aeſop, Lichtenberg ꝛc. Woher nun dieſe große Verſchiedenheit der inneren Anlagen, die ſo unabhänging von dem Aeußeren iſt? Sollte ſie nicht daher rühren, daß die Seele des einen ſchon eine frühere Entwickelung erfuhr? — Zwar die erſte Lebensperiode iſt faſt bey allen Kindern

ohne Unterschied rein thierisch. Bald aber offenbart sich die Verschiedenheit auf eine höchst auffallende Art, und die Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit nun die Entwickelung bey dem vorzüglich begabten Kinde von statten geht, läßt kaum zweifeln, daß es schon früher in die Seele gestreute Funken sind, welche jetzt wieder angefacht mit verdoppelter Stärke hervorbrechen: Wie mächtig ergreift ein solches Kind jeden großen Gedanken! wie feurig zündet jeder Lichtstrahl der Erkenntniß in seiner empfänglichen Seele? wie blitzschnell kettet es verwandte Bilder an andre, die schon in seiner Seele schlummerten! und mit welcher Schöpfungskraft gestaltet sie sein Genius zu einem lebenskräftigen Geisteswerke! — Wir nennen das Genie, und suchen die Ursache davon in einer günstigen Mischung der Bildungsstoffe, in einer besondern Erregbarkeit der Nerven oder Hirnfibern, oder wer weiß worin sonst: aber ich denke, die Sache hat einen tieferen Grund, und es sind Blüten eines früheren Lebens, welche sich jetzt entfalten. *) — So scheint es mir auch,

*) Ich verweise hier auf dasjenige, was ich eben von der Wiedervereinigung der getrennten Monaden sagte.

daß eine hohe menſchliche Tugend, welche über allen irdiſchen Widerſtreit ſiegt, ſchon frühere Kämpfe beſtanden hatte, und ich zweifle ſehr, daß dieſe Lebensſpanne hinreicht, ſo große und erhabene Seelen, wie die Geſchichte ſie zeigt, zu entfalten.

## Siebzehnter Abschnitt.

Die Hypothese der Transstellation. — Vermuthung, daß große Geister schon auf andern Sternen gelebt haben. — Die entkörperte Psyche schwingt sich von Stern zu Stern, bis sie in ihrer Heimath angelangt ist. — Schlußbetrachtungen. —

„Wunderlicher Wahn!" — wird man ausrufen — „Wenn diese Hypothese Grund hätte, und die Seelen der Verstorbenen seit Anbeginn der Welt immer wieder in menschliche Körper übergegangen wären, um ihre irdische Vollendung darin zu bestehen: dann müßten ja heut zu Tage fast nichts als edle und vollkommene Menschen auf Erden wandeln. Daß dem aber nicht so ist, und Gutes und Böses ungefähr immer noch in dem-

demſelben Verhältniſſe beſteht, wie vor Jahrtauſenden, das lehrt Geſchichte und Erfahrung.“ —

Dieſer Einwurf würde von Gewicht ſeyn, wenn die Seelenwanderung ſich auf dieſe Erde und ihre Bewohner beſchränken ſollte. Richtet euer Antlitz zu dem geſtirnten Himmel empor: dann wird ſich euch der Gedanke aufdringen: ſollten dieſe zahlloſen Sonnen, Erden und Monde nicht Wohnungen für die Myriaden Seelen ſeyn, die der Weltſchöpfer zum Daſeyn erweckte? — Sollten dieſe Himmelskörper, gegen welche unſer Planet wie ein Tropfen im Ozean verſchwindet, nicht auch zu dem Zwecke erſchaffen ſeyn, daß ſie empfindenden und denkenden Weſen als Mutterſchooß und Pflegehaus dienen? Es iſt dies in der That eine ſo ſchöne, troſtreiche und erhebende, zugleich aber den Forderungen der Vernunft ſo entſprechende Vermuthung, daß ich keinen Augenblick anſtehe, ihr beyzutreten. — Ja ſicher wurden dieſe leuchtenden Welten nicht ſo ganz zwecklos in den unermeßlichen Raum hingeſtreuet; ſicher ſind ſie mit ähnlichen Geſchöpfen bevölkert wie dieſe Erde. Einige derſelben, welche wir in ſo unbeſchreiblich ſchönem Lichte funkeln ſehen, wie z. B. der Abendſtern und der Jupiter, mögen vielleicht von feinerer Elementarmiſchung, als

unſre Erde, und die Wohnung edlerer, reinerer und ſeligerer Geſchöpfe ſeyn, und ſo mag es vielleicht unendliche Abſtufungen unter den Bewohnern dieſer zahlloſen Welten geben, vom Thiere und thierähnlichen Menſchen bis zum Cherub, vom Teufel bis zum Engel. — Denn auch daran zweifle ich nicht, daß es andre unter ihnen giebt, aus gröberen Stoffen gebildet, die als Tummelplatz der Begierde und Raſerey noch unedleren und laſterhafteren Geſchöpfen zum Aufenthalte dienen, als unſer Planet ſie trägt. — Zwiſchen allen dieſen Welten nun findet, wie ich glaube, ein ununterbrochenes Ab- und Zuwandern der Seelen ſtatt, und dort mögen ſich Himmel genug für die Gerechten, und Fegfeuer genug für die Böſen öffnen, wo ſie durch Kampf und Wehe von den Schlacken der Verworfenheit geläutert werden. Wahrſcheinlich aber giebt es auch ſolche unter ihnen, die unſerm Planeten von Zeit zu Zeit ihre hehren Geiſter zuſenden, damit ſie als Vorbilder des Schönen und Erhabenen den Staubgebornen vorleuchten, und den erlöſchenden Himmelsfunken auf Erden wieder anfachen. — „Bald werde ich dir näher kommen!“ — ſagte der ſterbende Weiſe von Sanſſouci im Vorgefühle des nahen Hinſcheidens ſeiner großen Seele, und ſeine

brechenden Augen blickten mit Sehnſucht zur Sonne empor. Meint ihr nicht, daß ein ſchönerer Stern ihn uns zuſandte, und die fliehende Seele als ſein Eigenthum zurücknahm? — Und dünkt es euch nicht, daß Geiſter, wie die eines Plato, Sokrates, Newton, Herſchel, Keppler, *) Leibnitz u. ſ. w. die Geheimniſſe, welche ſie uns verriethen, von einem andern Sterne herüberbrachten? Dünkt es euch nicht, daß Dichter, wie Homer, Oſſian, Milton, Klopſtock, Taſſo, Schiller, Göthe ꝛc. indem ſie das Reich einer überirdiſchen Schönheit eurer entzückten Seele aufſchließen, dieſe Geſtalten, dieſe Bilder, dieſe Farben von einem ſchöneren Geſtirn entlehnten? Ihr leſet Shakeſpeares Dichtung: da leuchten euch Gedanken entgegen, die euch in eine ganz andre Welt verſetzen, da treffet ihr auf Bilder und Gleichniſſe, die euch ahnen laſſen, er habe ſie aus einer unbekannten Region hergenommen. — Zweifelt ihr noch, daß ein ſolcher Geiſt ſchon auf einem anderen Sterne gelebt habe, von welchem er gewiſſe dunkle Erinnerungen und Anſchauungen auf dieſen Stern herüberbrachte? Wenn Mo-

*) Zum Dank dafür ließen ſeine Mitmenſchen ihn — verhungern.

zarts oder Glücks Harmonieen euch umtanschen: zweifelt ihr noch, daß es ein Genius aus einer schöneren Zone war, der diese Klänge auf seinen Schwingen dahertrug, und dann in seine Heimath zurückkehrte? Wenn Raphaels Engelgestalten und Madonnenbilder euch entzücken: glaubt ihr, daß die Ideale, welche er auf die Leinwand zauberte, den Irdischen abgeborgt waren? *) — „Wie wäre aber eine solche Wanderung von Stern zu Stern denkbar?" So kann wohl nur derjenige fragen, der sich die Seele als ein Wesen denkt, welches durch das Gesetz der Schwere an diesen Planeten gebunden sey. — Wir sehen, daß die Gestirne sich gegenseitig ihre Lichtstrahlen zusenden, warum nicht auch die entkörperten Seelen? Oder warum sollten diese Strahlen nicht die Träger der entfesselten Psyche seyn können? Oder warum sollte sich die Leichtgeschwingte nicht selbst von Stern zu Stern schwingen können? Besitzt sie denn nicht jetzt schon die Kraft, sich, vermöge des Gedankens, zu ihnen zu erheben? Warum sollte sie, die

*) Raphael malte auch wohl seine Konkubinen. — Aber die himmlische Anmuth in seinen Madonnen-Gesichtern nahm er sicher anderswo her.

dieſen Gedanken ausſendet, ſich nicht ſelbſt zu ihnen erheben können, ſobald ſie ſich feſſellos fühlt? —

— „Schöne Hypotheſen!" — erwiedert ihr — „nun aber erlaube uns noch ein kleines Bedenken! — Du ſublimirſt und läuterſt und erklärſt die Seele dergeſtalt, daß uns materiellen Menſchen zuletzt um ihre Conſiſtenz bange wird, und wir natürlich fragen müſſen: Was kann zuletzt von einem ſo unendlich verflüchtigten und geläuterten Schöpfungshauche übrig bleiben, denn ein Ding, das weſenloſer iſt, als ein Nichts?" —

— Materieller Einwurf! — Ihr ſehet das Feuer, dieſes ſo flüchtige und leichte Element, in ſeiner gewaltigen Kraft Häuſer und Thürme niederreißen, und ſelbſt das feſte Erz vor ſeiner Macht vergehen; ihr ſehet den Diamant, den härteſten aller feſten Körper vor dem Lichtſtrahle ſchwinden; ihr ſehet die durchſichtige, dünne und, wie es ſcheint, ſo beſtandloſe Luft, den ehernen Mörſer und das Bombenfeſte Gewölbe zerſprengen; ihr ſehet überall, daß das feinſte und geläutertſte Element das mächtigſte iſt: und ihr könnt noch fragen, was aus der Seele werden wird, wenn ſie ihre Läuterung überſtanden hat? — Wahrſcheinlich ein Weſen ſo geiſtiger Natur, daß es die ganze materielle Welt ohne Widerſtand zu

durchdringen und zu beherrſchen vermag. Vielleicht auch, daß ſie die Fähigkeit erlangt, ſich durch Verbindung mit andern Seelen zu verſtärken, nach einem analogen Geſetze der geiſtigen Wahlanziehung, jenem ähnlich, wonach z. B. das Feuer den verwandten Elementargeiſt in ſich aufnimmt. Denn was ſollte dieſe Vereinigung hindern, ſobald die Schranken gefallen ſind, welche ihr hier im Wege ſtanden?

Die Alten glaubten, daß der ganze grenzenloſe Luft-Raum mit Weſen von ätheriſcher Miſchung bevölkert ſey. Wer möchte ſich nicht gern zu dieſem heiteren Glauben bekennen? Und wenn vom azurnen Aether umfloſſen die ſanftgekräuſelte Purpurwolke daher ſegelt, und die Abendſonne in ſtiller Majeſtät herniederſchwebt: dünkt es euch dann nicht, durch jene goldnen Nebelhallen verklärte Geſtalten heranſchweben zu ſehen? Und ſchwellt nicht eine ſüße Ahnung eure Bruſt, daß auch Ihr, wie der mächtig geſchwingte Aar, einſt dieſe lichten Räume zertheilen werdet?

Darum laßt uns den Tod beherzt in's Auge faſſen! Wenn es uns aber zu eng und beklommen wird auf dieſem Planeten, und bange Zweifel die Bruſt bewegen: dann laßt uns in jene große Werkſtatt Gottes blicken, wo das Sehrohr uns

Schwärme von Sonnen, und hinter dieſen als dünne Nebel wieder andre Schwärme von Sonnen zeigt, deren jede vielleicht der Mittelpunkt eines Planeten-Syſtems iſt, ähnlich dieſer Lichtkugel, die uns mit jedem neuen Morgen den Tag zurück führt. Giebt es etwas Erhebenderes, als dieſe Ausſicht? Wenn unſere Blicke an ein ehernes Gewölbe ſtießen, welches dieſen Raum begrenzte: das allein wäre niederſchlagend. Aber der ungehemmte Hinausblick in dieſes grenzenloſe Sterngefild iſt die wirkſamſte Arzney gegen Unglauben und Verzweiflung. Nur den Kleinmuth eines geängſteten Gewiſſens kann die Betrachtung des Unendlichen zu Boden ſchmettern; aber für ein unbeſchwertes Gemüth giebt es nichts Beſeligenderes, als den Gedanken: Das alles wirſt du einſt noch ergründen! dort iſt das unermeßliche Feld, welches ſich auch dir einſt öffnet! Auch dir wird das große Geheimniß *) die-

*) Wer kann in den geſtirnten Himmel blicken, ohne zu denken: Sollte dieſes Sterngefilde nicht auch ein groſſes Saatfeld Gottes ſeyn, wo aus den Urſonnen, welche er in das Weltall ſtreute, von Anbeginn der Schöpfung, ſtets neue Keime entſproßten, welche ſich durch die Elemente des Raumes wieder zu leuchtenden Weltkörpern entwickelten, und ſich dann wieder ausſäeten, und wieder andre Welten erzeugten? Sollten die Fixſterne nicht vielleicht reifende Sonnen, die Planeten reifende Fixſterne und die Cometen reifende Planeten

ſes Weltgebäudes einſt klar werden, und dieſe Räume wirſt auch Du einſt durchfliegen! —

Seht ihr den Strahl der untergehenden Sonne, der dort über die Flur dahinſchwindet? Er kehrt in den Schooß der Mutter zurück, und bald zerrinnt er in dem Lichtmeere, von welchem er ausging. So werden auch Wir in den Mut-

---

ſeyn, die erſt in ihrer Entwickelung begriffen ſind? — Und ſollten die Monde oder Trabanten nicht vielleicht eine Planetenſaat ſeyn? — Die Aſtronomen werden zu dieſer Vermuthung, die ich ſelbſt nur für einen Traum ausgeben will, mitleidig lächeln, und mich durch die verſchiedene Natur dieſer Weltkörper, durch die Geſetze der Mechanik und Gravitation widerlegen. — Aber wer mag ſich vermeſſen, dieſes große Triebwerk klar zu durchſchauen? — Soviel iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Region des Weltraumes, welche in den Grenzen der menſchlichen Sehkraft liegt, nur ein Punkt in dem endloſen Sternbrüder-Schöpfung iſt, weil das ſchärfſte Sehrohr die fernſten Regionen des Geſichtskreiſes mit Fixſternſyſtemen angefüllt ſieht, die ihm wie dünne Nebel erſcheinen. —

O ihr kleinen Menſchen mit eurem Dünkel und Uebermuthe! mit eurem Macht- und Geburtsſtolze, mit eurem Majeſtätsgefühle und Weisheitswahne, mit eurer Ueberhebung im Glücke! — Blickt in den geſtirnten Himmel, und ſchaudert zurück im Gefühle eurer Nichtigkeit!

terſchooß zurückkehren, wenn einſt die Nacht über uns einbricht. —

Es iſt etwas in uns, das eben ſo mächtig zu dem Gefühle ſpricht als zu dem Verſtande. Es ſind jene Triebe und Kräfte, die weit, weit über das Irdiſche hinausreichen; es iſt das Vorgefühl eines Daſeyns, deſſen Ziel nicht in dem Raume dieſer Lebensſpanne geſteckt iſt; es iſt der Abglanz einer Schönheit, die anderswo ſtrahlt; es iſt der Anklang einer Harmonie, die aus andern Regionen zu uns herüberrauſcht. — Und wie in der Seele des Tonſetzers ſchon die dunkeln Töne jener Symphonie erklingen, die bald in ein großes Kunſtwerk zuſammengefaßt, den Hörer bezaubert, wie in der Phantaſie des Bildners ſchon die unbeſtimmten Umriſſe jenes Ideals ſchwimmen, welches bald als Abbild einer überirdiſchen Schönheit den Beſchauer entzückt: ſo lebt auch in uns ſchon das Vorgefühl eines höheren Seyns, und unmöglich kann dieſes arme und enge Leben das Bedürfniß eines Geiſtes befriedigen, der mit Anlagen für die Ewigkeit ausgeſtattet iſt. —

Zwar noch iſt unſer Daſeyn uns ein unergründliches Geheimniß, wir mögen rückwärts

oder vorwärts ſchauen, eine mätterleuchtete Stelle in der tiefen Nacht, die uns rings umgiebt. — Gleich verſchleiert, liegt hinter uns die Vergangenheit, und vor uns die Zukunft, wir wiſſen ſo wenig, von wannen wir kamen, noch wohin wir gehen. Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, befinden wir uns in einem Zwinger, in welchen ein ſchwacher Lichtſchimmer von oben hereinfällt. Zwey eherne Pforten mit Eingang und mit Ausgang beſchrieben, halten uns hier gefangen. Wir pochen an die letztre: Geduld! Geduld! wiederhallt es dumpf wie Geiſterruf. — „Wo ſind wir?“ fragen wir beängſtet. — „Und was ſoll aus uns werden?“ — Keine Antwort. — Aber mit Beruhigung und Troſt blicken wir auf die beyden geheimnißvollen Pforten: „Wo ein Eingang und ein Ausgang iſt, da kann weder des Daſeyns Urſprung noch Ziel ſeyn, da muß auch ein Jenſeits vorhanden ſeyn, woher wir kamen und wohin wir gehen. — Nur Geduld, bis jene dunkle Pforte ſich aufthut! — Dort wird ein Fortgang ſeyn. Wie? und Wohin? — Das überlaſſen wir dem, der uns ſicher nicht

ohne Abſicht hieher verſetzte, und uns den Trieb und die Kraft gab, weiter zu wandeln. —

Unſer jetziges Leben iſt nur der Theil eines Stroms, der an uns vorüberfließt; ſein Urſprung und ſein Ausfluß ſind uns verborgen. Von ſeinen Quellen wandern wir aus; aber bald windet er ſich durch Felſen und Bergſchluchten, und verliert ſich aus unſerm Geſichtskreiſe, bald wird er uns wieder ſichtbar, wo er in die Ebene hervorkommt. — Sinnend bleiben wir ſtehen, ſein Urſprung iſt unſerm Gedächtniſſe wie unſerm Horizonte entſchwunden; wir glauben, es ſey ein ganz andrer nie geſehener Strom. Und ſo verſchwindet und erſcheint er uns oft wieder, und nimmt andre Bäche und Quellen in ſich auf, und ſchwillt immer mächtiger an, bis er endlich groß und hehr hinausſtrömt ins Unendliche. Hier am Geſtade blicken wir von dem Gipfel des wolkenragenden Gebirges auf ſeinen Lauf zurück, und indem unſre Blicke ihn bis zum Urſprunge verfolgen, erkennen wir erſt, daß es derſelbe Strom iſt, der oft an uns vorüberrauſchte. — So der Lauf unſrer geiſtigen Entwickelung vom Wurm im Staube bis zum Seraph vor dem

Throne der Gottheit. — Mag ſich auch Vergangenheit und Zukunft uns verbergen, Vernunft und Ahnungsgefühl rufen uns zu: Nicht auf dieſen engen Raum beſchränkt ſich das Leben! Wir waren, ſind und werden ſeyn!